



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

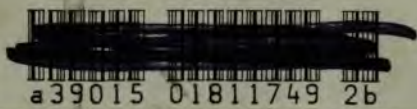
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

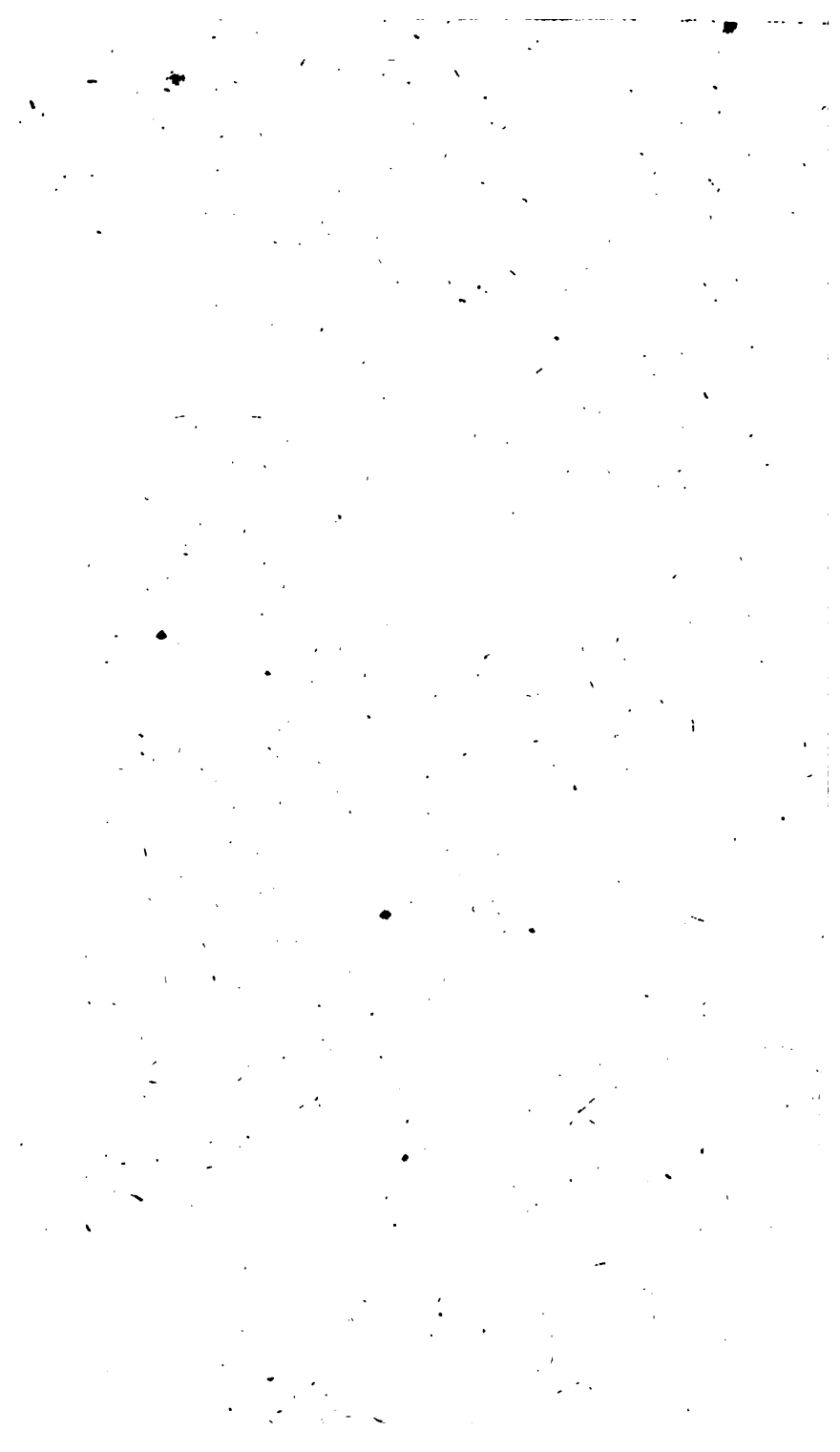
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

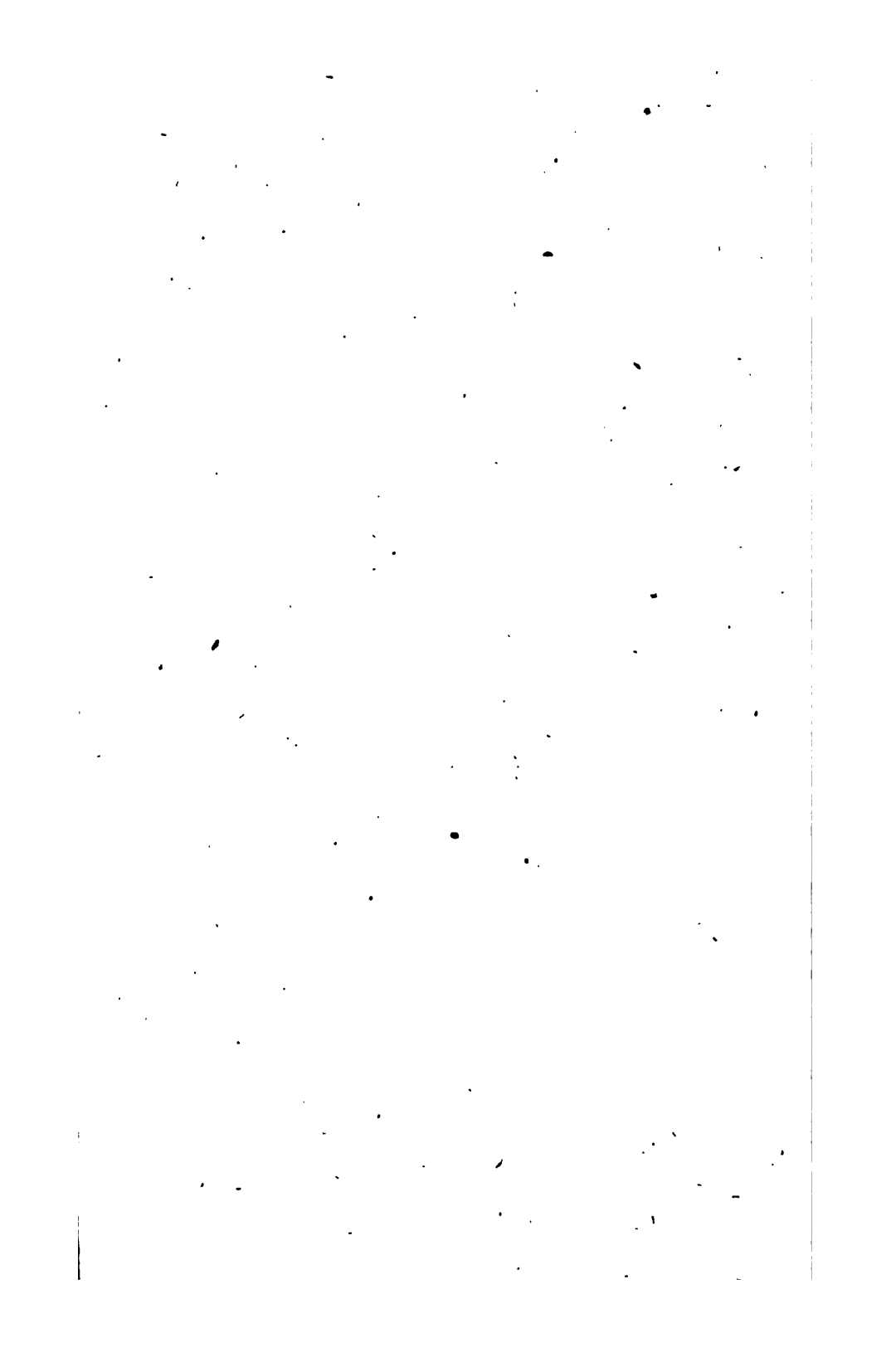
9UHR A



a39015 01811749 2b







Die  
Engländer  
in Indien.

1745-1762

---

Nach D r e m s, Robert

---

•••

J. W. von Archenholz,  
vormals Hauptmann in S. Preuß. Diensten.

---

Erster Band.

---

Nebst einer Landcharte von Indostan.

---

Leipzig

im Verlage der Dyllischen Buchhandlung

1786.

11/11/11

Dear Sir,

Reference is made to your letter of 11/11/11.

The information requested is as follows:

1. The total number of...

2. The total number of...

3. The total number of...

4. The total number of...

5. The total number of...

6. The total number of...

7. The total number of...

8. The total number of...

9. The total number of...

10. The total number of...

11. The total number of...

12. The total number of...

13. The total number of...

14. The total number of...



## Vorbericht.

---

Die brittischen Besitzungen in Indien ziehen seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit aller Nationen auf sich; da es ganze Königreiche sind, die ungeheure Einkünfte eintragen, und zu deren Behauptung zahlreiche Kriegsheere und Flotten erfordert werden, die man selten ruhen läßt. Der Ursprung dieser auffallenden Größe, und die Fortschritte eines so außerordentlichen Wachstums, dessen Ziel noch nicht zu bestimmen ist, verdienen also gewiß näher gekannt zu werden. Aus dieser Ueberzeugung ist gegenwärtiges Werk entstanden, wobey ich zwar andere Quellen zu Rathe gezogen, allein vorzüglich Orme zum Führer erwählt habe, der von den Engländern für den besten Geschichtschreiber der neuern Begebenheiten in Indien gehalten wird. Bey seiner großen Genauigkeit aber geht er nur gar zu oft ins Kleinliche, und spinnet wenigbedeutende Kriegsvorfälle viele Seiten lang aus. Da dieses keine Uebersetzung seines Werks, sondern eine freye Be-

## Vorbericht.

Arbeitsung desselben ist, so habe ich diesem Fehler so viel wie möglich abgeholfen. Dennoch dürfen un-  
erwartliche Leser hier vielleicht ein noch überflüssiges  
Detail finden. Man erinnert sie aber zu bedenken,  
daß hier alles wie eine Kette an einander hängt, Ur-  
sachen und Wirkungen, und daher, wenn gleich das  
Zitieren, doch das Weglassen nicht statt fand; fer-  
ner, daß kleine, von einer geringen Anzahl Europäer  
unternommene Expeditionen, in Indien von Wich-  
tigkeit, und oft die Quellen großer Begebenheiten  
sind. Diese bezeichnen sodann die aufgewandte Ge-  
duld hinreichend. Wie wenig sind die colossalischen  
Männer, unsere Zeitgenossen und Europäer, Clive,  
Bussy, Dupleix, unter uns bekannt! Man wird  
erstaunen und gestaun müssen, daß sie zu den größten  
Geistern des achtzehnten Jahrhunderts gehören; oh-  
ne einmal die durch seltene Eigenschaften sich aus-  
zeichnenden Indier, einen Morari-ram, Feldherrn  
der Maratten, Alkaverdy, Nabob von Bengalen,  
u. a. zu erwähnen.

Die gegenwärtige Geschichte fängt mit dem  
1745 an, das ist, bey einem Zeitpunkte, wo  
pländer nur noch sehr geringe Besitzungen in

## Vorbericht.

Indien hatten, und vor den wichtigen Robott zu-  
terren, die sie hernach ganz nach Gefallen ein- und  
absetzten, und sie endigt sich mit der Eroberung von  
Pondichery im Jahre 1762, da diese große Stadt  
durch die siegreichen Engländer von Grund aus zer-  
stört wurde. Der Charakter, die Sitten und Ge-  
bräuche der Indier, worüber so viel geschrieben ist,  
werden hier durch Handlungen dargestellt; unstrei-  
tig die beste Methode, ein Volk kennen zu lernen:  
Wie sehr es diese große, alte und cultivirte Nation  
verdient, bedarf wohl keiner Beweise.

In Ansehung der Indischen Namen habe ich  
mich einer Freyheit bedient, die allen scrupulösen Ge-  
lehrten, denen Buchstaben äußerst wichtig sind, sehr  
ausstößig seyn dürfte. Ich schreibe nämlich nicht  
Hindostan, Hindus, u. s. w., sondern ich bin in  
der Orthographie Orme gefolgt, und nenne sowohl  
Länder als Völker dieser Weltgegend, so wie sie von  
Engländern, Franzosen und Holländern gewöhnlich  
bezeichnet werden, das heißt, von denen Nationen,  
welche mit Indien in Verbindung stehen, es also folg-  
lich besser als wir kennen; deren Schriftsteller aber  
sich lieber verständlich und etymologisch unrichtig,

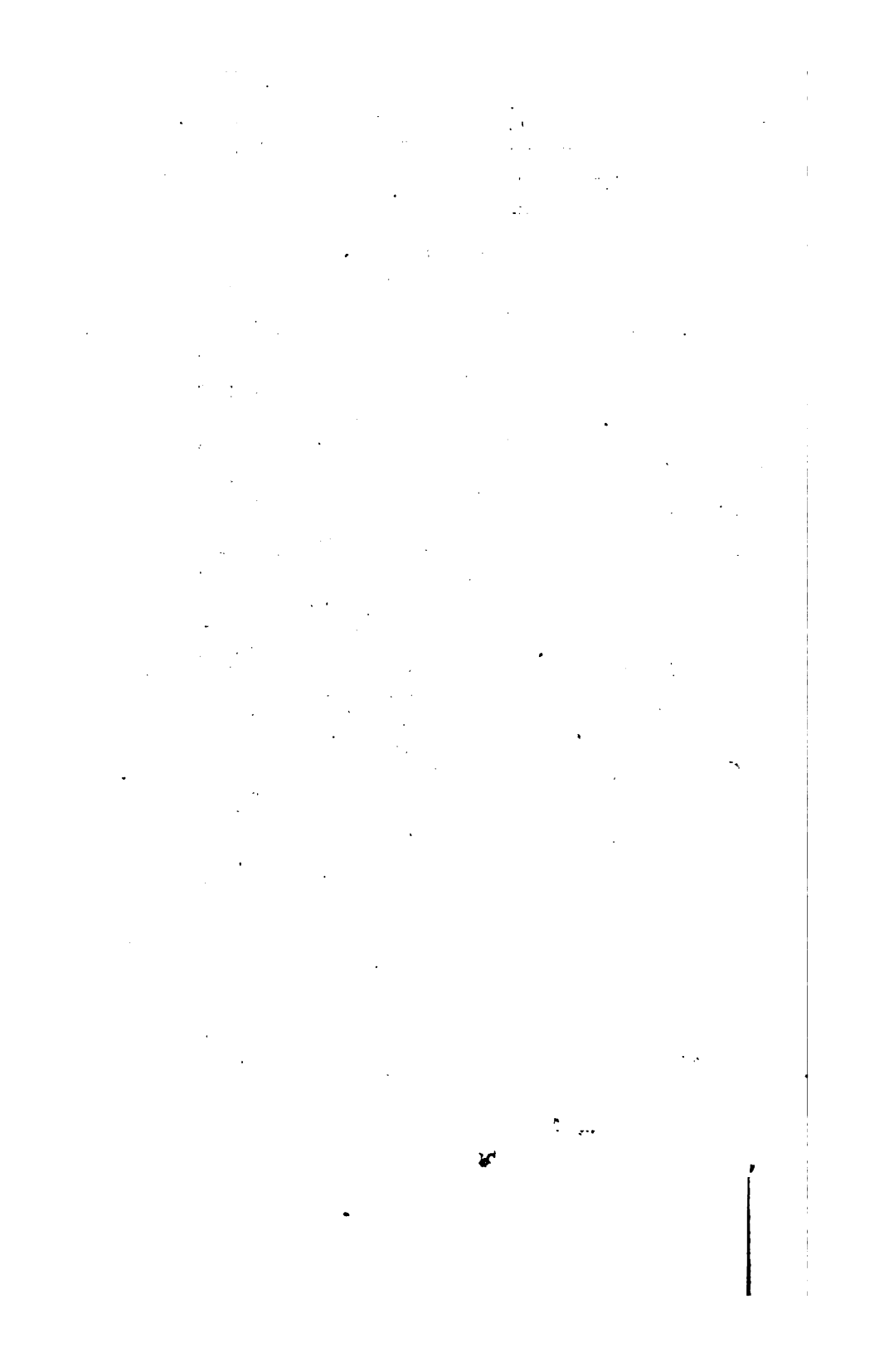
# Zeit = 1848

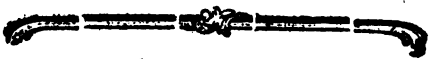
Die Revolutionen sind nicht mehr, was  
 sie früher waren. Sie sind nicht mehr  
 die Revolutionen der Freiheit, sondern  
 die Revolutionen der Gerechtigkeit. Sie  
 sind nicht mehr die Revolutionen der  
 Vernunft, sondern die Revolutionen der  
 Menschlichkeit. Sie sind nicht mehr  
 die Revolutionen der Wissenschaft, sondern  
 die Revolutionen der Kunst. Sie sind  
 nicht mehr die Revolutionen der Politik,  
 sondern die Revolutionen der Moral. Sie  
 sind nicht mehr die Revolutionen der  
 Religion, sondern die Revolutionen der  
 Philosophie. Sie sind nicht mehr die  
 Revolutionen der Natur, sondern die  
 Revolutionen der Geschichte. Sie sind  
 nicht mehr die Revolutionen der  
 Wissenschaft, sondern die Revolutionen  
 der Kunst. Sie sind nicht mehr die  
 Revolutionen der Politik, sondern die  
 Revolutionen der Moral. Sie sind nicht  
 mehr die Revolutionen der Religion,  
 sondern die Revolutionen der Philosophie.  
 Sie sind nicht mehr die Revolutionen  
 der Natur, sondern die Revolutionen  
 der Geschichte. Sie sind nicht mehr  
 die Revolutionen der Wissenschaft,  
 sondern die Revolutionen der Kunst.





Eudner Jr





Abhandlung  
zur nähern Kenntniß  
von Indien.

---

Erster Abschnitt.

Ueber Indien und dessen Bewohner, ihre Religion, Sitten und Gebräuche.

**D**ie Europäer bezeichnen mit dem Namen Ost-Indien alle Reiche und Länder des südlichen Asiens, von den östlichen Gränzen von Persien an, bis zu den östlichen Küsten von China. Unter dieser Benennung sind auch die Inseln, die das Japanische Reich bilden, so wohl als die Malenischen Inseln begriffen, woselbst die Holländer so wichtige Besizungen haben, und die nach Süden zu sich bis an die Küsten von Neu-Holland, und ostwärts bis zu unbekanntem Ländern erstrecken. Allein der Name Indien kömmt eigentlich nur dem Lande zu, das sowohl in Asien als in Europa den Namen Indostan führt.

Der Theil des westlichen Indostans, der nicht von dem Meere begränzt wird, ist von Persien und der usbeckischen Tatarey durch Wüsteneyen und durch diejenigen Berge getrennt, die den Alten unter dem Namen Paropamisus bekannt waren. Das Gebirge Caucasus bildet die nördliche Gränze des Landes, und sondert es von mannichfaltigen tatarischen Nationen und von Thibet ab. Vom Gebirge Caucasus bis Chitigan wird es durch Moräste und Flüsse von den Königreichen Zepra, Assam und Arracan getrennt; von Chitigan aber bis zum Vorgebirge Comorin herunter, und von diesem wieder nach Persien hinauf, wird Indostan von der See umzingelt.

Dieser große Erdraum ist in dem höchsten Alterthume schon bewohnt gewesen, und zwar von einer Volke, die weder in Bildung noch Sitten die geringste Aehnlichkeit mit irgend einer von den benachbarten Nationen hat. Obgleich diese Nationen ihnen zu wiederholtenmalen Eroberer zugesandt haben, die sich in verschiedenen Theilen des Landes niederließen; obgleich die mogulischen Tataren unter Amerlan und seinen Nachfolgern sich endlich fast des Ganzen bemächtigten, so haben doch die ursprünglichen Einwohner sehr wenig von ihrem Original-Charakter durch diese Niederlassungen von Fremden verloren.

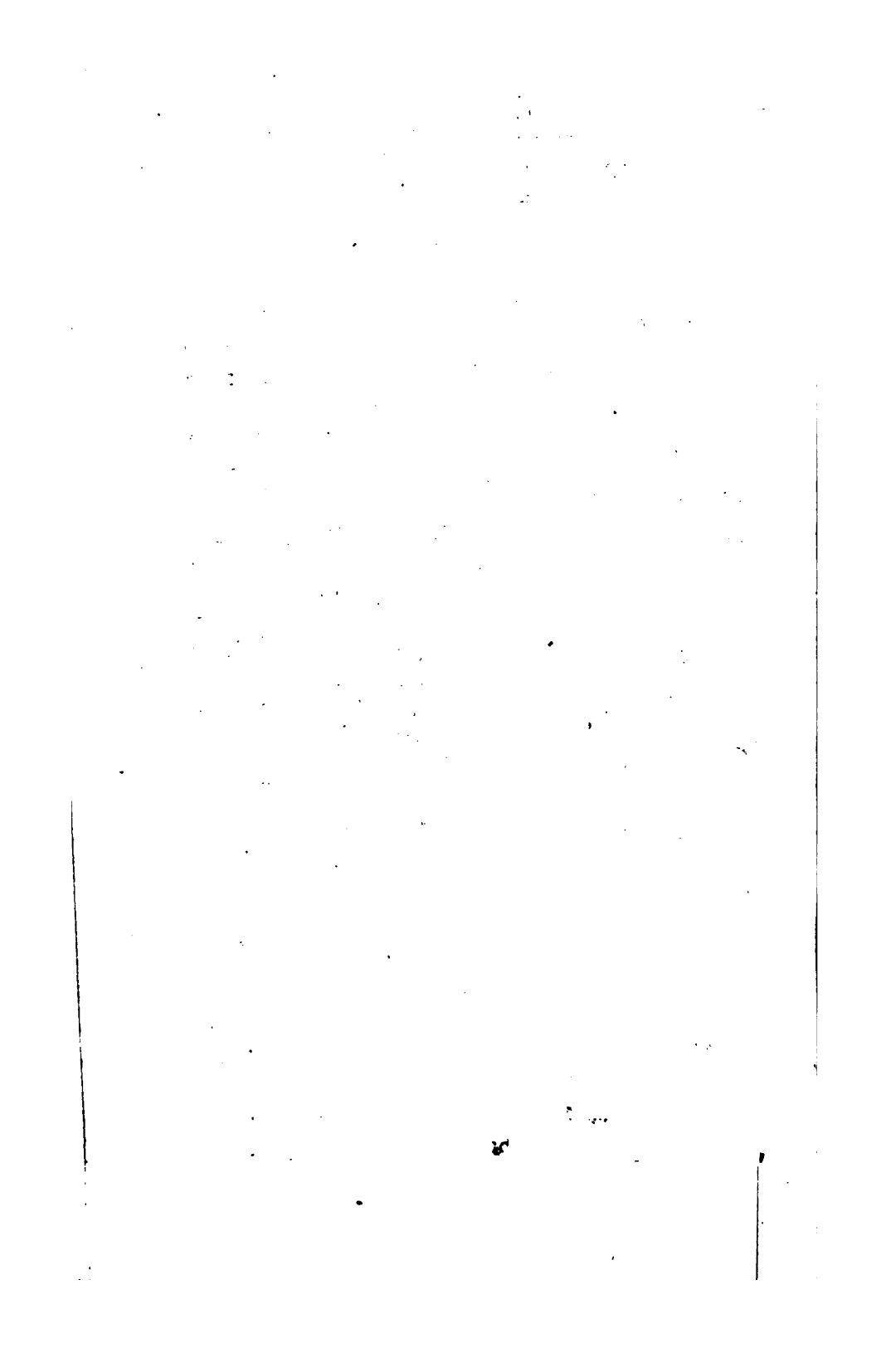
Außer den besondern Benennungen, die sie von ihren Ländern und Casten bekommen, in welchen sie geboren sind, haben sie einen allgemeinen Namen, der allen ohne Unterschied gegeben wird, um diese ursprünglichen Landes-Bewohner von allen denen zu



unterscheiden, die sich bey ihnen niedergelassen haben. Dieser Name ist Hindu, woraus das Wort Indier entstanden ist.

Diese Indier haben selbst die Tradition von den Zeitaltern verloren, wo ihre Vorfahren anfangen, an Wistnou, Esvara, Brama, und an mehr als hundert tausend ihnen untergeordnete Gottheiten zu glauben. Diese Gottheiten werden in Tempeln, die man Pagoden nennt, in allen Theilen von Indostan verehrt, daher das ganze Reich von den Einwohnern als heiliges Land betrachtet wird; denn es ist hier kein Erdstrich, wo nicht eine oder die andre Gottheit erschienen wäre, und etwas gethan hätte, um Tempel und Priester zu verdienen. Einige dieser Gebäude sind von undenkbarem Alterthum; es sind Monumente von so ungeheurer Arbeit, daß sie die Volksfage bestätigen, daß nämlich die Götter selbst sie erbauet hätten.

Die Geschichte dieser Götter ist eine Sammlung der größten Albernheiten. Es ist Esvara, die den Kopf des Brama abdreht; es ist die Sonne, der man die Zähne ausschlägt, und der Mond, den man braun und blau an einem Feste prügelt, wo die Götter insgesamt sich zanken und herum schlagen. Sie sagen, daß Sonne und Mond noch bis auf den heutigen Tag die Zeichen dieser Schlägerey in ihren Gesichtern aufweisen. Man findet zwar hier und da eine moralische oder metaphysische Allegorie, bisweilen trift man auch Spuren von der Geschichte eines ersten Gesetzgebers an; allein es ist alles so ausschweifend und so unzusammenhängend, daß wir uns wundern müssen, wie ein in mancher Rücksicht kluges Volk einen



schrift ihrer heiligen Bücher, wodurch ein großer Theil ihrer Zeit verloren geht.

Ein Braman kann nichts essen, das jemand, der kein Braman ist, zubereitet, ja nur berührt hat; aus eben diesem Grundsatz kann er nicht anders als in seiner Caste heurathen, weil diese die höchste ist, und selbst über die Könige geht. Sie sagen, daß sie ehemals Könige des ganzen Landes waren, und haben auch bis auf den heutigen Tag das Vorrecht aufbehalten, daß, wenn sie durch ein Verbrechen die Todesstrafe verdient haben, sie solche durch den Verlust ihrer Augen büßen können. Einen Bramanen zu tödten, ist eine von den fünf Sünden, für welche fast keine Ausöhnung statt findet.

Dieser ungereimte Oberrang der Bramanen scheint die Indier veranlaßt zu haben, sich in verschiedene Stämme oder Volksstufen abzusondern; woben alle ohne Unterschied die für jede derselben festgesetzten Grade der Achtung blindlings annehmen. Man zählt vierundachtzig dieser abgetheilten Stämme oder Casten in Indostan. Wenn aber dieses Reich besser bekannt seyn wird, so dürfte man wahrscheinlich viel mehr finden, da der Indier einen sonderbaren Hang hat, durch sehr geringfügige Ursachen veranlaßt, eine abgesonderte Sekte zu formiren. Indessen ist die Rangordnung aller Casten mehrentheils in den Städten und Provinzen unverklich festgesetzt. Der Indier einer untergeordneten Caste würde es für eine Ehre halten, die Gebräuche einer höhern Caste anzunehmen; allein diese letztere würde eher bis aufs Blut kämpfen, als ihre Vorrechte Preis geben. Die nie-

Der Theil des westlichen Indostans, der nicht von dem Meere begränzt wird, ist von Persien und der usbeckischen Tataren durch Wüsteneien und durch diejenigen Berge getrennt, die den Alten unter dem Namen Paropamisus bekannt waren. Das Gebirge Caucasus bildet die nördliche Gränze des Landes, und sondert es von mannichfaltigen tatarischen Nationen und von Thibet ab. Vom Gebirge Caucasus bis Chitigan wird es durch Moräste und Flüsse von den Königreichen Zepra, Assam und Arracan getrennt; von Chitigan aber bis zum Vorgebirge Comorin herunter, und von diesem wieder nach Persien hinauf, wird Indostan von der See umzingelt.

Dieser große Erdraum ist in dem höchsten Alterthume schon bewohnt gewesen, und zwar von einer Volke, das weder in Bildung noch Sitten die geringste Aehnlichkeit mit irgend einer von den benachbarten Nationen hat. Obgleich diese Nationen ihnen zu wiederholtenmalen Eroberer zugesandt haben, die sich in verschiedenen Theilen des Landes niederließen; obgleich die mogulschen Tataren unter Zamerlan und seinen Nachfolgern sich endlich fast des Ganzen bemächtigten, so haben doch die ursprünglichen Einwohner sehr wenig von ihrem Original-Charakter durch diese Niederlassungen von Fremden verloren.

Außer den besondern Benennungen, die sie von ihren Ländern und Casten bekommen, in welchen sie geboren sind, haben sie einen allgemeinen Namen, der allen ohne Unterschied gegeben wird, um diese ursprünglichen Landes-Bewohner von allen denen zu

regelmäßigsten Klima, in welchem die große Sonnenhitze und die große Fruchtbarkeit des Bodens die meisten Bedürfnisse vermindern, denen die Menschen in andern Regionen ansgesetzt sind, und wo die übrigen ohne viel Arbeit erlangt werden: diese Ursachen und ihre mannichfaltigen Folgen haben bewirkt, daß die Indier die entnerfetesten Bewohner der Erde geworden sind.

Sie schauern beim Anblick des Bluts, und zeigen eine Feigherzigkeit, die nur allein ihr zarter körperlicher Bau entschuldigen kann. Dieser ist so schwach, daß der Indier keine Hoffnung hat, den Anfall eines Bewohners der nordischen Regionen abzuwehren. Seine Sitten sind sanft, und seine Glückseligkeit besteht in den Vergnügungen des häuslichen Lebens. Außer der Anreizung des Klima verbindet ihn auch seine Religion dazu; da diese das Heurathen als eine absolute Pflicht befiehlt. Obgleich aber diese ihm erlaubt, nach dem Beispiele seiner Götter mehrere Weiber zu nehmen, so hat er doch selten mehr als eine, und dieses Weib ist gemeintlich von einem so anständigen Betragen, von einer so zärtlichen Sorgfalt für ihre Familie, und von einer ehelichen Treue, die der Menschheit in den civilisirtesten Ländern Ehre machen würde. Seine Ergötzlichkeiten sind in die Pagode zu gehen, religiösen Feiertlichkeiten beizuwohnen, und eine Menge Ceremonien zu beobachten, die ihm bey allen Gelegenheiten von den Bramanen vorgeschrieben sind; denn nach seinen Begriffen von Unreinigkeit, erzürnt er seine Götter unaufhörlich, die auch nicht eher versöhnt werden, bis ihre Priester befriedigt sind.

folchen Eoher voll Unsinnis als eine Religionslehre habe annehmen können, wenn wir nicht eben diese leichtgläubigkeit in der Geschichte von weit aufgeklärtern Nationen fänden.

Die Bramanen, die den Priesterstamm ausmachen, kommen von jenen Brachmannen her, die im Alterthum so ehrwürdig gehalten wurden; obgleich die heutigen nun als Philosophen und Gelehrte tiefer unter dem Ruhm ihrer Vorfahren stehn, so werden doch ihre Lehren als Priester blindlings von der ganzen Nation befolgt, und auch in Ansehung profaner Wissenschaften sind sie die Quelle aller Kenntnisse, die man in Indostan findet. Einige unter ihnen wissen Sonnen- und Mondfinsternisse zu berechnen, welches aber auch der höchste Grad ihrer mathematischen Gelehrsamkeit ist. Sie haben gute Begriffe von der Logik, allein es scheint nicht, daß sie Bücher über die Rhetorik besitzen. Ihre musikalischen Grundsätze, wenn wir sie nach der Ausübung beurtheilen, sind barbarisch; und in der Arzneiwissenschaft erhalten sie keinen Beystand von der Anatomie, weil ihre Religion keine Zergliederungen erlaubt.

Sie vergießen kein Blut, und essen kein Fleisch, weil sie die Seelenwanderung glauben. Sie murren die Weiber auf, sich mit den Körpern ihrer verstorbenen Männer zu verbrennen, und halten es für die höchsten Religionspflichten, wenn sie genau eine Menge Ceremonien verrichten, die zur Verehrung ihrer Götter dienen, und sehr aufmerksam sind, ihre Leiber nicht verunreinigen zu lassen. Daher beobachten sie strenge Reinigungen aller Arten nach der Vor-

men muß, und es wahrhaft unbegreiflich ist, wie sie ihre großen Pagoden haben auführen können. Es scheint nicht, daß sie vor Ankunft der Muhamedaner je eine Brücke mit Bogen über ihre Flüsse gebaut hatten.

Der Geschmeidigkeit, womit der ganze Körper eines Indiers begabt ist, und die man besonders an seinen Händen gewahr wird, hat man die große Vollkommenheit in den Linnenmanufakturen zu verkennen. Das nämliche Instrument, womit ein Indier das feinste Messeltuch macht, würde unter den steifen Fingern eines Europäers kaum ein Stück Cannefas hervorbringen.

Die Religion verbeut dem Indier, sein Land zu verlassen. Er braucht nichts von auswärts, und ist so weit entfernt, einem Ausländer seine Meynungen beyzubringen, oder zu wünschen ihn mit seiner Nation zu verbinden, daß, wenn ein solcher wirklich um die Erlaubniß anhielte, den Wistnou in den Pagoden anzubeten, er mit der größten Verachtung abgewiesen werden würde.

Nichts scheint dem Glücke dieser Nation gefehlt zu haben, als daß Anders sie mit der nämlichen Gleichgültigkeit hätten betrachten sollen, mit welcher sie auf die ganze übrige Welt sahen. Allein nicht zufrieden mit den Geschenken, womit die Natur ihr Clima so reichlich ausgestattet hat, haben sie Verbesserungen ohne Noth gemacht. Sie haben die mannichfaltigen und schätzbaren Produkte ihres Bodens cultivirt, und zwar in solchem Maasse, daß dadurch die Bedürfnisse aller andern Nationen befriedigt werden konnten; ihre

bern empfangen die von den höhern Casten zubereiteten Lebensmittel mit Ehrfurcht, dagegen die höhern überhaupt keine Speisen genießen, die von den Händen der Niedern berührt worden sind. Ihre Heurathen und ihr Umgang haben die nämlichen Gränzen; daher zeigen die Mitglieder einer jeden Caste; außer der National-Physiognomie, eine eigne Bildung, die sie von allen andern noch mehr unterscheidet. Einige Casten sind so merkwürdig wegen ihrer Schönheit, als andre wegen ihrer Häßlichkeit.

Alle diese Casten erkennen die Bramanen für ihre Priester, und glauben an die Seelenwanderung. Diefem Lehrbegriff zufolge, betrüben sich manche über den Tod einer Fliege, wenn sie gleich ohne Vorsatz getödtet worden ist. Der größte Theil der Casten aber ist nicht so scrupulös, sondern sie essen, jedoch sehr mäßig, sowohl Fisch als Fleisch; allein, so wie die Juden, nicht von allen Arten ohne Unterschied. Sonst ist ihre Nahrung Reis und Gemüse mit Ingber und andern starken Gewürzen zubereitet, womit ihre Gärten, fast ohne Cultur, angefüllt sind. Die Milch wird von ihnen für die reinste aller Speisen gehalten, weil sie glauben, daß sie mit dem Nektar der Götter Aehnlichkeit hat, und überdem die Kuh selbst wie eine Art von Gottheit von ihnen betrachtet werden.

Der Abscheu gegen das Blutvergießen, der in ihrer Religion gegründet, und durch die große Mäßigkeit in einem Leben unterstützt ist, das bey den mehrsten in einem sehr sparsamen Gebrauche animalischer Nahrung, und einer gänzlichen Enthaltbarkeit bewirkender Getränke, zugebracht wird; der Einfluß des



## Zweiter Abschnitt.

### Skizze der Geschichte von Indien der mittlern und neuern Zeit.

Lange vor Tamerlan waren muhamedanische Fürsten in Indien eingedrungen, hatten Eroberungen gemacht, und sich hier niedergelassen.

Walid, der sechste von den Califen, die man Omniaden nannte, der den Thron 708 unsrer Zeitrechnung und im neunzigsten der Hegira bestieg, machte Eroberungen in Indien, so daß der Coran sehr zeitig in diesem Reiche eingeführt wurde.

Mahmoud, der Sohn des Sebectchin, Fürst von Gazna, der Hauptstadt einer durch Gebirge vom nordwestlichen Theile von Indien abgetrennten, und unweit Candahar gelegenen Provinz, brachte im Jahr 1002 den Coran durchs Schwert nach Indostan. Es scheint, daß er sich einen großen Theil Landes unterwürfig machte, wenn es wahr ist, daß sich seine Eroberungen nach Süden bis zur Hauptstadt des Königreichs Bisapour nahe bey Goa erstreckten. Er behandelte die Indier mit aller Strenge eines Siegers, und aller Wuth eines Befehrsers; die gesammelten Schätze wurden auf seinem Zuge geplündert, die Tempel zerstört, und die Götzenbilder niedergehauen. Seine Geschichtschreiber sind ganz ausschweifend bey Anführung der Reichthümer, die er in Indostan fand. Einer von ihnen erzählt, wahrscheinlich allegorisch, daß Mahmoud einen Baum von ungeheurer Größe

aus der Erde hervordwachsend antraf, dessen Substanz lautes Gold war.

Die Nachfolger dieses Mahmud sind in der Geschichte mit dem Namen der Gaznaviden bezeichnet; sie behaupteten einen großen Theil der von ihren Anherren eroberten Länder bis zum Jahre 1155, oder 1157, da Kosrou Schach, der dreyzehnte und letzte Fürst der Gaznavidischen Dynastie, von Hussain Gauri entthronet wurde. Er hatte den Namen Gauri von seinem Vaterlande Gaur, einer nördlich von Gazna gelegenen Provinz, bekommen.

Dieser Hussain gründete die Dynastie der Gauriden, welche fünf Prinzen erzeugte, die innerhalb und außerhalb Indien ungefähr die nämlichen Staaten besaßen, wie die Gaznaviden, und auch so wie diese Gazna zu ihrer Hauptstadt machten.

Scheabbeddin, der vierte der Gauridischen Kaiser, eroberte noch während dem Leben seines Bruders und Vorgängers Balathbeddin die Königreiche Multan und Delhi. Er zog so ungeheure Schätze aus Indien, daß, als seine Lieblings Tochter den Schatzmeister um den Werth derselben befragte, dieser antwortete, daß die Diamanten allein dreytausend Pfund an Gewicht hätten, und sie also von dem Uebrigen urtheilen möchte. Obgleich von dieser orientalischen Prahlerey manches abzuziehen seyn dürfte, so ist doch gewiß, daß er durch seine indischen Eroberungen unermessliche Reichthümer zusammen brachte. Ein Indier, der durch die Beleidigungen seiner Götter und Verunreinigung ihrer Tempel in Verzweiflung gesetzt wurde, that ein Ge-

Albbe, den Scheabbeddin zu ermorden, und vollzog es auch.

Das Geschlecht der Gauriden starb 1212 mit Mahmud aus. Auch dieser Fürst wurde ermordet. Es scheint indeffen nicht, daß er in seinen Staaten außerhalb Indien, selbst in Gazna nicht, viel Gewalt hatte, da er gegen den Gebrauch seiner Vorfahren nicht in dieser Stadt residirte. Sein Onkel Scheabbeddin, der kinderlos war, hatte die Absonderung der indischen Provinzen von dem Gaznaschen Reiche dadurch vorbereitet, daß er zwey derselben von zweyen seiner Sklaven regieren ließ. Der eine, Nasserbeddin, erhielt von ihm das Königreich Multan, und der andre, Lothbeddin Ibeck, das von Delhi. Zu gleicher Zeit machte er einen dritten Sklaven, Taggeddin Idiz, zum Statthalter von Gazna.

Im Jahre 1214 zeigte sich Mohamed, der sechste Sultan von der Dynastie der Khowarasmianen, dessen Staaten an die Gauridischen gränzten, und nahm Gazna dem Sklaven ab, der dem Sklaven Taggeddin Idiz in dem Gouvernement der Stadt gefolgt war. Allein ob er gleich diese Hauptstadt in Besitz nahm, so scheint es doch nicht, daß er sich auch der indischen Staaten der Gauriden bemächtigte. Er war so unvorsichtig, den mächtigen Gingschan zu reizen, der ihn 1218 zwang, sich durch die Flucht zu retten; da er denn 1220 in einer großen Entfernung von Indien als ein Flüchtling starb.

Der mutthige Gelaladdin, Sohn des Mohamed, widersezte sich in der Provinz Gazna den furchtbaren Waffen des Gingschan, allein 1221 mußte er

Künstenmanufakturen haben sie zu einer Vollkommenheit gebracht, welche die besten europäischen Arbeiten übertrifft, und mit Begierde den Tribut in Gold und Silber befordert, den alle Völker sich um die Wette beeifern ihnen zuzusenden. Sie sind seit undenklichen Zeiten dem Handel ergeben gewesen, da sie den Krieg verabscheuen; daher sind sie immer übermüthlich reich, und auch immer unfähig gewesen, ihre Schätze zu vertheidigen.

---

ohne sich in die Angelegenheiten außerhalb Indien zu mischen, so ward er dadurch der erste regelmäßige und mächtige muhamedanische Monarch, der noch bisher in Indostan regiert hatte. Er starb 1235, und seine Abkömmlinge bildeten die Dynastie der ersten Könige von Delhi von Muhameds Religion.

Firouzschah-Kocneddin folgte seinem Vater Jelmische, allein schon im ersten Jahre seiner Regierung wurde er von seinen mißvergnügten Großen entthront, die seiner Schwester Radhiateddin die Krone aufsetzten; ein außerordentliches Phänomen in einem muhamedanischen Reiche. Diese Monarchin wurde nach manichfaltigen Begebenheiten von ihrem Bruder Beharam Schach wieder entsetzt, und ermordet, da sie sich retten wollte. Beharam hatte zwey Jahre hernach ein ähnliches Schicksal bey einem Aufruhr. Massoud-Schach-Mlaedbin bestieg nunmehr den Thron, wurde aber auch 1246 von seinem Bruder Mahmoud-Schach Massereddin herunter gestürzt, der große Eroberungen in Indien machte. Nach dem Tode dieses Monarchen stritten Firouz, sein Onkel, und Mlaedbin, seine Nefse, um den Thron, der letztere aber ließ den erstern ermorden, und blieb im Besitze des Königreichs Delhi bis zum Jahre 1317.

Hier findet sich eine Lücke von beynabe achtzig Jahren in der Geschichte dieser Könige, die selbst Heraklotos nach aller angewandten Mühe nicht ausfüllen konnte. Sultan Mahmoud, der 1398 in Delhi regierte, wird von Zamierlans Geschichtschreibern der Enkel des Kaisers Firouz Schach genannt. Dieser Mahmoud, ein schwacher Fürst, ließ sich ganz durch

aus der Erde hervordachsend antraf, dessen Substanz lautes Gold war.

Die Nachfolger dieses Mahmud sind in der Geschichte mit dem Namen der Gaznaviden bezeichnet; sie behaupteten einen großen Theil der von ihren Anherren eroberten Länder bis zum Jahre 1157, oder 1157, da Kosrou Schach, der dreizehnte und letzte Fürst der Gaznavidischen Dynastie, von Hussain-Gauri entthronet wurde. Er hatte den Namen Gauri von seinem Vaterlande Gaur, einer nordlich von Gazna gelegenen Provinz, bekommen.

Dieser Hussain gründete die Dynastie der Gauriden, welche fünf Prinzen erzeugte, die innerhalb und außerhalb Indien ungefähr die nämlichen Staaten besaßen, wie die Gaznaviden, und auch so wie diese Gazna zu ihrer Hauptstadt machten.

Scheabbeddin, der vierte der Gauridischen Kaiser, eroberte noch während dem Leben seines Bruders und Vorgängers Galathebbin die Königreiche Multan und Delhi. Er zog so ungeheure Schätze aus Indien, daß, als seine lieblichste Tochter den Schatzmeister um den Werth derselben befragte, dieser antwortete, daß die Diamanten allein drehtausend Pfund an Gewicht hätten, und sie also von dem Uebrigen urtheilen möchte. Obgleich von dieser orientalischen Prahlerey manches abzuziehen seyn dürfte, so ist doch gewiß, daß er durch seine indischen Eroberungen unermessliche Reichthümer zusammen brachte. Ein Indier, der durch die Beleidigungen seiner Götter und Verunreinigung ihrer Tempel in Verzweiflung gesetzt wurde, that ein Ge-

Kennzeichen von Freude bey einem Scharmüßel gezeigt hatten, worin die Tatern den Kürzern zogen. Dieser Umstand ließ befürchten, daß die Sklaven vielleicht während der Schlacht einen Aufruhr erregen könnten; Tamerlan bestand daher auf der strengen Befolgung dieses grausamen Befehls, der auch genau vollzogen wurde.

Einige Tage nach dieser Mordscene geschah die Schlacht, wo Tamerlan, wie gewöhnlich, Sieger war. Mahmoud und sein Bezier flohen nach Delhi, allein sie verließen es noch dieselbe Nacht wieder. Diese Hauptstadt wurde ohne Widerstand eingenommen, und dessen Einwohner allen Plünderungen und Grausamkeiten unterworfen, die in diesem Jahrhundert von Thamas Kouli Khan in der jetzigen Hauptstadt Indiens erneuert worden sind; welcher Ort, ob er gleich denselben Namen hat, dennoch von dem alten Delhi unterschieden ist.

Nachdem Tamerlan die nöthigen Anordnungen gemacht hatte, um dem Erfolg seiner Grausamkeiten vorzubeugen, marschirte er nach dem Ganges zu, nicht ohne muthigen Widerstand von manchen Dertern, der aber allemal fruchtlos war. Bey Loglipur ging er über den Ganges, stellte in allen Scharmüßeln seine Person blos, und erreichte endlich den Paß von Kupsese.

An dem Fuße der Gebirge Kentassi, in Thibet, und zwar in dem Theile dieses Landes, der zwischen dem einunddreißigsten und zweyunddreißigsten Grad der Breite und dem achtundneunzigsten und hundertsten Grad der Länge liegt, läuft der Ganges durch zwey

auch fliehen. Er zog sich nach Indien, wo er an den Ufern des Indus noch eine Schlacht wagte, die sich aber mit seiner gänzlichen Niederlage endigte; um nicht gefangen zu werden, warf er sich in den Fluß, und schwamm mit einem Muthe hinüber, der selbst Gingischan's Bewunderung erregte. Im Jahre 1231 wurde er in Mesopotamien umgebracht, und mit ihm endigte sich die Dynastie der Khwarasmiannen.

Es ist unbekannt, welchen Antheil Gingischan oder seine Nachfolger an den Angelegenheiten von Indostan nahmen. Wir finden, daß Thurmochirin-Chan, der in Lamertans Geschichte ein Abkömmling des Gingis, und ein großer Kaiser von Asien genannt wird, im Jahre 1240 bis zur Stadt Mirte, nördlich von Delhi gelegen, vordrang, und Eroberungen machte, die seinen Namen in Indien im Andenken erhalten haben. Jedoch wurde durch diese Eroberungen nicht die Familie vom Thron gestossen, die damals Delhi regierte.

Cothbeddin-Ibeck, der Sklave Scheabbeddins, machte sich im Königreiche Delhi unabhängig, das ihm sein Herr nur als Statthalter übergeben hatte. Er verbreitete die muhamedanische Herrschaft und starb ruhig auf seinem Throne 1219. Sein Sohn Aramschach folgte ihm; er wurde aber auch von einem Sklaven, Ietmische-Schamsfeddin, entthront. Dieser eroberte sodann von dem Sklaven Nassereddin die Provinzen, welche das neue Königreich Multan bilden. Da dieses nun mit Delhi vereinigt wurde, und der Sieger alle diese Staaten in Person beherrschte,



bet, sondern große Corps Truppen schwärmten in Sildem herum, während daß Tamerlan selbst es unternahm, die Gebirgsbewohner zu unterjochen, die Widerstand thaten, und sich ihm nicht unterwerfen wollten.

Endlich kam Tamerlan in Samarkand an, blieb aber nur wenige Monate ruhig. Er nahm nun seinen großen Zug vor, bey dem er sich Syrien und den Callen von Egypten unterwarf, den Vafazeth überwand, und durch alle diese und seine vorigen Eroberungen Beherrscher eines Reichs wurde, das sich von Smyrna bis an den Ganges erstreckte.

Tamerlan ging nie wieder nach Indien zurück, sondern fügte die hier eroberten Länder den andern großen Staaten bey, die er seinem Enkel Mir Mohammed gegeben hatte, der von Gazna aus, die muhamedanischen Königreiche in Indostan bis zum Tode seines Großvaters 1404 beherrschte. Dieser Tod war eine Begebenheit, die auf so viel Fürsten Einfluß hatte, und daher nothwendig große Unruhen erregen mußte. Tamerlan hatte auf seinem Todtbette Mir Mohammed zum Universalerben aller seiner Staaten erklärt; allein eben so groß, wie während seinem Leben die Verehrung und der Gehorsam gegen seine Befehle gewesen war, so groß war auch die Verachtung, die man nach seinem Tode gegen sein Verlangen bezeugte. Der Sultan Khalil, ein anderer seiner Enkel, nahm sogleich Samarkand in Besitz, und ließ sich als Kaiser ausrufen. Mir Mohammed lebte nicht lange genug, um seine Rechte zu behaupten, seit-

Alten Bezier Mellou-Cawn regieren, der seinem Bruder Sarent die Provinzen übergab, die zum Königreiche Multan gehörten, so daß diese beiden Brüder das ganze Reich nach Willkühr beherrschten.

Mirza Pir Mohammed Behanguir hatte 1392 von seinem Großvater Tamerlan die Souveränität über alle Länder bekommen, die das Reich der Khorwasimianen formirt hatten. Pir Mohammed brach daher 1393 mit einem zahlreichen Heere von Gazna auf, fiel in Multan ein, und belagerte die Hauptstadt, die Sarent tapfer vertheiligte.

Während dieser Belagerung rückte Tamerlan von Samarkand an. Er erreichte Indien am Ende des Jahres 1398, und brach schrecklicher, als alle Ueberschwemmungen der größten Gewässer, vom indischen Caucasus herein. Dieser unüberwindliche Barbar fand bey den Indiern zu wenig Widerstand, um selbst nach den Kriegsmarinen der Tataren die Grausamkeiten zu rechtfertigen, womit er seinen Zug bezeichnete. Bey Multan stieß sein Enkel zu ihm, der diese Stadt bereits eingenommen hatte, und nun ging der Marsch nach Delhi. Mahmoud und sein Bezier hatten so viel Muth, ihm hier die Spitze zu bieten, entschlossen, mit einem ungleich schwächern und ungeübtern Heere als das feindliche eine Schlacht zu wagen.

Bevor das Treffen anfieng, befahl Tamerlan, daß alle von seiner Armee auf ihrem Zuge gemachte Gefangenen, deren Anzahl sich auf 100,000 belief, umgebracht werden sollten, sowohl weil sie Götzendiener waren, als auch weil einige dieser Unglücklichen  
Kemm-

Schach, einem andern von den Söhnen Tamerlans. Dieser Babr, durch die Eroberungen der Usbeckischen Tataren vertrieben, verließ sein Land Mawhranhar und zog sich nach Indien, woselbst er 1526 den Sultan Ibrahim Lodi in einer großen Schlacht aufs Haupt schlug, und Kaiser von Delhi wurde. Wer dieser Sultan Ibrahim Lodi war, wird am besten bekannte werden, wenn die vom Sultan Babr eigenhändig geschriebenen Commentarien, die sich in Oxford befinden, übersezt sehn werden. Nachdem Babr noch fernere Eroberungen in Indostan gemacht hatte, starb er bey Agra 1530.

Der Stolz der Großen-Moguls, die von Babr abstammen, und sowohl in ihren Titeln als bey allen andern Gelegenheiten sich ihrer Abkunft von Tamerlan rühmen, hat die gemeine Sage veranlaßt, daß der Thron von Delhi und überhaupt alle von Tamerlan in Indien gemachte Eroberungen in gerader Linie auf seine Familie ununterbrochen fortgeerbt worden wäre. Bey einer solchen Thronfolge aber würde Sultan Babr nicht nöthig gehabt haben, erst keinen Fremden besiegen zu müssen, der doch Sultan Lodi gewesen seyn muß; auch würde sie ihm die Ehre geraubt haben, der Stifter der jetzigen Großmogulschen Dynastie zu seyn.

Homajon folgte seinem Vater Babr, und floh 1540 nach Persien, um den Vitanen zu entgehn, welche wahrscheinlich die muhamedanischen Unterthanen des besiegten Sultans Lodi waren. Durch den Beystand des Königs von Persien erhielt Homajon jedoch 1555 sein Reich wieder, und starb 1556.

große Eten; sodann fließt er nach Westen, bis er durch den Caucasus gehemmt und südwärts getrieben wird. Wenn er endlich nach mannichfaltigen Krümmungen einen Lauf von zweyhundert Seemeilen zurückgelegt hat, bricht er durch die Gränzgebirge durch und kommt so nach Indien. Diese Gegend, wo der Durchbruch geschieht, wird der Paß von Kupela genannt. Die Indier, die sich nicht sehr mit Untersuchungen abgeben, sehen diesen Paß als die Quelle des Ganges an, und da ein funfzehn Meilen von hier liegender Felsen mit einem Kuhkopf einige Aehnlichkeit hat, so sind dadurch auf einem kleinen Erdstrich zwey sehr wichtige Religions-Gegenstände erzeugt worden: das große Bild des Thiers, das sie fast wie eine Gottheit verehren, und der erste Anblick von der ungeheuren Masse des heiligen Wassers, das alle ihre Sünden abwäscht.

Bei Tamerlans Ankunft waren hier eine große Menge Indier versammelt, um ein Fest zu feiern. Sie thaten zwar einigen Widerstand gegen das tatarische Heer, wurden aber bald in die Flucht geschlagen. Dieses Siegesfeld ist das entfernteste Ziel von Tamerlans Eroberungen in Indien.

Er nahm nun den Rückmarsch nach seiner Hauptstadt Samarkand, und ging wieder über den Ganges, sodann längs dem Fuße des Caucasus, bis er an den Gränzen von Kaschmir anlangte. Der muhamedanische König dieses Landes schickte ihm Gesandte entgegen, um sich zu unterwerfen. Da dieser Zug durch Länder ging, welche die Armee vorher nicht berührt hatte, so wurde das Schwert noch nicht beschei-

Hälfte aller Provinzen der Halbinsel von Indien in eigener Person, und seine Viceröyge unterjochten alle übrigen, die malabarische Küste ausgenommen. Die Reichseinkünfte betrug zu seiner Zeit beymahc acht- unddreißig Millionen Pfund Sterling. Er starb 1707.

Alle Fähigkeiten des Aurengzeb gaben ihm nicht die Gewalt, die Krone einem seiner Söhne vorzugsweise zu sichern, und man sieht aus seinem hinterlassenen Testament, daß er die Streitigkeiten ahnete, die sich nach seinem Tode unter ihnen ereignen würden. Drey dieser Söhne waren Azem Schach und Mahomet Mauzem, und Beide standen an der Spitze von Kriegsheeren, die man seit Tamerlans Zeiten nicht so ungeheuer gesehen hatte. Mauzem führte mehr als 300,000 Mann an, unter denen 150,000 Reiter waren, ohne den zahllosen Troß zu rechnen, der gewöhnlich zu den indischen Armeen gehört. Azem, dem sein Vater die Krone zugebachte hatte, wurde geschlagen und kam in der Schlacht um, worauf denn Mauzem unter dem Titel Bahadr Schach als Kaiser ausgerufen wurde. Nunmehr ging er auf seinen Bruder Kaunbucksch los, und nahm ihn gefangen. Dieser unglückliche Prinz starb an seinen Wunden.

Bahadr Schach regierte nur sechs Jahre. Von vier ihn überlebenden Söhnen, vereinigten sich drey gegen den vierten, überwandn, und tödteten ihn; sodann sonderte sich Jahander Schach von den andern beiden ab, und fiel sie an; er schlug sie, ließ sie umbringen, und sich zum Kaiser ausrufen. Da er aber ein schwachen Fürst war, und sich von seiner Mätresse

### Zweiter Abschnitt.

zu Wasser beherrichen ließ, so wurde er durch zwei  
Morgen seines Hofes von Trümern geziert, und Kabin-  
und Kammern, sowie die Garten, zerstört.

Der König von Frankreich war der Erste,  
der sich dem Kaiser anbot, ihm die  
Krone des Reiches zu übergeben, und  
ihm die Kaiserkrone zu setzen. Der Kaiser  
hatte sich jedoch nicht für diesen Antrag  
entschieden, sondern hatte sich für die  
Krone des Reiches entschieden. Der Kaiser  
hatte sich jedoch nicht für diesen Antrag  
entschieden, sondern hatte sich für die  
Krone des Reiches entschieden.

Der Kaiser hatte sich jedoch nicht für diesen  
Antrag entschieden, sondern hatte sich für die  
Krone des Reiches entschieden. Der Kaiser  
hatte sich jedoch nicht für diesen Antrag  
entschieden, sondern hatte sich für die  
Krone des Reiches entschieden.

Der Kaiser hatte sich jedoch nicht für diesen  
Antrag entschieden, sondern hatte sich für die  
Krone des Reiches entschieden.

kaiserlichen Familie, die man nicht ermordet hatte, ihre Tage verlebt. Dieser Glückswechsel aber war nicht außerordentlicher als dessen kurze Dauer, denn seine tyrannischen Wahlherren ließen ihn nach einer drehmonatlichen Regierung auch umbringen, und setzten seinen Bruder Kasseih- al Dowlet auf den Thron; allein die Regierung dieses Kaisers war noch kürzer, denn er starb wenig Tage nachher eines natürlichen Todes.

Mahomed Schach wurde als sein Nachfolger von den beiden Brüdern Abdallah Khan und Hossan Aly Khan ernannt, von eben diesen, die bereits mächtig genug gewesen waren, vier Kaiser von Indostan ein- und fünf abzulösen. Vier von diesen Thronveränderungen geschahen in einem Zeitraum von vier Monaten. Die größte Demüthigung war jedoch diesem Mahomed Schach vorbehalten. Der Anfang seiner Regierung wurde mit einem Streich bezeichnet, der ganz der orientalischen Politik gemäß war. Seine Höflinge, um ihn zu vergnügen, ermordeten Hossan Aly Khan, einen der beiden Brüder, deren Hände schon so sehr mit dem Blute seiner Anverwandten befleckt waren. Der andre Bruder, Abdallah Khan, ergriff sogleich die Waffen, und ernannte einen andern Kaiser. Es kam zu einer Schlacht, worin Abdallah gefangen wurde; er starb drey Monat hernach an seinen Wunden; nachdem er, wie man behauptet, von Mahomed Schach die Versicherung seiner Vergnädigung erhalten hatte.

Durch den Tod dieser beiden so gefährlichen Feinde kam Mahomed zum ruhigen Besitze des Reichs,

Vor seiner Flucht hatte er seine Staaten durch die Königreiche Guzerat und Malva vermehrt, desgleichen hatte er von Bengalen Besitz genommen.

Abar, sein Sohn, folgte ihm und starb nach einer beynabe fünfzigjährigen Regierung 1605. Er erweiterte sein Reich nach Süden zu, daher er denn auch den König von Portugall, wegen der portugiesischen Besitzungen auf der Küste von Malabar, seinen Nachbar nannte.

Sein Nachfolger war Behanguir, der 1627 starb; ein schwacher Prinz, und ein Sklave seiner Mätresse Nouriehan; er selbst war beständig im Parlast eingesperrt, und die Regierung ganz in den Händen seines ehrgeizigen Sohnes Behan Schach. Der Ritter Thomas Roe wurde vom König Jacob I. von England als Gesandter zu Behanguir geschickt.

Schach Behan folgte seinem Vater. Seine Regierung war eine Zeitlang glücklich, aber alles änderte sich, da er durch eine unmäßige Lebensart im Serral krank wurde. Diese Gelegenheit mußte sein Sohn Aurengzeb ihn abzusetzen und einzusperrn. Der entthronte Monarch starb 1666.

Es giebt wohl keine interessantere Geschichte, als die von der Rebellion des Aurengzeb gegen seinen Vater, die Bernier geschrieben hat. Nachdem dieser Prinz seine drey Brüder und einige ihrer Kinder hatte ermorden lassen, um den Thron zu besteigen, so regierte Aurengzeb beynabe fünfzig Jahre, und zwar mit einer so ruhmwürdigen Sorgfalt für sein Reich, daß man ihn unter die fähigsten Regenten zählen kann, die je gelebt haben. Er eroberte über die



sich mit dem Feinde zu schlagen, und diese Oberhäupter wieder unter dem Befehle eines Kaisers, der aus Furcht halb todt war. Der Erfolg war die Unterwerfung gegen einen fünfmal schwächern Feind. Die Schwäche des Heers aber ersetzte der durch Thaten gewakte Muth der Perser und die Kriegserfahrenheit ihres verwegenen Anführers; hiezu kam noch die Hoffnung, die Hauptstadt des reichsten Reichs in der Welt zu plündern. Ein bloßes Scharmüßel entschied das Schicksal dieses mächtigen Reichs. Mahomed Schach legte Krone und Zepter zu den Füßen des Thamas Kouli Khan, der Delhi in Besitz nahm, es plünderte, und über 100,000 von dessen Einwohnern umbringen ließ. Der Sieger behielt für sich alle Länder, die an der westlichen Seite der Flüsse Indus und Attock lagen; die übrigen gab er an Mahomed Schach zurück, und setzte ihn förmlich wieder auf den Thron; sodann ging er nach Persien, und nahm aus Indostan einen so unermesslichen Schatz mit sich, daß er in Silber, Gold und Edelsteinen auf mehr als siebenzig Millionen Pf. Sterling geschätzt wurde. Sein Einfall in Indien von Kandahar aus geschah im Anfange des Jahres 1738, und er kam am Schlusse des Jahres 1739 an diesen Ort wieder zurück. Dieser schreckliche Zug kostete Indostan außer seinen Schätzen das Leben von 200,000 Menschen.

Die Grausamkeiten des Thamas Kouli Khan in Indien waren so groß, daß ein Dervisch den Muth hatte, ihm folgendes zu schreiben: „Wenn du ein Gott bist, so handle wie ein Gott; wenn du ein Prophet bist, so führe uns auf den Weg des Heils;

Sal Koar beherrschen ließ, so wurde er durch zwey Große seines Hofes vom Throne gestürzt, und Mahomed Furukfir, Sohn des Azem, darauf gesetzt.

Vermöge dieser Abhängigkeit von den Großen des Reichs, zu welcher die Streitigkeiten um die Krone die Nachkommen Aurengzebs gebracht hatten, bestiegen die erwählten Kaiser, ob sie gleich von dem Volk als Despoten betrachtet wurden, den Thron beständig in Fesseln, und waren eigentlich nichts mehr als Sklaven ihrer Minister. Das Blut Tamerlans wurde jedoch mit zu großer Ehrfurcht betrachtet, um andern als seinen Abkömmlingen Hoffnungen zu geben, den Thron ungestraft besteigen zu können. Die ihm vermöge ihrer Aemter am nächsten standen, begnügten sich daher das Reich nach Willkühr zu beherrschen, wobey sie zwar dem Volke den Monarchen mit großem Pomp zeigten, ob er gleich niemanden als den Weibern in seinem Serail befehlen konnte.

Furukfir war der erste Große-Mogul, dessen Vater nicht Kaiser gewesen war. Die nämlichen Minister, die ihn erhoben hatten, setzten ihn auch wieder ab, weil es ihre eigene Sicherheit erforderte. Sie sperrten ihn nicht allein ein, sondern ließen ihm auch die Augen ausstechen. Allein selbst diese Grausamkeit that ihrer Furcht oder Rache nicht Einhalt, er mußte auch ermordet werden; und dieses geschah den 16ten Febr. 1719 auf die schmählischste und schrecklichste Weise.

Diese Kronen-Ausheiler ernannten nun seinen Vetter Kasseih-al-Dirjat zum Kaiser. Er wurde daher aus dem Schlosse geholt, wo diejenigen von der

### Dritter Abschnitt.

Ueber die Muhamedaner in Indien, desgleichen  
über die Geseze und die Staatsverfassung  
des Mogulschen Reichs.

**S**obgleich die nördlichen Nationen in Indien Götzendiener waren, so kann man doch sagen, daß sie kaum von einer Religion wußten, wenn man die Menge abergläubischer Gebräuche und Ceremonien dagegen hält, wodurch sich die Bewohner der südlichen Provinzen auszeichnen; sie wurden daher leicht überredet, die muhamednische Religion anzunehmen, und sind jezt unter dem Namen der Affghaner oder Pitaner bekannt, die bey äßen großen Begebenheiten in Indien so wichtige Rollen spielen. Außer diesen Völkern haben wenig Indier ihre alte Religion verlassen.

Die Kriegsheere, die hier die ersten Eroberungen für die tatarischen Dynastien machten, oder sonst in Indien einfielen, ließen viel Muhamedaner zurück, die, gereizt durch ein schöneres Clima und ein reicheres Land, bald ihr eigenes vergaßen.

Die muhamedanischen Fürsten in Indien gaben natürlich den Soldaten von ihrer eigenen Religion den Vorzug; da überdem diese, aus welchem Lande sie auch seyn mochten, von einer stärkern Leibesbeschaffenheit waren, als alle unterjochte indische Völker. Dieser Vorzug hat beständig Abentheurer aus der Tataren, Persien und Arabien hieher gezogen, um ihr Glück

welches seit der Regierung Aurangzebs keinem seiner Vorfahren geglückt war. Diese Sicherheit aber machte ihn des Throns unwürdig. Er war träge, wollüstig, und unentschlossen, und gab daher seinen Günstlingen eben so viel Gewalt, als die letztern so tyrannischen Minister besessen hatten. Der Augenblick näherte sich, wo es ganz der Willkühr eines Fremden überlassen war, ob er das Geschlecht Tamerlans ausrotten, oder das reichste Reich der Welt mit seinem eignen verbinden sollte. Caundorah, der Begier und Günstling Mahomeds, gerieth in einen Streit mit Nizam-al-Muluck, dem Vicetönige der südlichen Provinzen, der unter seinem Befehle den vierten Theil des Reichs hatte, und ohne Rebellion fast unabhängig vom Kaiser geworden war. Dieser an die regelmäßige Regierung Aurangzebs gewohnte Vicetönig tadelte laut und in den heftigsten Ausdrücken die elende Administration und das zügellose Leben bey Hofe, wodurch er den Einfluß des Caundorah zu schwächen hoffte. Endlich unter dem Vorwand, daß wider solche große Uebel kein ander Mittel als eine gänzliche Revolution des Reichs gebraucht werden müßte, rieth er dem Thomas Kouli Khan, der sich des persischen Thrones bemächtigt hatte, nach Indien zu kommen, und auch den Thron von Indostan in Besitz zu nehmen. Dieser Rath wurde auch befolgt.

Frazer hat uns eine umständliche Erzählung von dieser außerordentlichen Revolution geliefert. Ein ungeheures Heer, das durch seine zahllose Menge verhungern mußte, unter der Anführung von Feldherren, die in nichts einstimmig waren als in der Abneigung

Staaten. Sie sind die einzigen, die das Land anbauen, und auch die einzigen Fabrikanten, die im Reiche die ungeheuern Haufen von Linnen verfertigen. Es ist daher selten, daß man in der Entfernung von den Haupt- oder Handelsstädten, von Feldlagern, oder Landstraßen, in den Dörfern und Feldern einen Muhamedaner antrifft, der eine andre Beschäftigung hat, als Auflagen einzusammeln, oder sonst als ein Beamter Befehle zu erteilen.

Aufmerksame Beobachter behaupten, daß unter den Indiern keine geschriebene Gesetze gefunden werden, sondern daß bloß einige durch Tradition herabgekommene Maximen die Stelle eines Gesetzbuchs bey Rechtsstreitigkeiten vertreten. In Criminalfällen entscheidet das alte Herkommen, das, nach Beschaffenheit der Umstände, durch die Einsicht des Richters etwas abgeändert wird. Bey allen Anklagen und Zeugnissen, die sich auf Blutvergießen beziehen, verdienen die Indier das größte Vertrauen; allein, wenn bloß vom Eigenthum die Rede ist, da zeigen sie sich als ein listiges verschlagenes Volk, das beständig Streitigkeiten hat: weil es nun an einem geschriebenen Gesetzbuche mangelt, so hängt das Urtheil ganz von der Rechtchaffenheit oder der Benaltheit des Richters ab. Daher kommt es, daß die Parteyen ihren Streit lieber selbstgewählten Schiedsrichtern unterwerfen, als den von der Regierung ernannten Cabis.

Der Koran dient den Muhamedanern zu allen; er ist die Quelle ihrer Religionsgebräuche, der Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten, und das Gesetzbuch bey Verbrechen. Der Mulla in Indostan hat die Obern

## 28 Zweiter Abschnitt. Geschichte x.

„wenn du ein König bist, so mache die Völker glücklich, und vertilge sie nicht.“ Hierauf antwortete der Barbar: „Ich bin kein Gott, darum handle ich auch nicht als ein Gott; auch bin ich kein Prophet, den Weg des Hells zu zeigen; eben so wenig ein König, um Völker glücklich zu machen: allein ich bin derjenige, den Gott zu den Nationen sendet, die er beschlossen hat mit seinem Zorn heimzusuchen.“

---

gen Aufmerksamkeit, um zu verhindern, daß irgend eine Familie nicht zu große Besitzungen erlange, als in ausgedehnten Entwürfen, das Volk zu unterdrücken. Eine solche Sklaverey würde dem Monarchen wenig Größe verschaffen, und wenig Unterthanen zu beherrschen übrig lassen. Da man kein Landeigentum ohne Bewilligung der Regierung kaufen kann, so würde derjenige, der sich große Ländereyen verschaffen wollte, dazu keine Erlaubniß erhalten, vielmehr würde er als ein zur Sicherheit des Staats nöthiges Schlachtopfer betrachtet werden. Wenn wir in der Geschichte der orientallischen Reiche von so viel Gewaltthätigkeiten lesen, die unter den Großen vorgehn, so sind wir geneigt zu glauben, daß die Menschen der niedern Stände noch größern Gewaltthätigkeiten unterworfen seyn müssen; allein man irrt sich, da diese Niedrigkeit der beste Schutz ist.

Alle Lehnsassen, wenn sie einen gewissen Titel und die damit verknüpften Einkünfte annehmen, erkennen den Großen-Mogul für ihren Erben. Keiner, von dem Bezier an bis zu dem Niedrigsten, gelangt zu irgend einem wichtigen Amte, als unter dieser Bedingung. Nach seinem Tode wird die ganze Verlassenschaft im Namen des Kaisers in Besitz genommen, der sodann der Familie des Erblassers nach Gutdünken etwas zurück giebt. Das Vermögen aller andern aber, die keine Lehnsassen sind, fällt ganz den natürlichen Erben zu. Diese gegen die Vergrößerung einzelner Familien aufgeführte Dämme sind durchaus in einem Staate nöthig, der gezwungen ist, auf einzelne Menschen ein sehr großes Vertrauen zu setzen.

unter einer Regierung zu suchen, wo sie versichert waren, größere Vortheile als in ihrem Vaterlande zu erwerben. Hiedurch ist nach und nach eine mächtige Nation von beinahe zehn Millionen Muhamedanen in Indien entstanden; welche die Europäer Mohren nennen. Diesen ist unter der Oberherrschaft des Großen Moguls jetzt der größte Theil von Indostan unterworfen. Ob sie gleich aber das herrschende Volk sind, so ist doch die Zahl der Indier wohl zehnmal stärker.

Diese so vielfach schwächere Anzahl hat die Muhamedaner genöthigt, in allen Theilen von Indostan diese indische Fürsten im Besiz ihrer Länder zu lassen, die sie ungestört beherrschen können, wenn sie nur den festgesetzten Tribut bezahlen und die Tractaten nicht verletzen, wodurch sie oder ihre Vorfahren die Mogulische Oberherrschaft anerkannt haben. Diese indische Fürsten werden Rajahs, das ist, Könige genannt; und mehr als die Hälfte des Reichs ist noch heut zu Tage ihnen unterworfen. Einige derselben besitzen nur sehr kleine Länder, dahingegen andre, z. B. die Könige von Mysore und Tanjore, deren in diesem Werk oft Erwähnung geschehen wird, Staaten beherrschen, die an Umfange den Staaten des Königs von Preussen, oder des Königs von Portugal nichts nachgeben. Viele von ihnen geben vor, von sehr alten Familien abzustammen, ja einer, den der Kaiser Akbar besiegte, leitete seine Abkunft vom Porus her.

Außer den Indiern, die in den Ländern der Rajahs wohnen, findet man deren auch in großer Menge in den dem Großen Mogul unmittelbar unterworfenen



diese ungewöhnliche Art die Reise machte; er that es, wie er sagte, um sich nach seinem Nachfolger umzusehen.

Die Uneinigkeiten in der kaiserlichen Familie gaben den Nabobs der entlegenen Provinzen Gelegenheit, sich in ihren Statthalterschaften festzusetzen, und der Hof mußte sich nun begnügen, eine bestimmte Summe anstatt der wirklichen Einkünfte der Provinz anzunehmen. So wurden die Nabobs beynahe unumschränkte Könige, und hatten nichts als eine große Armee von Delhi zu befürchten, mit der man immer zu kommen drohte, die aber nie kam. Allein noch ehe sie in diesen unabhängigen Stand gesetzt wurden, finden wir, daß sie despotische Grausamkeiten an Unglücklichen ausübten, die zu schwach waren, mit ihren Klagen bis zum Throne zu dringen. Mandelsloh erzählt von einem Nabob, der einer Gesellschaft Tänzerinnen, die hier sehr schöne Mädchen sind, eigenhändig die Köpfe abschlug, weil sie geizig hatten im Palaste zu erscheinen. In Tavernier's Reisen lesen wir von einem Manne, der seine Frau, vier Kinder und vierzehn Sklaven ermordete, und nicht gestraft wurde, weil er eine gewisse Krankheit des Nabobs zu heilen verstand.

Die Nachrichten, die alle Reisende von Indostan geben, sind mit zahllosen Beyspielen von den Lastern dieser Fürsten angefüllt. Man hat bemerkt, daß alle in Indien sich niederlassende Muhamedaner in der dritten Generation die Trägheit und Feigherzigkeit der ursprünglichen Landesbewohner erlangen, dabey aber auch eine Grausamkeit annehmen, von welcher die

aufsicht über die Religionspflichten, und bestraft deren Uebertretung; der Cadi hält Gericht, wenn strenges Eigenthum der Gegenstand ist, und der Catwal ist Richter in Criminalsachen.

Am den Theilen von Indostan, die häufig von europäischen Nationen besucht werden, sehen wir die Gebräuche oder Geseze, die Landeigenthum betreffen, solchen Widersprüchen unterworfen, die schwer zusammen zu reimen sind. Der Landmann, der einige Aecker Feld besißt, hat das Recht sie zu verkaufen und zu verschenken; dennoch wird der District, zu welchem diese Aecker gehören, jährlich von der Regierung verpachtet. Der Pächter bezahlt dem Landsherrn eine gewisse Summe, und empfängt dafür von dem Landbauer einen Theil seiner Kernte. Bisweilen aber hat der Pächter mit dem Landmanne Streitigkeiten; und giebt seine Aecker einem andern zur Verwaltung; alsdenn geschehen Klagen als wider die höchste Ungerechtigkeith; der Fürst entscheidet, und zwar mehrentheils zum Vortheile des arbeitsamen Mannes gegen den Blutigel. Wenn er diesen Beweis seiner Gerechtigkeitsliebe nicht giebt, so verabscheuet ihn das Volk, und hält ihn aller Verbrechen fähig.

In allen völlig unterworfenen Ländern nennt sich der Große Mogul Eigenthümer aller Länderen, und giebt Anthteile davon oder deren Einkünfte seinen Lehns männern; diese Austheilungen aber rauben dem Landbauer das Recht nicht, seine Felder zu verkaufen, und nach seinem Tode darüber zu schalten. Die Politik aller indischen Regierungen in Indostan, so wie auch der Mogulschen, besteht mehr in einer beständig

## E r s t e s B u c h.

---

Der zwischen Großbritannien und Frankreich im Jahre 1744 ausbrechende Krieg verbreitete seine Verwüstungen bis nach Indien. Die Ruhe war kaum durch den Aachener Frieden unter diesen beiden Nationen in Europa wiederhergestellt, als sie an der Küste von Coromandel die Waffen gegen einander ergriffen, und zwar als Bundesgenossen zweyer mohrischen Fürsten, die um den Besitz der Provinz Carnatica stritten. Dieser Streit wurde durch Begebenheiten erzeugt, die sich einige Jahre zuvor ereigneten, ehe die Engländer und Franzosen daran Theil nahmen. Es ist daher nöthig, hier diese Vorfälle zu erzählen, und da die Regierungsformen, die Politik, Sitten und Gebräuche der Völker in Indostan sehr von den in Europa üblichen verschieden sind, so wird man in dem Laufe dieser Geschichte den Charakter der Nation und das ihr Eigenthümliche durch Handlungen entwickelt und dargestellt sehn.

Die mehresten Länder, die durch den Großen-Mogul in der Halbinsel von Indien erobert worden sind, gehören unter einen Viceröy, und sämtliche von ihm regierte Provinzen werden wegen ihrer südlichen Lage mit dem Namen Decan bezeichnet. Der Viceröy dieses ungeheuern Erdstrichs wird Subahdar genannt; ein Titel, den die Europäer kurz durch Subah ausdrücken. Von den unter seiner Herrschaft gelegenen Ländern sind einige ganz dem Throne von

Delhi unterworfen, und werden von Muhamedanern regiert, die die Europäer unschicklich Mohren nennen; andre aber stehen unter der Regierung ihrer ursprünglichen Fürsten oder Rajahs, und haben die Erlaubniß, ihren alten Gebräuchen zu folgen, jedoch unter der Bedingung, dem Großen-Mogul Tribut zu bezahlen. Die von dem Subah abhängenden mohrischen Gouverneurs nehmen gewöhnlich, wenn sie mit geringern zu thun haben, den Titel Nabob oder Vicerönik an; der ihnen jedoch in Delhi nicht gegeben wird. Hier müssen sie sich mit dem Titel Phousdar begnügen, der so viel als Befehlshaber über Truppen bedeutet. Die in den Provinzen dieser Pseudo-Nabobs etablirten Europäer folgten dem Beispiele der Eingebornen und kamen überein, ihnen den so gewünschten Titel auch zu geben.

Ein Nabob wird gewöhnlich vom Hofe zu Delhi ernannt, stirbt er und der Große-Mogul hat keinen Nachfolger vorher bestimmt, so hat der Subah das Recht jemanden die Nabobenschaft aufzutragen, bis der Wille des Monarchen bekannt ist; ohne dessen Bestätigung die Wahl nicht als völlig gültig angesehen wird. Der Subah sammlet von den verschiedenen Nabobs die jährlichen Kroneinkünfte, und schießt sie hernach dem kaiserlichen Schatze zu. Die Nabobs sind verpflichtet, ihn bey seinen Kriegszügen zu begleiten, wenn diese innerhalb seiner Jurisdictionländer geschehn. Die Kriegsverbindlichkeit aber hört auf, sobald er die Gränzen verläßt. Diese Einrichtungen hatten zum Zweck sie von dem Subah abhängig zu machen, und dadurch das Interesse des Reichs zu be-

fördern, zugleich aber sie in einen unabhängigen Zustand zu setzen, wenn es dem Subah einfallen sollte, auf ihre Hüffe zu rechnen, um dem kaiserlichen Throne zu trogen.

Die Staatsverfassung des mogulischen Reichs fing an gleich nach dem Tode des Aurengzebs zu erschaffen, des fähigsten Monarchen, der je Indostan beherrscht hat; allein seit dem schrecklichen Einfall der Perser unter Thamas Kouli Khan ist sie täglich mehr gesunken, so daß man in den letztern fünfzig Jahren Subahs gesehn hat, die sich in ihren Gouvernements gegen den Willen des Kaisers behauptet, und Nabobs nach ihrem Gefallen gemacht haben. Auch Nabobs sind im Besiß ihres Gouvernements geblieben, trotz dem Subah und dem Großen-Mogul. Was aber in einem despotischen Staat am meisten zu bewundern ist, so haben sowohl Subahs als Nabobs selbst ihre Nachfolger ernannt, die oft mit so wenig Widerstand von diesen Würden Besiß genommen haben, als nur immer rechtmäßige Erben in einem Erbkönigreiche thun können. Was hier von den südlichen Provinzen gesagt ist, gilt gleichmäßig von allen andern Subahschaften des Reichs.

Der Carnatick ist eine der vornehmsten Provinzen, die vom Subah von Decan abhängen, auch wird dieses Land nach dem Namen der Hauptstadt, Arcot genannt. Die jetzigen Gränzen aber sind sehr eingeschränkt in Vergleich mit der alten Größe des Carnatick zur Zeit der Eroberung des Großen-Moguls.

Sabatulla, ein anerkannter Nabob von Carnatick, nahm, weil er keine Kinder hatte, die beiden

Indier glücklicherweise nichts wissen. Dieses bestätigt fast die Meynung, daß das Verbot, kein Blut von irgend einer Art zu vergießen, welches ein Religionsartifel in Indien ist, eigentlich nur ein politisches und sehr weises Gesez war; um die bluthürstige Gemüthsart, die den Einwohnern von Indostan vor Einführung der Bramaschen Religion eigen gewesen seyn soll, in milde Sitten zu verwandeln.

---

seines Sohns Subber-Ally und des Chunda-sahab, um auf eine schickliche Gelegenheit zu lauren, von der Stadt Tritchinapoly Besitz zu nehmen. Dem Verdacht zuvor zu kommen, mußte die Einsammlung des Tributs zum Vorwande dieses Zugs dienen. Das Heer erhielt Befehl, langsam nach der Seeküste zu marschiren, ehe es sich nach Süden zu wandte. So erreichten diese Truppen Madras, woselbst sie einige Tage blieben, sodann ging der Marsch nach Pondichery, wo länger Halt gemacht wurde. Während dieser Zeit wurde der Grund zu den großen Verbindungen des Chunda-sahab mit den Franzosen gelegt. Endlich kam das Heer nach Tritchinapoly.

Chunda-sahab vermochte die Königin dahin, ihn mit einer Anzahl Truppen in die Stadt aufzunehmen, nachdem er vorher einen Eid auf den Koran gethan hatte, nichts zu ihrem Nachtheile vorzunehmen. Man behauptet, daß sie in ihn verliebt wurde; wenn dieses ist, so war sie desto mehr zu beklagen, denn er verführte ihre Soldaten, machte sich Meister von der Residenz, und warf sie ins Gefängniß, worin sie vor Gram starb. Das ganze Königreich folgte bald dem Beyspiel der Hauptstadt und unterwarf sich. Subder-Ally übergab die Regierung dieses neu eroberten Landes dem Chunda-sahab, und begab sich zu seinem Vater nach Arcot. Meer-assud, vormaliger Hofmeister des Subder-Ally, erhielt die Würde des Duan, oder obersten Ministers, die durch Chunda-sahab erleidigt worden war.

Der neue Duan, der den ehrgeizigen Charakter seines Vorgängers kannte, stellte dem Subder-Ally

die Folgen vor, die von einem so gefährlichen Manne zu fürchten wären, der an der Spitze eines so ansehnlichen Königreichs stände. Subber-Ally sah den gemachten Fehler ein, allein es war zu spät ihn zu verbessern; denn als er seinem Vater die Nothwendigkeit vorstellte, den Chunda-sahab nach Arcot zurück zu rufen, konnte der Nabob nicht dahin gebracht werden, diesem Rathe zu folgen, sowohl um einen öffentlichen Bruch in seiner Familie zu vermeiden, als auch, weil er von den Fähigkeiten seines Schwiegersonns einen hohen Begriff hatte.

Als Chunda-sahab hörte, was gegen ihn versucht worden war, nahm er Maasregeln zu seiner Sicherheit. Er setzte die Stadt Trichinapoly in guten Vertheidigungsstand, und machte seine beiden Brüder zu Commandanten in den stärksten Festungen des Königreichs; Duda-sahab in Madura, und Sadwoh-sahab in Dindigul. Ungeachtet dieser Zubereitungen aber beschloß er, sich nicht der Oberherrschaft des Nabobs zu entziehen, bis er öffentlich angegriffen würde.

1739. Während dieser Zeit war der Unwille des Nizam-al-muluck gegen die Familie Doast-Ally immer höher gestiegen, denn er zweifelte nicht, daß die Macht von Trichinapoly, ungeachtet der gegenwärtigen Lage des Chunda-sahab, dennoch allemal mit der von Arcot vereinigt werden würde, wenn eines dieser beiden Länder von einem auswärtigen Feinde bedrohet werden sollte. Indessen war er seit einigen Jahren mit Dingen von größerer Wichtigkeit beschäftigt. Er hatte den Thomas Kouli Rhon nach Indien eingeladen,



den Großen-Mogul vom Throne zu stürzen, und um seine Verrätherey zu verdecken, so machte er große Zubereitungen, dem Kaiser zu Hülfe zu kommen; da aber die Perser Indostan verlassen hatten, war er gezwungen immer gegen den Hof von Delhi auf seiner Hut zu seyn, wo er so sehr verabscheuet, als gefürchtet wurde. Da er also hiedurch verhindert war im Carnatick einzurücken, so gab er endlich den Maratten Erlaubniß, diese Provinz anzugreifen. Durch dieses Mittel trug er einestheils die Verbindlichkeiten ab, die er dieser Nation schuldig war, zugleich auch vergnügte er seine Privatleidenschaft, durch eine fremde Macht, die nächst der seinigen am fähigsten war, die Staaten des Doast-Ally zu erobern.

Das Land der Maratten liegt zwischen Bombay und Golconda; die Gränzen desselben sind den Europäern nicht genau bekant, und eben so unwissend sind wir auch in Ansehung des Ursprungs und der Geschichte dieses Volks. Es ist nunmehr ein Jahrhundert, daß sie sich als die kühnsten Krieger in Indostan kennbar gemacht haben. Sie sind die einzige Nation in ganz Indien, die den Krieg zu einer angenehmen Beschäftigung zu machen scheint, denn die Rajpouts, eine Race nächst nach den Bramanen, sind geborne Soldaten. In den letztern Zeiten sind sie oft bis zu den Thoren von Delhi vorgezogen; bald waren ihre Waffen gegen den kaiserlichen Thron gerichtet, bald aber vertheidigten sie ihn wieder gegen die Affghaner oder Piranen. Die Stärke ihrer Heere besteht in einer zahlreichen Reiteren, die mehr Strapazen aushalten kann, als irgend eine andre in Indien.

Söhne seines Bruders an Kindesstatt an; der älteste Doast-Ally sollte ihm in der Nabobschaft folgen, und der jüngste Voker-Ally das Gouvernement von Belora 1732 haben. Er regierte von 1710 bis 1732, und starb sehr bedauert von seinen Unterthanen. Seine gemachten Verfügungen wurden ohne Widerstand befolgt; indessen betrachtete Nizam-al-muluck, der Subah der südlichen Provinzen, die Thronbesteigung des Doast-Ally mit Widerwillen, weil sie ohne seine Genehmigung geschehn war, daher er auch die regelmäßige Bestätigung von Delhi verhinderte.

Doast-Ally hatte zwey Söhne, von welchen der älteste, Subder-Ally, schon zum männlichen Alter gekommen war, da sein Vater Nabob wurde; er hatte auch einige Töchter, eine derselben war mit seinem Neffen Mortiz-Ally, und eine andre mit einem weitläufigen Verwandten, Namens Chunda-sahab, verheirathet.

Die Königreiche Tritchinapoly und Tanjore, obgleich dem Großen Mogul zinsbar, hatten beide ihren eignen Beherrscher oder Rajah. Die Einfoderung des Tributs in diesen Königreichen war den Nabobs von Arcot aufgetragen, die bisweilen genöthigt wurden, Kriegsheere abzuschicken, die Sammlungen zu befördern. Der Tod des Königs von 1736 Tritchinapoly 1736 gab zu Streitigkeiten Anlaß zwischen der Königin und einem Prinzen vom königlichen Geblüte, wodurch Vermirrungen in der Regierung entstanden, die dem Nabob von Arcot Hoffnungen gaben, sich des Königreichs zu bemächtigen. Er schickte daher eine Armee ab, unter der Anführung

Unerbieten besserer Bedingungen vom Feinde wird selten ausgeschlagen; überdem gehn sie ungern von ihrer Gewohnheit zu rauben ab, so daß sie selbst diejenigen Länder plündern, zu deren Beschützung sie gebungen sind. Ungeachtet ihres kriegerischen Charakters aber, beobachteten sie aufs allergenaueste die Religion des Brahma; sie essen nie etwas, das Leben hat, oder bringen das Ungeziefer um, das auf ihrem Leibe herum kriecht; hingegen ist ein mit vielen wunderlichen Ceremonien geopferter Büffelochse hinreichend, das Menschenblut zu versöhnen, das sie im Kriege vergießen.

Ehe der Carnatic von dem Großen-Mogul erobert wurde, waren die Maratten im Besiz verschiedener Festungen und Länderen dieser Provinz. Da sie nun alles den siegenden Mohren überließen, so bedungen sie sich aus, jährlich einen Theil der Einkünfte zu bekommen, als eine Schadloshaltung für die eingeräumten Besitzungen, und als einen Tribut, um ihre gewöhnlichen räuberischen Einfälle zu unterlassen. Die Nabobs von Arcot hatten viele Jahre lang vernachlässigt, diesen Tribut zu bezahlen, und die Maratten hatten ihre gebräuchliche Reparationsmethode unterlassen; aus keinem andern Bewegungsgrunde, als aus Furcht vor dem Nizam = al = muluck. Diese war nun aber durch die Aufmunterung aus dem Wege geräumt, die sie von ihm selbst erhielten, im Carnatic einzufallen. Eine ähnliche Aufmunterung bekamen sie von den Königen von Mysore und Tanjore, da sie Chunda-sahab als Beherrscher von Tritchinapoly beleibigt hatte. Sie forderten sie auf, als Brüder

die Folgen vor, die von einem so gefährlichen Manne zu fürchten wären, der an der Spitze eines so ansehnlichen Königreichs stände. Subder-Ally sah den gemachten Fehler ein, allein es war zu spät ihn zu verbessern; denn als er seinem Vater die Nothwendigkeit vorstellte, den Chunda-sahab nach Arcot zurück zu rufen, konnte der Nabob nicht dahin gebracht werden, diesem Rathe zu folgen, sowohl um einen öffentlichen Bruch in seiner Familie zu vermeiden, als auch, weil er von den Fähigkeiten seines Schwiegersohns einen hohen Begriff hatte.

Als Chunda-sahab hörte, was gegen ihn versucht worden war, nahm er Maßregeln zu seiner Sicherheit. Er setzte die Stadt Tritchinapoly in guten Vertheidigungsstand, und machte seine beiden Brüder zu Commendanten in den stärksten Festungen des Königreichs; Buda-sahab in Madura, und Saduof-sahab in Dindigul. Ungeachtet dieser Zubereitungen aber beschloß er, sich nicht der Oberherrschaft des Nabobs zu entziehen, bis er öffentlich angegriffen würde.

1739. Während dieser Zeit war der Unwille des Nizam-ul-muluck gegen die Familie Doast-Ally immer höher gestiegen, denn er zweifelte nicht, daß die Macht von Tritchinapoly, ungeachtet der gegenwärtigen Lage des Chunda-sahab, dennoch allemal mit der von Arcot vereinigt werden würde, wenn eines dieser beiden Länder von einem auswärtigen Feinde bedrohet werden sollte. Indessen war er seit einigen Jahren mit Dingen von größerer Wichtigkeit beschäftigt. Er hatte den Thomas Kouli Khan nach Indien eingeladen,

mann suchte sich nun durch die Flucht zu retten. Die vornehmsten Offiziers waren auf dem Schlachtfelde geblieben, und Meer-assud, der Duan, war gefangen genommen worden.

Subder-Ally war schon bis Arcot gekommen, als er seines Vaters Schicksal hörte, worauf er sogleich sich nach Belore zurückzog. Chunda-sahab war ebenfalls ins Feld gerückt mit 5000 Mann Cavallerie und 10,000 Mann Infanterie, unter dem Vorwand dem Nabob zu Hülfe zu kommen; allein durch allerhand erfundene Verzögerungen fand er Mittel, vom Schlachtfelde entfernt zu bleiben, bis er des Nabobs Niederlage erfuhr, da er denn schleunig nach Trichinapoly zurück marschirte.

Die Maratten schickten nach ihrem Siege Detachements aus, im ganzen Lande Contributionen zu erheben, und es gelegentlich auch zu plündern; ihre großen Erwartungen wurden aber nicht erfüllt, denn die reichen Einwohner hatten alles von Werth in die starken Plätze gebracht, die in dieser Provinz sehr häufig sind. Dieser Umstand vermochte die Maratten, den Vorschlägen ihres Gefangenen, Meer-assud, Gehör zu geben, der vom Subder-Ally Vollmacht erhalten hatte, mit ihnen zu tractiren. Man kam überein, daß ihnen in gewissen Terminen zehn Millionen Kupien \*) bezahlt werden sollten, (der einjährige Ertrag der Provinz) mit der Bedingung, daß sie sogleich den Carnatic verlassen müßten. Dieser Theil des Tractats wurde bekannt, allein andre Artikel blie-

\*) Eine Kupie ist 18 gute Groschen nach Sächsischem Gelde; 100000 derselben machen einen Laak aus.

Man hat oft Beispiele gesehn, daß große Corps derselben in einem Tage fünfzig englische Meilen (zehn deutsche) marschirt sind. Sie vermeiden große Gefechte, und haben keinen andern Begriff vom Krieg, als dem feindlichen Lande den höchstmöglichen Schaden zu thun. Dies bewirken sie, indem sie alles Vieh wegtreiben, die Feldfrüchte verheeren, die Dörfer verbrennen, und überhaupt solche Grausamkeiten begehn, daß die Bewohner des flachen Landes bey der geringsten Nachricht von ihrer Annäherung sogleich die Flucht ergreifen. Die Schnelligkeit ihrer Bewegungen giebt den Fürsten, die sie bekriegen, wenig Gelegenheit es zu einer entscheidenden Schlacht zu bringen, oder auch nur Detachements von ihnen mit Vortheil anzugreifen. Die Betrachtung, daß auf diese Art Heere im Felde gegen sie gehalten werden müssen, die sehr wenig Wahrscheinlichkeit haben, mit einem solchen Feind ins Handgemenge zu kommen, und der erstaunliche Nachtheil, der durch ihre Verwüstungen entsteht, bringen gewöhnlich die Regierungen dahin, ihren Rückzug mit Gelde zu erkaufen. Große Sparsamkeit bey ihren Ausgaben, und forsdauernde Anhäufung von Schätzen durch die vorbeschriebenen Mittel sind die Ursachen ihres steigenden Rufs gewesen, so daß sie in weniger als hundert Jahren von einer unbedeutenden Völkerschaft zu dem Range einer Nation gelangt sind, die jetzt alle Länder von Delhi bis zum Vorgebirge Comorin mit Schrecken erfüllt. Oft werden Corps, ja ganze Armeen von ihnen an fremde Fürsten eine Zeitlang überlassen, allein diese Mithruppen sind ein gefährliches Hülfsmittel; denn das

ten; jedoch mit der Bedingung, daß sie es selbst erobern möchten. Dies waren sie zufrieden; auch versprachen sie, wenn Chunda-sahab in ihre Hände fallen sollte, mit ihm so zu verfahren, wie es dem Interesse des Nabobs von Arcot am zuträglichsten seyn würde.

Tritchynapoly war nach indischer Manier stark befestigt, und Chunda-sahab hatte bereits bey der ersten Annäherung der Maratten hier eine große Menge Getreide zusammen gebracht, als die beste Sicherheit in einer Festung unter einem Wolfe, das so wenig mit Kanonen oder andern Belagerungsmaschinen umzugehn weiß. Meer-assud, der daher wohl einsah, daß er seine Vertheidigung verzögern würde, so lange der Vorrath aushielt, rieth den Maratten, den Carnatic zu verlassen, und sich in solcher Entfernung zu lagern, daß kein Verdacht wegen ihrer Wiederkunft statt haben könnte. Dieses listige Betragen hatte den besten Erfolg, denn Chunda-sahab glaubte nunmehr, daß die Maratten anbetweilige Expeditionen vorhätten, und verkaufte daher sein Getreide. Kaum war diese Nachricht ins Lager der Maratten bey Sevegunga gekommen, als sie sogleich aufbrachen und nach sehr forcirten Märschen vor Tritchinapoly erschienen, bevor dem Uebel vorgebeugt werden konnte. Sie schlossen die Stadt enge ein, und waren sehr aufmerksam, alle Hülfen von außen abzuhalten; dennoch versuchten die Brüder des Chunda-sahab, diesen so wichtigen Ort zu retten. Buda-sahab führte von Madura einen großen Vorrath von Provision herbey unter der Bedeckung von 3000 Mann Cavallerie und 7000 Mann

Einer Religion ihre Tempel und heiligen Plätze zu rächen, die durch diesen muhamedanischen Gouverneur und seine Mohren entweiht worden waren.

1740 Es war im Monat May 1740, als ein Heer von 10,000 Maratten unter dem Befehl des Ragagee-Bonsota sich mit der gewöhnlichen Schnelligkeit der Provinz näherte, und bey den Gebirgen ankamte, die sie von den westlichen Ländern scheidet, bevor Doast-Ally im Stande war, alle seine Truppen gegen diesen fürchterlichen Feind zusammen zu ziehen; denn ein großer Theil der Armee, commandirt von seinem Sohne Subder-Ally, war damals im südlichen Theile des Landes. Indessen brach dennoch der Nabob mit 4000 Reitern und 6000 Mann Infanterie von Arcot auf, mit dem Entschluß, die Pässe von Damalcherti zu verteidigen, durch welche die Maratten absichtlich in die Provinz eindringen wollten, bis sein Sohn ihm zu Hüffe kommen könnte, und auch die andern Truppen von den Gränzörtern zu ihm gestoßen seyn würden. Man glaubt, daß diese Maaßregel den erwünschten Erfolg gehabt hätte, wenn er nicht von einem seiner Befehlshaber betrogen worden wäre, der den Maratten auf seinem Posten den Durchzug verstattete. Den folgenden Tag, den 20. May, erschien die ganze Armee dem Nabob im Rücken. Das Lager dieses Fürsten war nicht verschanzt, daher griff es der Feind mit dem größten Vortheil und der äußersten Wuth an. Die Arcoten, durch das Beyspiel ihres Beherrschers aufgemuntert, wehrten sich tapfer einige Stunden lang, bis sie sowohl ihn als seinen Sohn Haffan-Ally todt von ihren Elephanten herunterstürzen sahen. Jeder-



Unruhen aus dem Wege geräumt. Allein der Unwille des Nizam - al - muluck war noch nicht gestillt; dieses konnte nur dadurch geschehn, daß man ihm die großen rückständigen Summen bezahlte, die Doast - Ally beständig zurück gehalten hatte. Subder - Ally befürchtete daher von dieser Seite einen Sturm, sobald Nizam - al - muluck nichts mehr von Delhi zu besorgen haben würde; da aber diese Zeit noch fern war, so beschloß er seine Schätze nicht wegen ungewisser Gefahren zu verringern; er hielt Nizam - al - muluck mit allerhand Entschuldigungen auf, und wandte den Geldmangel vor, in den ihn der Einfall der Maratten gesetzt hätte; ja er sprengte sogar aus, daß er entschlossen sey nach Arabien zu gehn, und daselbst bey dem Grabe des Propheten seine übrigen Tage in Andachtsübungen zu verleben.

Diese vorgegebene Armuth war so wenig wie seine 1742 Andacht gegründet, denn der größte Theil von seines Vaters Schätzen war während dem Kriege in Pondichery in Sicherheit gewesen. Jedoch hatten die letztern Unglücksfälle einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er es nicht länger wagen wollte in der offenen Stadt Arcot zu wohnen, sondern seine Residenz in Belore aufschlug, das wohl besetzt war, und überdem eine Citadelle hatte, die für die stärkste im Carnatick gehalten wurde. Eben diese Behutsamkeit vermochte ihn, seine Weiber, Kinder und Schätze nach Madras zu senden. Dieser der englischen Nation gegebene Vorzug geschah dem Rathe des Meerassud zu Folge, der bereits die Verbindungen argwohnte, die zwischen Chunda - saheb und Herrn Du-

ben ein Geheimniß. Subder-Ally nahm nunmehr den Titel als Nabob an; die damit verbundene Macht aber war so sehr geschwächt worden, daß Chunda-sahab glaubte nichts davon befürchten zu dürfen, und daher ohne Bedenken nach Arcot kam, ihm zu hulbigen. Indessen die Pracht seines Gefolgs und die vielen Truppen, die ihn begleiteten, zeigten eher einen Monarchen als einen Unterthan des Subder-Ally an.

Die Festungswerke von Pondichery standen damals in so großem Ruf unter einem Volke, welches niemals dergleichen gesehen hatte, daß Doast-Ally, Subder-Ally und Chunda-sahab alle ihre Weiber, Kinder und Schätze dahin schickten, um hier während dem Kriege zu bleiben. Sobald die Maratten die Provinz verlassen hatten, gingen beide Fürsten nach Pondichery. Subder-Ally kehrte mit seiner Familie nach Arcot zurück, allein Chunda-sahab ließ alle seine Weiber und einen seiner Söhne ferner hier in Verwahrung.

Im Monat December wurde das Land abermals mit Schrecken erfüllt, da das nämliche Heer der Maratten sich wieder einstellte, und zwar zu Folge des geheimen Vertrags mit Subder-Ally. Außer den Geldsummen, die man ihnen zugesagt hatten, sie darauf bestanden, einige Ländereien als Eigenthum zu erhalten. Meer-assud, welcher sah, daß sie von dieser Forderung nicht abzubringen waren, und wußte, daß das Land von Tritchinopoly nur allein dazu diene, die Macht des Chunda-sahab seinem Nabob furchtbar zu machen, bewilligte endlich, es den Maratten abzutreten;

ten; jedoch mit der Bedingung, daß sie es selbst erobern möchten. Dies waren sie zufrieden; auch versprachen sie, wenn Chunda-sahab in ihre Hände fallen sollte, mit ihm so zu verfahren, wie es dem Interesse des Nabobs von Arcot am zuträglichsten seyn würde.

Trichinapoly war nach indischer Manier stark befestigt, und Chunda-sahab hatte bereits bey der ersten Annäherung der Maratten hier eine große Menge Getreide zusammen gebracht, als die beste Sicherheit in einer Festung unter einem Wolfe, das so wenig mit Kanonen oder andern Belagerungsmaschinen umzugehen weiß. Meer-assud, der daher wohl einsah, daß er seine Vertheidigung verzögern würde, so lange der Vorrath aushielt, rieth den Maratten, den Carnatick zu verlassen, und sich in solcher Entfernung zu lagern, daß kein Verdacht wegen ihrer Wiederkunft statt haben könnte. Dieses listige Betragen hatte den besten Erfolg, denn Chunda-sahab glaubte nunmehr, daß die Maratten anderweitige Expeditionen vorhätten, und verkaufte daher sein Getreide. Kaum war diese Nachricht ins Lager der Maratten bey Sevegunga gekommen, als sie sogleich aufbrachen und nach sehr forcirten Märschen vor Trichinapoly erschienen, bevor dem Uebel vorgebeugt werden konnte. Sie schlossen die Stadt enge ein, und waren sehr aufmerksam, alle Hülfen von außen abzuhalten; dennoch versuchten die Brüder des Chunda-sahab, diesen so wichtigen Ort zu retten. Buda-sahab führte von Madura einen großen Vorrath von Provision herben unter der Bedeckung von 3000 Mann Cavallerie und 7000 Mann

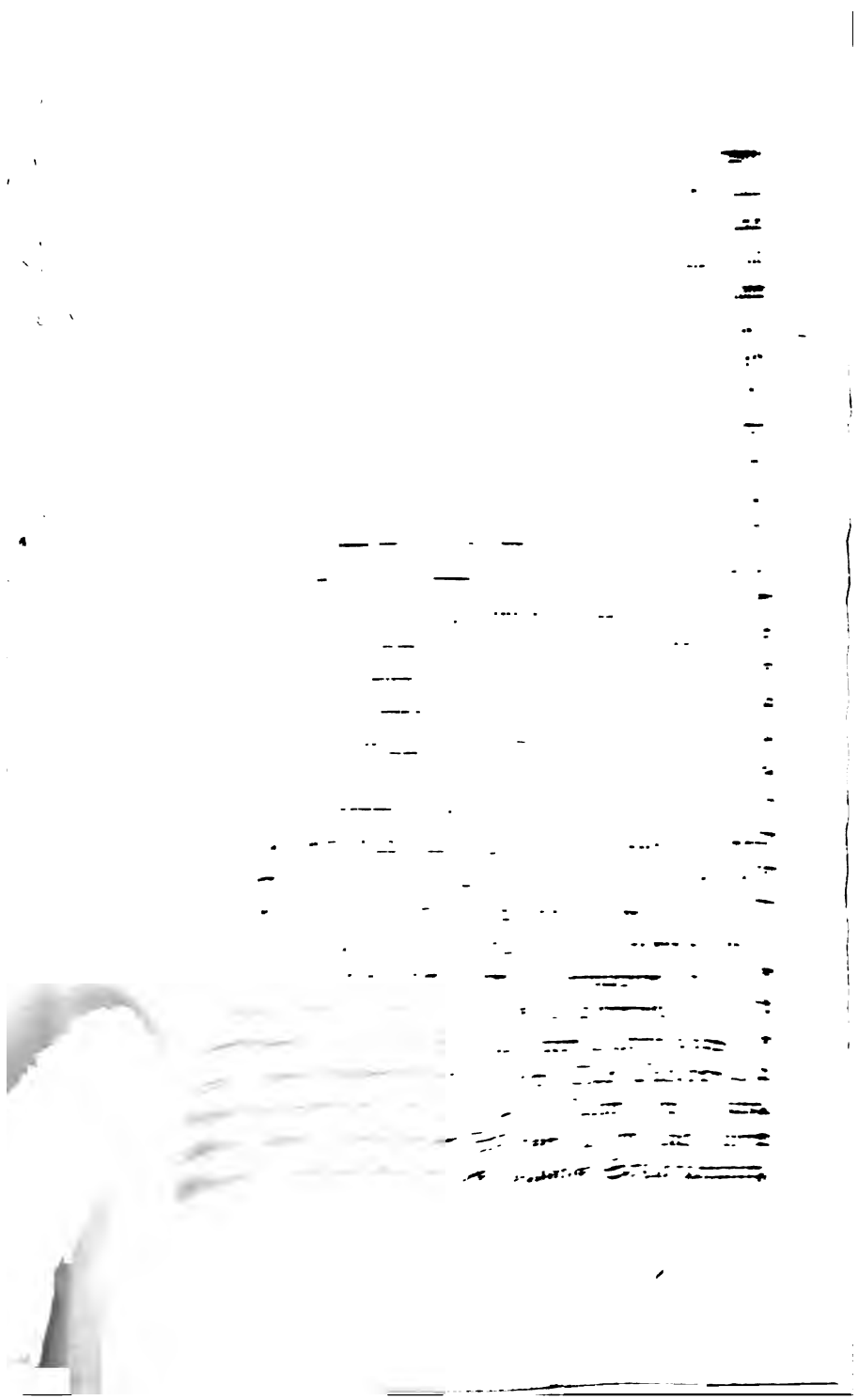
Infanterie, die sich gegen 20,000 Maratten brav vertheidigten, bis Duda-sahab erlegt wurde. Der Tod des Anführers war die Lösung zur allgemeinen Flucht, wie es bey Schlachten in Indostan gewöhnlich ist. Der Kopf des Duda-sahab wurde dem Chunda-sahab geschickt, um seines Bruders Niederlage zu bestätigen. Der andre Bruder Saduct-sahab, der sich mit 4500 Mann näherte, wurde auch angegriffen, geschlagen und getödtet.

Ungeachtet dieser Unglücksfälle fuhr Chunda-sahab fort, die Stadt muthig zu vertheidigen, bis der größte Theil der Lebensmittel verzehret und eine große Anzahl seiner Soldaten umgekommen war; die Furcht vor einer Hungersnoth vermochte auch viele zum Ausreißen, und die übrig gebliebenen bestanden einmüthig auf der Uebergabe. Diese geschah auch den 26sten März 1741 nach einer Belagerung von drey Monaten. Die Maratten hielten ihn und seinen Sohn in der strengsten Gefangenschaft, in Hoffnung einer großen Ranzion. Nachdem sie Tritchinapoly rein ausgeplündert hatten, ernannten sie Morari-row, einen ihrer besten Generale, zum Vicekönig des Landes, und ließen 14,000 Mann bey ihm zurück, die übrigen Truppen nahmen ihren Marsch nach ihrer Heimath, wo sie ihre Gefangenen in einer Festung in der Nachbarschaft ihrer Hauptstadt Sattarah einsperrten.

Die Maratten waren nun durch den Besitz von Tritchinapoly nicht mehr Feinde des Subder-Ally, sondern seine Bundsgenossen geworden. Die Gefangenschaft des Chunda-sahab in einer solchen Entfernung vom Carnatic hatte alle Besorgniß von innerlichen

hielten ihn für sehr feigberzig; diese Meynung aber war von seinen häuslichen Gebräuchen entstanden; selbst in seinem eigenen Palast ging er nicht aus einem Zimmer ins andre, ohne von seiner Leibwache umringt zu seyn; auch aß er nie etwas, wenn es nicht in einem Geschirr gebracht wurde, das seine Gemahlin mit ihrem Siegel zuvor bezeichnet hatte. Der Nabob hielt daher den kleinmüthigen Charakter seines Schwägers in der größten Verachtung, und fürchtete keine Gefahr von einem Manne, der in immerwährender Sorge lebte, von seinen eigenen Leuten vergiftet zu werden. Mortiz-Ally fuhr fort die verbesagte Zahlung zu verweigern, und der Nabob, über den Verzug aufgebracht, drohete ihm eines Tages öffentlich, ihm sein Gouvernement zu nehmen, wenn er nicht sogleich seinem Befehl gehorchte. Diese Kränkung verursachte, daß er sich sofort auf das genaueste mit den andern unzufriedenen Gouverneurs verband, die seinem Ehrgeiz durch die Versicherung schmeichelten, daß sie ihn als Nabob von Arcot erkennen wollten, sobald Subder-Ally aus dem Wege geräumt seyn würde.

Die Armee des Nabobs war theils in den Vortstädten, theils unter den Wällen von Belore gelagert; ein Trupp Leibwache und ein zahlreiches Gefolge war beständig bey ihm im Fort, so daß es schien, daß er weder einen öffentlichen Angriff noch eine geheime Verrätheren befürchten durfte. Indessen blieb die Verschwörung ganz verhorgen, und der Nabob wurde unglücklicherweise in seiner Sicherheit durch die außerordentliche Unterwürfigkeit des Mortiz-Ally bestärkt.



woskthst seine wenigen Bedienten rund um sein Bette sich gelagert hatten. Man bemächtigte sich ihrer sogleich, ehe sie Widerstand thun konnten. Der Nabob selbst, anstatt die Waffen zu ergreifen, versuchte durch ein Fenster zu entinnen. Der Anführer der Muechelmörder aber kam ihm zuvor, warf ihm den begangenen Ehebruch mit seinem Weibe vor, freuete sich der Rache, die er nunmehr nehmen konnte, und so stieß er ihm den Dolch ins Herz.

Meer- assud, der Duan, war im Fort. Die große Traue, die dieser Minister gegen seinen Herrn bewiesen hatte, gab dem Mortiz- Ally den Gedanken ein, einen so gefährlichen Zeugen seines Mordes auch mitzubringen. Der Befehl zur Mordthat war bereits gegeben, als einige der vornehmsten Befehlshaber dem Mortiz- Ally die Nothwendigkeit vorstellten, das Leben eines Mannes zu schonen, von dem er allein die Kenntnisse der Angelegenheiten des Carnatic's erhalten könnte, die zu seinem künftigen Betragen nöthig wäre, so bald er Nabob seyn würde. Diese Vorstellungen wurden durch die Ehrfurcht für den Charakter des Meer- assud veranlaßt, dessen Tugenden ihn in diesem gefährvollen Augenblicke von dem Tode retteten.

Die Thore des Forts von Belore wurden in dieser Nacht des Schreckens genau bewacht, und nur diejenigen allein, die dazu besonders Erlaubniß erhielten, durften den folgenden Tag aus- und eingehn. Die Nachricht von Subder- Ally's Tode wurde ins Lager von Belore durch Personen gebracht, die Mortiz- Ally selbst dahin geschickt hatte. Sie stellten die Sache

Das Fest kam heran, an welchem die Muhamedaner von Indostan die größte Andacht bezeigen; alle Hofleute des Nabobs baten um Erlaubniß, sich einige Tage zu entfernen, um es mit ihren Familien zu feyern. Dem indischen Gebrauche zuwider, erlaubte der Nabob seiner Leibwache und seinem ganzen Gefolge, ihn zu verlassen. Er behielt nur vier Personen bey sich, und argwöhnete so wenig die Gefahr, die über ihm schwebte, daß er sogar verlangte, einige Offiziere und Bediente des Mortiz-Ally möchten ihn während dieser Zeit bedienen. Mortiz-Ally war entschlossen, diese vortrefliche Gelegenheit nicht zu verlieren, sein Vorhaben auszuführen. Den nächstfolgenden Tag, nachdem ihn seine Leute verlassen hatten, wurden seine Speisen vergiftet. Kaum hatte der Nabob seine Mahlzeit geendigt, als er sehr krank wurde, und obgleich die Stärke seiner Gesundheit und schnelle Hülfe den tödtlichen Wirkungen des Gifts Einhalt that, so blieb er doch sehr geschwächt. Selbst dieser Vorfall brachte ihm keinen Argwohn bey, da die Anhänger des Mortiz-Ally, die um ihn waren, ihn überredeten, daß die Ursache dieses Zufalls eine Gollenskrankheit wäre, die in Indien sehr gemein ist. Mortiz-Ally wußte, daß er keine Zeit zu verlieren hatte; er schlug daher einigen seiner Vertrautesten vor, den Nabob ohne weitere Umstände zu ermorden. Man versichert, daß Alle diesen grausamen Auftrag ausschlugen, einer ausgenommen, dessen Weib Subder-Ally ehemals verführt hatte. Dieser Mann, ein Pitane, nahm einige abyssinischen Sklaven zu sich und führte sie um Mitternacht in des Nabobs Schlafzimmer,



bischen Kriegen, daß große Corps selbst auf dem Schlachtfelde zum Feinde übergehn. Die Armee bey Belore vergaß ihren Zorn gegen Mortiz, Ally, da die Vorschläge seiner Abgeordneten annehmenswerth schienen. Die nunmehr ins Lager zurückgekehrten Befehlshaber wurden durch Geschenke auf seine Seite gebracht; die Rechnungen wurden abgeschlossen, die Zahlungstermine bestimmt, und alle, sowohl Offiziers als Soldaten, erkannten den Mortiz - Ally als Nabob vom Carnatick. Im November hielt er seinen glänzenden Einzug in der Stadt Arcot, und wurde auch hier, so wie im ganzen Lande, als Nabob ausgerufen.

Kaum hatte man sich von der ersten Bestürzung nach dieser schnellen Revolution erholt, als viele der vornehmsten Personen im Carnatick ihren Abscheu dagegen bezeigten, und sich deshalb an Morari-row, den marattischen Gouverneur von Tritchinapoly wandten, der auch nicht zögerte sich öffentlich wider ihn zu erklären. Man hat die Engländer in Madras, den Sohn und die Familie des Subder - Ally nebst seinen zurückgelassenen Schätzen zu beschützen, wenn gleich Mortiz - Ally drohen sollte. Er kam auch bald mit seinen Forderungen, fand aber zu seiner Kränkung, daß dieser Raub außerhalb den Gränzen seiner Macht war. Einige Befehlshaber des Heers, die von Subder - Ally's Familie gewonnen waren, unternahmen es, einen allgemeinen Aufruhr zu bewirken. Auf einmal verlangte die Armee sogleich den ganzen rückständigen Sold, der ihnen bey Belore bewilligt worden in Terminen zu empfangen. Der Palast wurde von ihnen umringt, und ihre Forderung mit Drohungen begleitet.

als ein Unglück vor, an welchem ihr Herr keinen Antheil hätte; daß einige vornehme Offiziers diese That verübt, da sie der Nabob mit Schmachreden überhäuft, und einen sogar geschlagen hätte. Allein die allgemeine Meynung von Mortiz- Ally Charakter war so gegründet, daß die Soldaten sogleich zu ihren Waffen liefen, und im Tumult ausriefen, ihr Nabob sey von dem Gouverneur von Belore ermordet worden. Die Befehlshaber des Heers waren abwesend, um das Fest zu feyern, und die Truppen also ihrer eignen Führung überlassen. In ihrem ersten Zorn drohten sie unverzüglich das Fort zu stürmen, und alles darin niederzuhauen; da sie aber dessen Stärke überlegten, so kamen sie überein, erst die Rückkehr ihrer Befehlshaber zu erwarten. Die Anhänger des Mortiz- Ally bedienten sich dieser kostbaren Zeit, und erinnerten sie an den großen rückständigen Sold, den Subder-Ally, obgleich er es sehr leicht hätte thun können, beständig verzögert hätte zu bezahlen; wobey sie versicherten, daß, wenn die Armee die Ansprüche des Mortiz- Ally auf die Nabobschaft von Arcot unterstützen würde, sie alles von ihm bezahlt erhalten sollten.

Die Heere der muhamedanischen Fürsten in Indien bestehen aus einer Anzahl absonderter Corps von verschiedenen Anführern commandirt, die mit ihren Schaaren in den Dienst der Fürsten treten, oder ihn auch verlassen, nachdem es ihre Vortheile verlangen. Daher ist der Grad des Vertrauens, den ein Fürst auf seine Armee haben kann, in genauem Verhältniß mit den Schätzen, die er besitzt, und mit seiner Neigung sie anzumenden. — Man sieht sehr oft in den in:

ober Befehlshaber eines Districts, hatte den Titel Nabob angenommen, und unter alle Bedienten seines Gefolgs dieselben Würden vertheilt, die nur an dem Hofe des Subah gefunden werden. Eines Tages sagte Nizam-al-muluck, daß er nicht weniger denn achtzehn Nabobs vom Carnatick gesehn hätte, obgleich er immer geglaubt habe, daß sich nur einer hier befinde. Er befahl darauf seiner Leibwache, jedermann zu geißeln, der sich künftig unterstehen würde, in seiner Gegenwart den Titel eines Nabobs anzunehmen.

Der junge Sohn des Subder- Ally wurde auch herbey geführt, um dem Subah zu huldigen, der ihn nicht wieder nach Wandiwash zurückkehren lassen wollte, sondern ihn einigen seiner eigenen Hofleute übergab, mit Befehl, ihn ehrfurchtsvoll zu behandeln. Er ernannte sodann Coja Abdulla, Befehlshaber seines Heers, zum Nabob von Arcot und allen dazu gehörigen Ländern; auch schickte er an den Gouverneur von Trichinapoly, Morari-row, und ließ ihn auffodern, die Stadt zu übergeben. Da er fand, daß der Maratte dem Befehl nicht gehorchen wollte, so brach er mit seiner ganzen Macht auf und umringte den Ort. Anstatt der Feindseligkeiten aber wurden Geschenke und Versprechungen angewandt, die auch den erwarteten Erfolg hatten. Im Monat August verließ Morari-row Trichinapoly und zog mit allen seinen Maratten ab.

Nachdem Nizam-al-muluck die Angelegenheiten 1744 dieser Provinz ohne Schwertstreich zu Stande gebracht hatte, ging er nach Golconda zurück. Coja Abdulla führte das Heer nach Hause, da er einem Vertrauten

Mortiz-Ally hatte nicht den Muth, diesen Sturm auszuhalten, sondern beschloß, sich durch die Flucht zu retten. Weiber von Stande in Indostan erscheinen nie öffentlich, auf Reisen sitzen sie in bedeckten Wagen, die selbst in verdachtvollen Zeiten sehr selten angehalten und durchsucht werden. Er legte daher weibliche Kleidung an, verließ Arcot in der Nacht in einem bedeckten Polankin, von andern Weibern begleitet, und so kam er glücklich nach Belore.

Sobald seine Flucht ruckbar wurde, rief die Armeen sofort den Seid-Mahomet, Sohn des Subber-Ally, zum Nabsob aus. Dieser war ein kleines Kind, und befand sich mit seiner Mutter in Madras, wurde aber nunmehr aus diesem Schutorte genommen und nach dem Fort Vandiwash gebracht. Die Regierung des Landes wurde einem neu erwählten Duan aufgetragen.

1743. Diese Revolution im Carnatic geschah zu einer Zeit, da Nizam-al-muluck nichts weiter von dem Hofe zu Delhi zu befürchten hatte; sein Sohn Ghazi Ddin war vielmehr zum obersten Feldherrn aller mogulschen Heere ernannt worden. Er nahm sich daher vor, den Carnatic zu bereisen, verließ Golconda im Anfange des Jahrs 1743, und traf im folgenden März in Arcot ein. Sein ihn begleitendes Heer bestand aus 80,000 Mann Cavallerie und 200,000 Mann Infanterie. Diese große Anzahl und der furchtbare Name ihres Anführers hielt alle Fürsten, durch deren Gebiet der Zug ging, vom Widerstand ab, so daß man ruhig die Provinz Arcot erreichte. Nizam-al-muluck war über die hier herrschende Anarchie ganz erstaunt. Ein jeder Commendant eines Forts,

hatte er den Titel als Khan, der so viel als Heerführer bedeutet. Dieser Titel scheint sich mit der priesterlichen Würde gar nicht zu vertragen; allein jedermann, der in Indostan zum Adel gehört, bekommt einen militärischen Grad, welcher voraussetzt, daß man eine bestimmte Anzahl Kelter zum Dienst des Kaisers halten soll, obgleich selten darauf bestanden wird. Mit diesen Vorzügen geehrt, ging Anwar nach Gopeemahoo, und endigte hier seine Tage.

Sein Sohn Anwar-odean kam nach Hofe mit Empfehlungsschreiben von seinem Vater, und erhielt den nämlichen Titel, den dieser gehabt hatte. Nachher wurde er Befehlshaber von 500 Reitern, und Gouverneur des Distrikts von Goora-Gehanabad. Unglücksfälle, vielleicht auch unvorsichtiges Betragen, verhin- det in ihn, die gewöhnlichen Abgaben seines Gouvernements zu entrichten, daher er es heimlich verließ und nach Amedabad ging. Hier gab ihm Gazi-odin Khan, der Subah der südlichen Provinzen, einen ansehnlichen Posten in der Stadt Surat; wäh- rend der Zeit seine Freunde in Delhi, um Nachfor- schungen zu verhindern, seinen Tod aussprengten. Gazi-odin Khan starb, und Nizam-al-muluck, sein Sohn, folgte ihm in der Subahschaft; dieser ernannte den Anwar-odean zum Nabob von Valore und Rajamundrum, welche Länder er von 1725 bis 1741 regierte. Als Nizam-al-muluck den vorgedachten Zug im Carnatic machte, übertrug er ihm einen der vornehmsten Posten in Golconda, und wenig Tage nach dem Tode des Coja-Abdulla, erhielt er das erledigte Gouvernement vom Carnatic. Nizam-al-muluck

in seiner Abwesenheit die Regierung von Arcot übertragen hatte. Erst im März des künftigen Jahrs machte er Anstalten zur Rückkehr. Den Tag vor der bestimmten Abreise nahm er vom Suboh öffentlich Abschied, der ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufte; am folgenden Morgen aber fand man ihn todt im Bette. Sein Körper zeigte alle Kennzeichen des Gifts; da jedoch die Hand, von der es kam, nie entdeckt werden konnte, so wurde die That demjenigen zugeschrieben, der durch diesen Tod die größten Vortheile erhielt, und sein Nachfolger im Carnatic wurde. Dies war Anwar-odean, der im April in Arcot anlangte.

Die Einführung dieses Fremden war die Quelle vieler denkwürdiger Begebenheiten, die man hier erzählen, und der Nachwelt überliefern wird. Da indessen von dem Ursprung dieses Namens und von seinem Leben, ehe er Nabob wurde, so viele und so falsche Nachrichten verbreitet worden, so ist es nöthig, hier unparteyisch seine Geschichte zu entwerfen.

Anawar, der Vater von Anwar-odean, war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, und vorzüglich wegen der Auslegung des Korans berühmt. Er machte die Wallfahrt nach Mecca, ohne welcher es unter den Muhamedanern schwer ist, den Ruf eines andächtigen Muselmannes zu erhalten. Nach seiner Zurückkunft ernannte ihn Aurengzeb zu einem der Priester, deren Bestimmung ist, für die Gesundheit und das Glück des Monarchen täglich zu beten. Diese Bedienung war mit einer Pension und mit dem Range eines Befehlshabers von 250 Reitern verknüpft; dabey

aufbewahrt, um den Mangel des Regens in den trocknen Jahreszeiten zu ersetzen. Zu diesem Endzwecke hat man ungeheure Wasserbehälter angelegt, deren Bauart nicht allein, sondern selbst deren Ausbesserung bey Ueberschwemmungen Kosten erfordern, welche die Kräfte des Landmanns weit übersteigen. Wenn daher der Geiz des Fürsten seine Hand von der Erhaltung dieser Fruchtbarkeitsquellen abzieht, und er dennoch durchaus die gewöhnlichen Einkünfte verlangt, so drückt der geplagte Pächter den gemeinen Landmann, und das Elend des Volks wird vollkommen. Die Taxensammler üben demungeachtet ihre Erpressungen zur Zeit der Dürre aus, von welcher der grausame Geiz des Fürsten die vornehmste Ursache gewesen ist.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Provinz, die so lange unter der Familie des Sadatulla einer milden Administration genossen hatte, höchst ungern die Ankunft eines Fremden sah, der den Carnatic regieren sollte. Der Sohn des Subder-Allly war der einzige, den die ganze Provinz zu ihrem Fürsten wünschte.

Diese Zuneigung, und die Gefahr, das Volk auf einmal zu sehr vor den Kopf zu stoßen, veranlaßte daß Nizam-al-muluck vorgab, daß er die Nabobschaft von Arcot diesem Kinde geben wollte, sobald er das männliche Alter erreicht haben würde. Zu gleicher Zeit erhielt Anwar-odean volle Gewalt, den Carnatic in diesen Zwischenräume zu regieren, und der junge Prinz wurde seiner Sorgfalt übertragen. Von der großen Unschicklichkeit, einen so dellicaten Auftrag dem





bezeigen. Die bekannte Wildheit ihrer Gemüthsart, macht es gefährlich, sie zu bestrafen, selbst wenn sie es verdienen. Der Geist der Rache hat sie mit dem Meuchelmord vertraut gemacht, daher sie auch sehr oft hierzu ihre Zuflucht nehmen, wenn ihre geringe Anzahl sie unfähig macht, sich öffentlich zu rächen. Die Pitänen also, die dem Subder-Ally gehorchen hatten, kamen täglich zu seinem Sohn, und verlangten mit großem Geschrey ihren Sold.

Im Monat Juny wurde in dem Fort von Arcot das Vermählungsfest eines Verwandten des Subder-Ally gefeyert. Der junge Prinz, als das Haupt der Familie, wurde eingeladen bey der Ceremonie zu präsidiren. Man lud gleichfalls alle andre Verwandten ein, unter welchen mehrere Gouverneurs vom Carnatic waren; auch war Mortiz-Ally dabey. Man hatte dem Seid-Mahomed beygebracht, den Haß zu verbergen, den er natürlich bey dem Anblick des Mörders seines Vaters fühlen mußte, der hier in der List seiner Freunde, und als ein eingeladener Gast erschien. So sind die Sitten eines indischen Hofes. Man glaubte, daß Mortiz-Ally seine Person bey dem Anfange einer neuen Administration nicht außerhalb Belore wagen würde; aber gegen diese Erwartung kam er nach Arcot, und stellte sich dem jungen Prinzen als ein Hochzeitgast dar. Er wurde mit vieler Achtung von dem regierenden Nabob empfangt, der auch dem Feste bewohnte.

An dem Vermählungstage traten zwölf Pitänen vor den jungen Prinzen, und verlangten ihren rückständigen Sold auf eine weit frechere Weise, als sie

Erster Band.

Männer selbst zu geben, der die größten Vortheile davon haben mußte, wenn er ihn nicht getreu erfüllte, kann man argwohnen, daß Nizam - al - muluck in dieser ganzen Sache versteckt zu Werke ging. Die allgemeine Freude, mit welcher das Kind bey der Ankunft in der Provinz empfangen wurde, verdunkelte alle Huldigung, die man der obersten Gewalt seines Vormunds leistete. Man kann vermuthen, daß der Interims-Nabob nicht ohne Eifersucht diese Freundsbezeugungen wahrnahm. Indessen bezeugte er keine Unzufriedenheit bey seiner Behandlung des jungen Prinzen; im Gegentheil ließ er ihn mit einer seiner Geburt angemessenen Pracht leben, und wies ihm den Palast in dem Fort von Arcot zu seiner Residenz an. Hier lebte der junge Seid-Mahomed einige Zeit ohne weitere Unruhe, als diejenige, die ihm die Klagen einer Schaar pitanischer Soldaten verursachten, die seinem Vater gebient hatten, und einen ansehnlichen rückständigen Sold verlangten.

Die Pitanen, deren Land in dem nördlichsten Theile des Reichs liegt, sind die bravsten von den muhamedanischen Soldaten in Indostan. Da sie ihre Superiorität kennen, und sich auf die National-Verbindung verlassen, die unter ihnen herrscht, so zerstreut sie auch in dem Dienst verschiedener Fürsten sind, so hat dieses bey ihnen eine Insolenz und Rühnheit in den Sitten erzeugt, wodurch sie sowohl, als durch ihre Physiognomie, sich von allen andern Menschen im Reiche auszeichnen; sie erweisen selbst den Fürsten, denen sie dienen, bey weitem nicht die Ehrfurcht, die alle andre Untertanen den Beherrschern Indostans

bezeigen. Die bekannte Wildheit ihrer Gemüthsart, macht es gefährlich, sie zu bestrafen, selbst wenn sie es verdienen. Der Geist der Rache hat sie mit dem Muehelnord vertraut gemacht, daher sie auch sehr oft hierzu ihre Zuflucht nehmen, wenn ihre geringe Anzahl sie unfähig macht, sich öffentlich zu rächen. Die Pitanen also, die dem Subber-Ally gehorchen hatten, kamen täglich zu seinem Sohn, und verlangten mit großem Geschrey ihren Sold.

Im Monat Juny wurde in dem Fort von Arcot das Vermählungsfest eines Verwandten des Subber-Ally gefeyert. Der junge Prinz, als das Haupt der Familie, wurde eingeladen bey der Ceremonie zu präsidiren. Man lud gleichfalls alle andre Verwandten ein, unter welchen mehrere Gouverneurs vom Carnatic waren; auch war Mortiz-Ally dabey. Man hatte dem Seid-Mahomed beygebracht, den Haß zu verbergen, den er natürlich bey dem Anblick des Mörders seines Vaters fühlen mußte, der hier in der Liste seiner Freunde, und als ein eingeladener Gast erschien. So sind die Sitten eines indischen Hofes. Man glaubte, daß Mortiz-Ally seine Person bey dem An- fange einer neuen Administration nicht außerhalb Be- lore wagen würde; aber gegen diese Erwartung kam er nach Arcot, und stellte sich dem jungen Prinzen als ein Hochzeitgast dar. Er wurde mit vieler Achtung von dem regierenden Nabob behandelt, der auch dem Feste beywohnte.

An dem Vermählungstage traten zwölf Pitanen vor den jungen Prinzen, und verlangten ihren rück- ständigen Sold auf eine weit frechere Weise, als sie

bisher gezeigt hatten. Man rechnet es hier für die höchste Beleidigung, die einem Soldaten wiederfahren kann; wenn man ihm mit Verachtung befiehlt sich weg zu begeben; wird hiebey Gewalt gebraucht, ihn zu entfernen, so rächt er es gewöhnlich auf der Stelle mit Blut. Diese Betrachtungen waren nicht hinreichend, dem Eifer von Seid-Mahomed's Bedienten Einhalt zu thun, die über diese Beleidigung erbittert waren. Da sie fanden, daß Vorstellungen nichts fruchteten, so packten sie die Pitanen an, und warfen sie zum Palast hinaus. Sie litten es mit weniger Widerstand, als man bey einer solchen Behandlung von so hochmüthigen Soldaten erwartet hatte. Noch denselben Tag kamen sie wieder zum Seid-Mahomed und entschuldigeten ihr unanständiges Betragen. Diese Unterwürfigkeit löschte allen weitem Argwohn aus.

Seid-Mahomed, Mortiz-Aly, und die meisten Hochzeitsgäste waren versammelt, als die Nachricht gebracht wurde, daß Anwar-odean sich näherte; der junge Prinz stand von seinem Sitz auf und ging in den Vorhof des Palastes, um seinen Vormund zu empfangen. Alle andre Gäste, nebst vielen Offiziers und Soldaten begleiteten ihn. Die zwölf Pitanen nebst ihrem Anführer, die schon zweymal dagewesen waren, zeigten sich ~~am~~ im Vorhofe, und beieferten sich durch Geberden dem Seid-Mahomed große Ehrfurcht zu bezeigen. Nach diesen Ceremonien näherte sich ihr Anführer dem Prinzen mit niedergeschlagenen Augen, als wenn er wegen des Vorgefallenen nochmals um Verzeihung bitten wollte, sobald er aber ihn errei-

chen konnte, zog der Mörder einen Dolch hervor, und stieß ihn dem Prinzen ins Herz.

Tausend Schwerter und Dolche wurden in einem Augenblick gezückt, und der Mörder auf der Stelle in Stücke gehauen. Zehn von seinen Kameraden hatten dasselbe Schicksal. Während dieser blutigen Scene langte Anwar-odean an, und bemühte sich den erschrecklichen Tumult zu stillen: er gab alle nöthigen Befehle, um die Verschwornen zu entdecken, denn das Volk war durchgehends der Meynung, daß die Pitanen zu dieser Mordthat gedungen worden wären.

Alle, die den jungen Prinzen leblos liegen sahn, erinnerten sich mit Schmerzen an den Tod seines Vaters in Belore. Man hatte schon Verdacht auf Mortiz-Ally geworfen, als man hörte, daß er bey dieser allgemeinen Verwirrung sich aus dem Staube gemacht hätte; ein großer Trupp Reiter, und andre Soldaten zu seinem Gefolge gehörig, hatten ihn vor dem Thore des Forts erwartet, und so hatte er seinen Weg nach Belore genommen. Diese so schleunige Flucht ließ keinen Zweifel übrig, daß er der Urheber des Mords sey. Man hörte nun nichts als Fluchen und Verwünschungen über sein Haupt, da er, nicht zufrieden den Vater umgebracht zu haben, auch jetzt den unschuldigen und vielgeliebten Seid-Mahomed ermorden mußte. Das Volk sah sich gezwungen, seine Wuth bloß in Worten einzuschränken; denn die Stärke der Escorte des Mortiz-Ally erforderte einen größern Haufen Reiteren, ihn zu verfolgen, als man in der Geschwindigkeit zusammen bringen konnte, da Belore



[The text in this section is heavily obscured by a large, dark, irregular shape, possibly a shadow or a physical obstruction, making it illegible.]

ber ebenfalls eine Revolution zum Vortheil des Seib-Mahomed fürchtete, und die Rache dieses Prinzen wegen dem Tode seines Vaters besorgen mußte, die Mauthelmsörder gedungen habe, nachdem er zuvor des Schutzes von Anwar-odean versichert gewesen wäre.

Die Geheimnisse der indostanischen Prinzen sind sehr schwer zu entdecken. In Sachen von Wichtigkeit wird nie etwas schriftlich abgefaßt, außer in den zweideutigsten Ausdrücken. Ist der Gegenstand von Bedeutung, so wird das Geheimniß einem Boten anvertraut, der gewöhnlich ein Mann von gemeinem Stande, aber voller List ist. Dieser bringt einen Empfehlungsbrief des Inhalts: daß man dem Ueberbringer in allem, was er sagt, trauen könne. Ein so unbestimmter Auftrag hat den Vortheil, daß der Vornehme, der ihn giebt, immer zurück treten und seinen Agenten Preiß geben kann. Dies geschieht auch allemal, sobald das Geheimniß entdeckt wird. Daher kann das Volk in Indien die Handlungen ihrer Beherrscher nicht anders beurtheilen, als nach Wahrscheinlichkeiten und der allgemeinen Meinung von ihren Charakteren. Die Staatsverfassung und Mängel der Regierung haben den Großen Gift und Dorsch als die besten Mittel angewiesen, diejenigen aus dem Wege zu räumen, die dem Ehrgeiz anderer hinderlich sind; daher die Geschichte eines Jahrhunderts in Indien mehr Beispiele dieser Art liefert, als man in der Hälfte der europäischen Königreiche seit Karls des Großen Zeiten findet. Diese häufigen Schandthaten verursachen, daß selbst natürliche Todesfälle sehr oft

benen zugeschrieben werden, die am meisten Vortheile daraus ziehen. Nach diesen Grundsätzen schrieben die Carnatiker den Mord Seid-Mahomed's dem Anwar-obeau zu, ob sie gleich keine wirklichen Beweise davon hatten. Der Verdacht war vorzüglich auf den Umstand gegründet, daß der strafbare Mordiz-Ally es ohne Bedenken gewagt hätte, vor ihm zu erscheinen.

Anwar-obeau leugnete aufs äußerste, nie eine Verbindung mit Mordiz-Ally gehabt zu haben, denn er allein den Mord zuschrieb, da es bewiesen wurde, daß die Pitanen oft bey ihm in Belore gewesen wären, und viele Geschenke von ihm erhalten hätten; Mordiz-Ally hingegen schob die Beschuldigung zurück, allein ohne Beweise bezubringen.

Obgleich Anwar-obeau seine Unterthanen von seiner Unschuld nicht überführen konnte, so glückte es ihm doch, seinen Oberherrn Nizam-al-muluck davon zu überzeugen. Dieser Subah, der nichts gern halb that, glaubte ihn unterstützen zu müssen, er ernannte ihn daher jezt zum wirklichen Nabob von Arcot, so laut auch das Volk dagegen schrie.

274 Der Krieg brach nun zwischen Großbritannien und Frankreich aus, daher eine Escadre von englischen Kriegsschiffen in den indischen Meeren erschien. Sie bestand aus zwey Schiffen von sechzig Kanonen, einem von funfzig, und einer Fregatte von zwanzig Kanonen. Diese Schiffe segelten nicht gerade nach den englischen Besitzungen zu, sondern kreuzten in zwey Abtheilungen in den Straßen von Sunda und Malacca. Hier nahmen sie drey französische Schiffe weg, die aus China nach Europa zurücksegelten, und eins,



das von Manilla nach Pondichery wollte. Die Ladungen waren 180,000 Pf. Sterling werth. Im July erschien diese Escadre auf der Küste von Coromandel, zu einer Zeit, wo die Garnison in Pondichery nur aus 436 Europäern bestand, die Festungswerke noch nicht zu Stande gebracht waren, und man von keinen englischen Kriegeschiffen in Indien etwas wußte.

Diese Erscheinung der Engländer und die Nachricht, daß man noch mehr Verstärkung aus England erwartete, beunruhigte Duplex, den Gouverneur von Pondichery. Er brachte den Nabob Anwar-odean dahin, die Regierung von Madras zu vermögen, daß die englischen Kriegeschiffe wider die französischen Besitzungen in Arcot keine Feindseligkeiten begingen; dabey aber versicherte der Nabob den Engländern, daß er die Franzosen dazu bringen wollte, eben diese Neutralität zu beobachten, im Fall künftig ihre Macht in Indien stärker als die englische seyn sollte. Die Regierung in Madras antwortete, daß man sehr bereit wäre, sein Verlangen zu erfüllen, in so fern es in ihrer Macht stünde, daß aber der Befehlshaber der englischen Kriegeschiffe, Commodore Bernet, unmittelbar in Diensten des Königs von Großbritannien stünde, und dessen Befehle vollzöge, ohne sie erst darum zu fragen. Der Nabob erwiederte, daß alle Engländer, die nach der Küste von Coromandel kämen, ohne Ausnahme verbunden wären, seine Autorität im Carnatic zu respectiren, und daß, wenn die englische Flotte wider seine jetzt gegebenen Befehle handelte, die Stadt Madras dafür büßen sollte.

nach der Schlacht nach Bengalen zur Ausbesserung führen mußte.

Den folgenden Tag hielt Denton Kriegsrath, da man denn nicht für rathsam hielt, ein zweytes Treffen zu wagen, bis man die Schiffe ausgebessert hätte. Diesem Entschlusse zu folge, segelten die Engländer nach dem Hafen Trincomaly in der Insel Ceylon. Sie fuhrn bey der französischen Escadre vorbei, welche Miene machte das Gefecht zu erneuern. Dieses war aber nichts anders als eine Maske des la Bourdonnais, um die Engländer davon abzuhalten, was er am meisten fürchtete; denn fast alle seine Schiffe hatten den größten Theil ihrer Munition verschossen, und einige derselben hatten nur noch auf vierundzwanzig Stunden Lebensmittel am Bord. Er eilte daher nach Pondichery zu kommen, wo Dupleir Gouverneur der französischen ostindischen Compagnie war, unter dessen Befehl alle Besitzungen seiner Nation in Indien standen, nur allein die Inseln Mauritius und Bourbon ausgenommen. Von diesen war la Bourdonnais Gouverneur, dem auch alle Operationen der Flotte, unabhängig von Dupleir, anvertraut waren.

Der Ruhm und die Reichthümer, die la Bourdonnais wahrscheinlich bey dieser Ausrüstung einärnten würde, erregten die Eiferfucht des Dupleir. Es entstanden unter ihnen bald Uneinigkeiten, aber der patriotische Eifer des la Bourdonnais duldetete nicht, daß das Interesse seiner Nation dabey aufgeopfert würde. Da er wohl einsah, daß seine Truppen nicht zu Lande mit gutem Erfolg gebraucht werden konnten,

das Schiff des Befehlshabers, das 70 Kanonen führte. Dies letztere ausgenommen, waren alle Schiffe auf mehr Kanonen gebaut, als la Bourdonnais fähig gewesen war anzuschaffen; fünf derselben hatten Schießlöcher für 50 Kanonen. Die Besatzung dieser Flotte bestand in 3300 Mann, von welchen 700 Kaffern oder Lascars waren.

Die englische Escadre enthielt ein Schiff von 60 Kanonen, drey von 50, eins von 40, und eine Freigate von 20 Kanonen, die aber zu klein war, um ins Treffen gebracht zu werden. Die Mannschaft war nicht halb so stark als auf der französischen Flotte, dagegen hatten die Engländer den Vortheil schwerer Kanonen, besser segelnder Schiffe, und weit geschickterer Seeleute.

La Bourdonnais, der die Stärke und Schwäche seiner Escadre kannte, hatte beschlossen, im Treffen die englischen Schiffe wo möglich zu entern. Pen-ton, der englische Befehlshaber, der diese Absicht wahrnahm, gewann dem Feinde den Wind ab, in welcher Lage das Entern nicht statt finden konnte. Es war erst spät nach Mittag, als das Treffen anfang, und in solcher Entfernung fortgesetzt wurde, daß das Feuer des kleinen Gewehrs von den französischen Schiffen wenig Schaden thun konnte; dagegen die Kanonen der Engländer mehr Wirkung thaten. Das Gefecht endigte sich mit Anbruch der Nacht, die Engländer verloren fünfunddreißig und die Franzosen dreihundert Mann. Eins von den französischen Schiffen von 30 Kanonen war so übel zugerichtet, daß man es sogleich

Dieses Etablissement war seit hundert Jahren das vornehmste Besizthum der Engländer auf der Küste von Coromandel gewesen. Es war auf einem Grund angelegt, den der Große-Mogul der ostindischen Compagnie geschenkt hatte, und erstreckte sich fünf englische Meilen längs dem Seeufer, und eine Meile landeinwärts. Die Stadt hatte drey Abtheilungen; die südliche war ungefähr vierhundert englische Ellen lang und hundert breit. Niemand als Engländer, oder andre Europäer unter ihrem Schutze wohnten in diesem Theil, der damals funfzig wohlgebaute Häuser, desgleichen eine anglicanische und eine katholische Kirche nebst der Factoren und andern der Compagnie zugehörigen Gebäuden enthielt; sie war umringt mit einer schlechten Mauer, und von vier Bastionen vertheidigt, diese aber waren sehr mangelhaft angelegt, und hatten keine Außenwerke. Dies Quartier war in Europa lange Zeit unter dem Namen Fort St. Georg bekannt gewesen, in Indien nannte man es die weiße Stadt. Nach Norden zu darankößend, war die andre Abtheilung, weit größer und schlechter besetzt; hierin befanden sich viele sehr gute Wohnungen, die den Armeniern und reichen indischen Kaufleuten zugehörten; dies Quartier nannte man die schwarze Stadt. Die dritte Abtheilung war eine Vorstadt, wo die Indier aller Volksklassen unter einander wohnten. Außerdem lagen vor der Stadt noch zwey große und sehr volkreiche Dörfer, die ebenfalls von Indiern bewohnt waren.

Der Handel von England nach der Küste von Coromandel, nebst dem Handel, den die Kaufleute

bis die englische Escadre entweder ruhmirt, oder ge-  
grungen wäre, die Küste von Coromandel zu verlas-  
sen, so beschloß er sie aufzusuchen, sobald seine Schiffe  
ausgebessert und mit einer Anzahl von schweren Kano-  
nen versehen seyn würden.

Den 24sten Julius segelte er von Pondichery ab,  
und entdeckte den 6ten August die englische Escadre.  
Diese aber vermied ein Gefecht, da sie die Vermeh-  
rung der schweren Kanonen bey dem Feinde wahrnahm.  
Beide hatten sich einander drey Tage lang im Gesicht,  
bis endlich die englischen Schiffe, die besser segelten,  
verschwand. La Bourdonnais ging nach Pondichery  
zurück, in der Meynung daß die Engländer bald wie-  
der erscheinen würden, um seine fernern Operationen  
zu hemmen; da er aber durch die letzte Vermeidung  
eines Treffens aufgemuntert wurde, so beschloß er nun  
Madras zu belagern.

Die Engländer, die von diesen Zurüstungen in  
Pondichery hörten, verlangten nun von dem Nabob  
die Erfüllung seines Versprechens, nämlich die Fran-  
zosen abzuhalten, Feindseligkeiten zu Lande zu begehn.  
Aber sie unterließen hiebey das wirksamste Mittel zu  
gebrauchen, da sie dieses Anliegen um seinen Beystand  
nicht mit einem Geschenk an Gelde begleiteten. Diese  
so übel angebrachte Sparsamkeit ließ den Nabob so  
kalt bey ihrem Interesse, daß, obgleich er an Dupleix  
eben keine ausdrückliche Erlaubniß ertheilte, er doch  
ihren Zurüstungen keinen Einhalt that, ja nicht ein-  
mal Drohungen brauchte, um die Franzosen von dem  
Angriff von Madras abzuhalten.

Dieses Etablissement war seit hundert Jahren das vornehmste Besisthum der Engländer auf der Küste von Coromandel gewesen. Es war auf einem Grund angelegt, den der Große-Mogul der ostindischen Compagnie geschenkt hatte, und erstreckte sich fünf englische Meilen längs dem Seeufer, und eine Meile landeinwärts. Die Stadt hatte drey Abtheilungen; die südliche war ungefähr vierhundert englische Ellen lang und hundert breit. Niemand als Engländer, oder andre Europäer unter ihrem Schutz wohnten in diesem Theil, der damals funfzig wohlgebaute Häuser, desgleichen eine anglicanische und eine katholische Kirche nebst der Factoren und andern der Compagnie zugehörigen Gebäuden enthielt; sie war umringt mit einer schlechten Mauer, und von vier Bastionen vertheidigt, diese aber waren sehr mangelhaft angelegt, und hatten keine Außenwerke. Dies Quartier war in Europa lange Zeit unter dem Namen Fort St. Georg bekannt gewesen, in Indien nannte man es die weiße Stadt. Nach Norden zu daran stoßend, war die andre Abtheilung, weit größer und schlechter besetzt; hierin befanden sich viele sehr gute Wohnungen, die den Armeniern und reichen indischen Kaufleuten zugehörten; dies Quartier nannte man die schwarze Stadt. Die dritte Abtheilung war eine Vorstadt, wo die Indier aller Volkstlassen unter einander wohnten. Außerdem lagen vor der Stadt noch zwey große und sehr volkreiche Dörfer, die ebenfalls von Indiern bewohnt waren.

Der Handel von England nach der Küste von Coromandel, nebst dem Handel, den die Kaufleute

verschiedener Nationen von einem Theile von Indien nach dem andern führten, hatte Madras zu einem Grad von Reichthum und Ruf erhoben, daß es von allen europäischen Besizungen in Indien nach Batavia und Goa den Rang hatte. Es lebten hier in diesem kleinen Erdraume 250,000 Menschen, der größte Theil Indier von verschiedenen Casten und Religionen; unter diesen waren drey bis vier tausend von den indischen Christen, die sich Portugiesen nennen, und vorgeben von dieser Nation abzustammen. Die englische Colonie bestand nur aus drehhundert Mann; zweyhundert derselben machten die Besatzung aus; von dieser aber waren nicht mehr als ein paar Offiziers, die je im Kriege gewesen waren. Die übrigen Engländer, die blos zu Handlungsgeschäften erzogen worden, waren für den Kriegsdienst noch untauglicher. Indessen hing die Vertheidigung des Orts von dieser geringen Anzahl Engländer ab, da man überzeugt war, daß die übrigen Einwohner bey der Annäherung der Gefahr sogleich die Flucht ergreifen würden.

Den 18ten August erschien die französische Flotte und belagerte die Stadt, ohne ihr jedoch Schaden zu thun. Sie versuchten ein der englischen Compagnie gehöriges Schiff wegzunehmen; allein sie betrugten sich dabey so ungeschickt, daß man deutlich die Abwesenheit des la Bourdonnais wahrnehmen konnte, der damals in Pondichery krank lag.

Der Hauptendzweck, weshalb die englische Escadre nach Indien geschickt wurde, war, die Besizungen der Engländer auf der Küste von Coromandel zu beschützen; man erwartete sie also stündlich bey

Madras zu sehn, ob man gleich hier seit sechs Wochen nichts von ihr gehört hatte. Die Besürzung in der Stadt gränzte daher nahe an Verzweiflung, als man vernahm, daß sie nach Bengalen gefegelt wäre.

Den 3ten September langten die übrige. französische Kriegsschiffe bey Madras an, welche die Truppen und das Belagerungsgeschüz am Bord hatten. Ein Theil der Soldaten landete, und rückte bis auf einen Kanonenschuß gegen die Stadt. Dies Belagerungscorps bestand aus 1100 Europdern, 400 Kaffern, und 400 Indiern, die nach europäischer Art disciplinirt waren; 1800 Seesoldaten und Matrosen aber blieben auf den Schiffen.

La Bourdonnais, der nun selbst gegenwärtig war, richtete seinen Angriff gegen die weiße Stadt, und ließ sie aus neun Mörfern bombardiren. Das Feuer war so lebhaft und anhaltend, daß den dritten Tag zwey Engländer als Abgeordnete ins französische Lager kamen; um mit la Bourdonnais zu tractiren, worauf, bestand, daß die Stadt ihm auf Discretion übergeben werden sollte, im Weigerungsfall drohte er mit einem Generals Sturm. Die Furcht vor der Rückkehr der englischen Escadre bestimmte diesen Entschluß, der durch eine Erneuerung des Bombardements bekräftigt wurde. Es kamen neue Deputirte, kehrten aber auch fruchtlos zurück, bis man endlich den 10ten September übereinkam, die Bedingungen des Siegers einzugehn. Alle Engländer wurden Kriegsgefangene, und die Stadt mußte sogleich übergeben werden, jedoch mit dem Versprechen, daß sie hernach, und zwar gegen eine erträgliche Summe, ranzionirt werden sollte.



La Bourdonnais nahm nun von der Stadt Besitz, und pflanzte die französische Flagge auf die Wälle. Von den Franzosen kam während dieser Belagerung auch nicht ein einziger Mann ums Leben, dagegen wurden fünf Engländer in der Stadt durch Bomben getödtet.

Von dieser Periode an ist es sehr interessant, die Fortschritte zu bemerken, welche die Engländer in Indien in der Kriegskunst, und überhaupt in ihren kriegerischen Unternehmungen gemacht haben.

Man erlaubte den englischen Einwohnern, ungestört ihre Häuser zu bewohnen, aber die Magazine der ostindischen Compagnie wurden von den Franzosen in Empfang genommen. Den nämlichen Tag, da Madras überging, kam ein Bote vom Nabob Anwarodean zu Pondichery an. Er war zu desto größerer Beschleunigung auf einem Kameel abgefertigt worden, um Dupleix einen Brief zu überbringen, worin der Nabob sein Erstaunen über die Kühnheit der Franzosen zeigte, Madras ohne seine Erlaubniß anzugreifen, woben er brohete, seine Truppen dahin zu schicken; wenn die Belagerung nicht sogleich aufgehoben würde. Dupleix sandte seinem Agenten in Arcot Befehle zu, den Nabob zu beruhigen, mit dem Versprechen, daß man die Stadt, wenn sie eingenommen würde, ihm überliefern wolle; da denn die Engländer sehr willig seyn würden, ihm für die Rückgabe eine große Summe Geldes zu bezahlen. Hiedurch gab Dupleix zuerst zu erkennen, daß er glaubte, das Recht, über Madras zu schalten, käme ihm als General-Gouverneur der französischen Besitzungen in Indien zu.

la Bourdonnais aber, der diese Autorität nicht anerkennen wollte, fuhr fort seinem Versprechen gemäß mit den Engländern wegen der Ranzion der Stadt zu tractiren. Gegen diesen Tractat protestirte die Regierung von Pondichery als gegen eine Maasregel, die dem Interesse ihrer Nation höchst schädlich sey, das durchaus verlangte, daß Madras dem Erdboden gleich gemacht würde. Es entstanden hieraus Streitigkeiten, die glücklicherweise für die englischen Angelegenheiten vielen Uebeln vorbeugten, die wahrscheinlich die Engländer hätten befallen müssen, wenn die Feinde einig gewesen wären. Denn den 27sten September langten drey Kriegsschiffe in Pondichery an, eins von 72, die andern von 40 Kanonen, mit 1360 Mann besetzt. Vermittelst dieser Verstärkung waren die Franzosen stark genug, alle übrigen englischen Besetzungen in Indostan zu erobern. Dieses war auch die Bestimmung und Absicht des la Bourdonnais, und er würde auch diesen Entwurf ausgeführt haben, wenn alle seine Operationen nicht durch Dupleix und den Rath in Pondichery gehemmt worden wären.

Inzwischen wurde die Beute aus Madras nach Pondichery geschickt. Dupleix wollte durchaus von der Ranzion nichts hören, und la Bourdonnais war entschlossen, nicht eher Madras zu verlassen, bis dieser Gouverneur den Tractat genehmigt hätte. Seine Erfahrung im Seewesen ließ ihn jedoch völlig die Gefahr voraus sehn, welcher seine Schiffe ausgesetzt waren, wenn sie in dieser kritischen Jahreszeit länger auf der Küste von Coromandel blieben.

In Indien ist das Jahr in zwey Jahreszeiten abgetheilt. Vom October bis zum März wehen die Nordwinde, und die übrigen Monate die Südwinde. Diese Jahreszeiten werden von den Seeleuten Monsun genannt. Der Uebergang von einer zur andern geschieht vermittelst einer Zwischenzeit von ungefähr zwanzig Tagen, während welcher Windstille, oder unbedeutende und ungewisse Winde herrschen. Auf der Küste von Coromandel fängt die nordische Monsun bisweilen mit einem Orkan an; ist der Anfang aber gemäßiget, so fällt das stürmische Wetter zu verschiedenen Zeiten ein, bis zur Mitte des Decembers; daher hält man es für gefährlich, daß Schiffe auf der Küste nach dem 15ten October bleiben, oder vor dem 20sten December hier wieder zurück kommen.

Den 2ten October war das Wetter sehr schön; um Mitternacht aber entstand ein schrecklicher Sturm, der bis zum folgenden Tage dauerte. Sechs französische Schiffe, die nahe an der Küste vor Anker lagen, waren bey Tagesanbruch verschwunden. Das 70 Kanonen Schiff verlor alle Masten; ein gleiches Schicksal hatten drey andre Kriegsschiffe. Das Wasser brang mit solcher Gewalt hinein, daß die Besatzungen alle Augenblick unterzugehen befürchteten, sie hatten daher alle Kanonen des untern Raums über Bord geworfen. Zwanzig andre Schiffe, die verschiedenen Nationen gehörten, scheiterten entweder an der Küste, oder wurden in den Wellen begraben.

Die beiden mit Beute von Madras beladenen Schiffe lagen in dieser Zeit bey Pondichery vor Anker, wo sie von dem Sturm nichts gewahr wurden.

Es ist hiebei zu bemerken, daß die Wuth dieser Orkane sich mehrentheils 60. bis 70 englische Meilen weit erstreckt, nachher aber werden sie gemäßiget, wenn sie über den bengalischen Meerbusen streifen.

Der Kanziens-TRACTAT war den Tag vor dem Sturm in Ordnung gebracht worden. Man war übereingekommen, daß die Franzosen den 4ten Octob. die Stadt räumen sollten. Nach einem der Artikel, wurde die in der Stadt zurückgebliebene Artillerie und Munition zwischen den Franzosen und Engländern getheilt. Dupleix hatte den la Bourdonnais wissen lassen, daß er sich von allen Verhandlungen mit den Engländern gänzlich los sagte, wenn die Franzosen nicht so lange im Besiß von Madras blieben, als nöthig wäre, alle den Tractat betreffende Streitigkeiten in Ordnung zu bringen. la Bourdonnais stellte daher den Engländern die Nothwendigkeit vor, zu welcher ihn die Hartnäckigkeit des Dupleix gebracht hätte, auf drey Monat den Termin zu verlängern, den er zur Ueberlieferung der Stadt angesetzt hätte. Die Engländer bewilligten diesen Antrag, aus Furcht dem Haß des Dupleix überlassen zu werden.

Alle der ostindischen Compagnie gehörige Kaufmannsgüter, nebst der mitgenommenen Munition und den Seebedürfnissen, betrogen nach Angabe der Franzosen 130,000 Pf. St., das Gold und Silber wurde 31000 Pf. St. geschätzt; die Hälfte des Gesammtes aber auf 24000 Pf. St. Das Privateigenthum eines jeden blieb hiebei unangetastet. Man kam nun überein, daß die Franzosen die Stadt vor Ende des folgenden Januars räumen, da denn die

Engländer den ganzen Krieg über nicht weiter von ihnen angegriffen werden sollten. Auf diese Bedingungen versprach die Regierung in Madras 1100,000 Pagoden, oder 440,000 Pf. St. zu bezahlen. Davon sollten 240,000 in sechs Terminen erlegt werden, und zwar vor dem October 1749; für die übrigen 200,000 Pf. St. wurden Wechsel auf die ostindische Compagnie in London gezogen. Für die Erfüllung dieses Tractats gaben die Engländer Geißel.

Dupleix ernannte nun einen Gouverneur von Madras, den la Bourdonnais förmlich einsetzte, und sodann nach Pondichery zurücksegelte. Er hielt sich hier aber nicht lange auf, sondern segelte den 20sten October mit sieben Schiffen wieder ab, in der Absicht nach Achin zu gehen. Er machte von dieser Escadre zwey Abtheilungen, eine aus vier Schiffen bestehend, die in gutem Stande waren, und die andre aus drey Schiffen, die bey dem Orkan sehr gelitten hatten, unter denen sich sein eigenes von 70 Kanonen befand. Da diese zweite Abtheilung überdem nun mit Stürmen und widrigen Winden zu kämpfen hatte, so war es unmöglich den bestimmten Hasen zu erreichen, daher la Bourdonnais den Lauf nach der Insel Maurice nahm, und auch glücklich im December daselbst anlangte. Er ging bald nachher nach Frankreich, und verließ seine Insel, die er aus einer wild verwachsenen Wüste zu einer blühenden Colonie umgeschaffen, und zum Kriegsmagazin der Franzosen in Ostindien gemacht hatte.

Wie grausam dieser große Mann bey der Anfunft in seinem Vaterlande behandelt wurde, ist jedermann



waren, die Pondichery erhalten hatte. La Bourdonnais hinterließ bey seinem Abzuge zwölfhundert Mann disciplinirter Truppen, außerdem würden vierhundert und funfzig Soldaten aus den lezt in Indien angekommenen Schiffen genommen, desgleichen mußten neunhundert Matrosen ihre Schiffe verlassen, um zu Landsoldaten gemodelt zu werden. Durch diese Maafregeln stieg das Corps der französischen Truppen in Pondichery bis auf 3000 Europäer.

Der Nabob Anwar-odean wurde bald gewahr, daß die Versprechung des Dupleix, ihm Madras zu überliefern, nichts als ein politischer Fechterstreich gewesen war, um ihn abzuhalten, den Engländern während der Belagerung dieser Stadt beizustehn. Er beschloß daher, diese Beleidigung zu rächen, und das von den Franzosen besetzte Madras selbst zu belagern, da er keinen Augenblick zweifelte, es den Franzosen eben so leicht abzunehmen, als diese es von den Engländern genommen hatten. Diese Vorstellung hatte ihren Grund in seiner gänzlichen Unkunde der Kriegsfähigkeiten der Europäer, da diese noch nie hier entwickelt worden waren; im Gegentheil hatten alle europäische Nationen bisher immer Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen die mogulische Regierung bewiesen. Er bildete sich daher ein, daß dieses unterwürfige Verhalten aus Furcht vor der größern Tapferkeit der Mohren veranlaßt würde.

Das nach Madras unter Anführung seines ältesten Sohnes Maphuze-Khan abgesandte Heer bestand aus 10,000 Mann, mit welchem die Stadt umringt wurde. Man schickte zwey Deputirten her-

aus, um mit ihm zu tractiren, die aber zu Gefangenen gemacht wurden. Der französische Commandant hatte von Dupleix Befehl erhalten, die Feindseligkeiten so lange als möglich zu verschieben. Maphuze-Khan schrieb diese Unthätigkeit der Furcht zu, und da er Nachricht von den Angriffs-Maafregeln einzog, deren sich la Bourdonnais bey der Belagerung des Orts bedient hatte, so beschloß er sie nachzuahmen. Man brachte große Haufen von Reißbündeln und Erde auf den Fleck zusammen, wo die Franzosen eine ihrer Mörserbatterie ausgeführt hatten. Hier wurden ihre Kanonen aufgestellt, die aber so alt und unbrauchbar waren, daß sie nicht ohne Gefahr losgebrannt werden konnten.

Die Belagerer wollten die schwarze Stadt stürmen, deren Mauern niedrig und die Bastionen sehr schwach waren, allein nunmehr fingen die Franzosen auch ihrer Seits zu feuern an, und trieben die Feinde fort, da sie denn sich nicht eher setzten, bis sie von den Kanonen nicht mehr erreicht werden konnten. Den folgenden Tag, als den 22sten October, marschirten die Belagerten, 460 Mann stark, mit zwey Feldstücken aus der Stadt, und griffen eine Abtheilung der feindlichen Armee an, die abge sondert campirte. Die Reiterrey war sogleich in Bewegung, und rückte muthig vor, da sie nie die Wirkung von europäischem Geschütz erfahren hatte. Die Mohren träumten nicht die Möglichkeit, mit einer Kanone fünf oder sechs Schüsse in einer Minute zu thun; denn vermittelst der ungeschickten Behandlung ihrer eignen plumpen Artillerie glauben sie alles zu thun, wenn sie einmal



In einer Viertelstunde feuern. Die Franzosen hatten ihre beiden Feldstücke hinter ihre Linie verborgen, bis die mohrische Cavallerie nahe genug war, um die ganze Wirkung davon zu empfinden. Nun öffnete sich die Linie, und das Feuer der Kanonen brachte sie sogleich in Unordnung. Sie versuchten zwar Stand zu halten, in der Hoffnung daß das Feuer aufhören würde; da es aber lebhaft fortdauerte, rettete sich alles mit der Flucht. Die Zelter und die Bagage fielen den Franzosen in die Hände, desgleichen zwey Kanonen, die aber so unbrauchbar waren, daß man sie in einen Brunnen warf. Kein einziger Europäer kam bey diesem Angriff um, dagegen wurden 70 Mohren getödtet.

Maphuze-Khan zog sogleich nach dieser Niederlage seine Truppen zusammen, und lagerte sich zwey Meilen von der Stadt; da er aber hörte, daß die Franzosen aus Pondichern Verstärkung erwarteten, so verließ er sein Lager den folgenden Tag, und nahm von St. Thomas Besitz, einer vier Meilen von Madras gelegenen Stadt.

Dieser Ort gehörte ehemals den Portugiesen, und war zur Zeit ihrer glorreichen Tage in Indien wegen der Pracht und dem Reichthum seiner Einwohner berühmt, ist aber jetzt sehr unbedeutend, obgleich ein portugiesischer Bischof hier seinen Sitz hat. Die Stadt ist gar nicht befestigt; einige Ruinen von einer Mauer umgeben sie, und nahe bey derselben ist ein kleiner Fluß, der sich ins Meer ergießt. An dem Ufer dieses Flusses lagerte sich Maphuze-Khan mit allen seinen Truppen, um den Franzosen, wenn sie wieder erscheinen sollten, den Uebergang streitig zu

machen. Diese fanden sich auch bey Tagesanbruch ein. Man war übereingekommen, daß 400 Mann aus Madras marschiren sollten, um die Mohren vorn anzugreifen, während welcher Zeit ein Corps aus Pondichery ihnen im Rücken fallen sollte; allein die Truppen aus Madras kamen nicht zu rechter Zeit an. Dennoch geschah der Angriff ohne Verzug. Man wadete durch den Fluß, und kehrte sich nicht an das mohrische Artilleriefeuer, das keinen Schaden that. So erreichten die Franzosen das Ufer, gaben eine Generalsalve, und nun stürzten sie mit ihren Bajonets über die Feinde her, die in ein solches Schrecken geriethen, daß sie in der größten Unordnung nach der Stadt flohen, wo Reiter und Fußvolk in den engen Gassen so sehr ins Gedränge kamen, daß sie ohne Widerstand von den Franzosen niedergeschossen wurden. Endlich erreichte das fliehende Heer mit großem Verlust die Ebene jenseits der Stadt. Maphuze-Khan saß auf einem Elephanten und hatte an der Seite die große Fahne des Carnaticks, war aber einer der ersten, der sich zu retten suchte. Mittlerweile langten die Truppen aus Madras an, und zwar noch zu rechter Zeit, um die feindliche Bagage plündern zu helfen, unter welcher nicht wenig Sachen von Werth waren, nebst vielen Pferden, Ochsen und Kameelen. Diese Niederlage setzte die Armee des Nabobs in solche Bestützung, daß sie nichts weiter unternahm, sondern nach Arcot zurück marschirte.

Es war jezt über hundert Jahre, seitdem die Europäer gegen die indostanschen Statthalter einen Sieg erfochten hatten. Die Erfahrung vormaliger

fruchtloser Unternehmungen, die unmilitärische Denkart, die allen Colonien gemein war, und eine lange Entwöhnung vom Gebrauch der Waffen, hatten den Gedanken erzeugt, daß die Nohren fürchterliche Feinde wären. Diesen Irrthum hatten die Franzosen nun auf einmal widerlegt, da sie eine ganze Armee mit ein paar hundert Mann schlugen. Ihr Anführer war ein Schweizer, Namens Parabis. Er hatte die Gunst des Dupleir durch eine heftige Feindschaft gegen la Bourdonnais erlangt, daher wurde er als die schicklichste Person angesehen, des letztern Maaßregeln entgegen zu arbeiten, und zu diesem Endzweck zum Commandanten von Madras ernannt. Zu gleicher Zeit versammelten sich die Einwohner von Pondichery, die durch die Emiffarien des Dupleir geleitet wurden, und übergaben dem Conseil eine Vorstellung, worin sie die Nothwendigkeit zeigten, den Kanzionstractat zu vernichten. Das Conseil, unter dem Vorwande dem einstimmigen Verlangen der Einwohner zu willfahren, ertheilte dem Parabis die nöthigen Befehle. Dieser berief den 30sten October die Einwohner von Madras zusammen; die französische Besatzung war unter Waffen, und ein an die Engländer gerichtetes Manifest wurde öffentlich verlesen. Es enthielt folgende Erklärungen:

Der Kanzionstractat mit la Bourdonnais wurde für null und nichtig erklärt, und den Engländern anbefohlen, die Schlüssel aller Magazine ohne Ausnahme zu überliefern; alle Kaufmannsgüter, Silberzeug, Lebensmittel, Munition und Pferde wurde für das Eigenthum der französisch-ostindischen Compagnie er-

klärt; man erlaubte jedoch den Engländern, ihre Mobilien, Kleider, und den Schmuck ihrer Weiber zu behalten; dabey verlangte man aber ihr Ehrenwort, nicht feindlich gegen die Franzosen zu agiren, bis sie ausgewechselt seyn würden. Wollte jemand diesen Befehl nicht befolgen, so sollte er gefänglich eingezogen und nach Pondichery gesandt werden. Noch überdem wurde allen befohlen, die Stadt in vier Tagen zu verlassen, die sich weigern würden, dem Könige von Frankreich den Huldigungseid zu leisten, auch sollten sie sich nicht in den Bezirken von Madras aufhalten.

Diese harte Bedingungen vermehrten noch die Ungerechtigkeit, die den Bruch des Völkerrechts ohnehin auszeichnete.

Die Franzosen vollzogen ihr Manifest mit der äußersten Strenge, und nahmen den Engländern ihr Privateigenthum mit der gierigsten Raubsucht weg, die fast alle dabey ruinirt wurden. Man führte den Gouverneur und einige der vornehmsten Einwohner unter einer Bedeckung von 400 Mann nach Pondichery. Hier hatte Dupleix die Eitelkeit, unter dem Vorwand ihnen eine Ehre anzuthun, sie mit großem Pomp in die Stadt einzuführen, wo sie vor den Augen von 50,000 Zuschauern als Gefangene im Triumph geschleppt wurden. Viele der Einwohner von Madras und einige Offiziers wollten nicht das verlangte Ehrenwort geben, denn sie behaupteten, daß der Bruch des Kanzionstractats sie von dem losfagte, was sie dem la Bourdonnais versprochen hätten. Um sich aber nicht übler Behandlung auszusetzen, so flüch-

zeten sie bey Nachtzeit aus der Stadt, wanderten auf Seitenwegen durchs Land, und langten endlich glücklich im englischen Fort St. David an.

Hier besaß die englische ostindische Compagnie ein größeres Stück Land, als bey Madras. Man hatte es hundert Jahr zuvor von einem indischen Fürsten gekauft, und dieses erstandene Recht wurde durch den mogulschen Vicekönig bestätigt, da die Mohren den Carnatick eroberten. Das Fort lag nahe am Meere, zwölf englische Meilen von Pondichery; es war nur klein, allein besser befestigt, als irgend eins von dieser Größe in Indien. Die Stadt Cuddalore war nicht über eine Meile davon entfernt; hier wohnten die vornehmsten indischen Kaufleute und viele andre Indier, die von der Compagnie abhingen. Die Stadt war 1200 englische Ellen lang und 900 breit, und mit Mauern und Bastionen versehen. Unweit dem Fort lagen drey volkreiche Dörfer, von Indiern bewohnt, die auch noch zum englischen Boden gehörten. Dieses Etablissement war von dem zu Madras abhängig und das nächste im Rang; da aber der Kanzionstractat gebrochen war, so betrachteten die Agenten der Compagnie ihre Obern zu Madras als Gefangene der Franzosen, und übernahmen daher selbst die Hauptadministration der englischen Besitzungen auf der Küste von Coromandel.

Sie fingen ihre Verwaltung damit an, daß sie den Nabob von Arcot um Hülfe wider die Franzosen baten, von welchen sie jetzt täglich erwarteten angegriffen zu werden. Die Niederlage des Maphuze-Khan hatte die Mohren so sehr erbittert, daß der Nabob

sich gleich bereitwillig finden ließ, eine Armee nach dem Fort-St. David zu senden, wenn die Engländer einen Theil der dazu erforderlichen Kosten tragen wollten. Da man diese Bedingung einging, so setzten sich des Nabobs Truppen so fort in zwey Colonnen in Bewegung; eine derselben commandirte Maphuze-Khan, und die andre sein Bruder Mahomed-Allh.

Dupleix hatte wirklich seine Augen auf das Fort St. David gerichtet, und übertrug die Expedition seinem Günstling Paradis, der deshalb von Madras abgerufen wurde. Er nahm 300 Europäer von der Besatzung mit sich, um sich erst nach Pondichery zu begeben, woben er zugleich alle gemachte Beute mit fortbringen wollte. Maphuze-Khan, der vor Begierte brannte sich zu rächen, beschloß dieses Detaschement aufzuheben, und erwartete es mit 5000 Mann unweit Sabras, einer holländischen Colonie. Die Franzosen marschirten mit der Bagage in der Mitte, die von Coolies getragen wurde; einer Menschenklasse, die eine besondre Caste in Indien ausmacht, und keine andre Beschäftigung hat, als die Stelle von Lastthieren zu vertreten. Die mohrische Reiterey griff den Zug unaufhörlich an, zog sich bey dem Feuer der Franzosen schnell zurück, und kam immer wieder, wenn diese den Marsch fortsetzen wollten. Da man nun auf diese Weise sehr langsam vorwärts rückte, und Paradis fürchtete, daß ihn die Nacht im freyen Felde überfallen könnte, so nahm er seine Bagage vor sich, und eilte mit dem Vortrab, um Sabras zu erreichen; die übrigen Truppen ließ er zurück, mit Befehl, ihm so gut wie sie könnten zu folgen. Es ge-

lang auch mit einem Verlust von zwölf Mann, die gefangen wurden. Maphuze-Khan zeigte diese Gefangenen allenthalben als einen unleugbaren Beweis seines Sieges; eine Einbildung, die durch das Betragen des Paradis bestätigt wurde, der sich nicht eher getraute, Sadras zu verlassen, bis er eine beträchtliche Verstärkung von Pondichern erhalten hatte. Maphuze-Khan vereinigte sich nach diesem Scharmügel mit seinem Bruder, der schon im Felde stand.

Die zum Angriff von St. David bestimmten französischen Truppen versammelten sich bey Arianco-pang, einem kleinen französischen Fort unweit Pondichern, die Offiziers aber widersezten sich, den Paradis als Befehlshaber anzunehmen, da ältere gegenwärtig waren; dieser Hinderniß abzuhelfen, wurde dem Obersten Bury, dem ältesten französischen Offizier in Indien, das Commando übertragen.

Die europäischen Truppen im Dienst der Colonien in Indostan bestehn nie ganz aus Eingebornen desjenigen Landes, zu welchem die Colonie gehört; im Gegentheil mehr als die Hälfte waren allemal Leute aus allen Nationen von Europa. Die christlichen Indier, die sich Portugiesen nennen, machten jederzeit einen Theil der Forts-Besatzungen aus. In Ansehung des Muths unterscheiden sich diese nicht sehr von den niedrigen indischen Casten, und kommen lange nicht den höhern Casten, oder den nordischen Mohren in Indostan gleich; jedoch weil sie die Handgriffe verstehn, mit dem Gewehr umzugehn wissen, und auf europäische Art mondirn sind, so werden sie den europäischen Truppen einverteilt. Sie tragen einen Huth, und

sich gleich bereitwillig finden ließ, eine Armee nach dem Fort St. David zu senden, wenn die Engländer einen Theil der dazu erforderlichen Kosten tragen wollten. Da man diese Bedingung einging, so setzten sich des Nabobs Truppen so fort in zwey Colonnen in Bewegung; eine derselben commandirte Naphuze-Khan, und die andre sein Bruder Mahomed-Ally.

Dupleix hatte wirklich seine Augen auf das Fort St. David gerichtet, und übertrug die Expedition seinem Günstling Paradis, der deshalb von Madras abgerufen wurde. Er nahm 300 Europäer von der Besatzung mit sich, um sich erst nach Pondichery zu begeben, wobey er zugleich alle gemachte Beute mit fortbringen wollte. Naphuze-Khan, der vor Begierde brannte sich zu rächen, beschloß dieses Detaschement aufzuheben, und erwartete es mit 5000 Mann umweit Sabras, einer holländischen Colonie. Die Franzosen marschirten mit der Bagage in der Mitte, die von Coolies getragen wurde; einer Menschenklasse, die eine besondre Caste in Indien ausmacht, und keine andre Beschäftigung hat, als die Stelle von Lastthieren zu vertreten. Die mohrische Reiteren griff den Zug unaufhörlich an, zog sich bey dem Feuer der Franzosen schnell zurück, und kam immer wieder, wenn diese den Marsch fortsetzen wollten. Da man nun auf diese Weise sehr langsam vorwärts rückte, und Paradis fürchtete, daß ihn die Nacht im freyen Felde überfallen könnte, so nahm er seine Bagage vor sich, und eilte mit dem Vortrab, um Sabras zu erreichen; die übrigen Truppen ließ er zurück, mit Befehl, ihm so gut wie sie könnten zu folgen. Es ge-



lang auch mit einem Verlust von zwölf Mann, die gefangen wurden. Maphuze-Khan zeigte diese Gefangenen allenthalben als einen unleugbaren Beweis seines Sieges; eine Einbildung, die durch das Betragen des Paradis bestätigt wurde, der sich nicht eher getraute, Sadras zu verlassen, bis er eine beträchtliche Verstärkung von Pondichern erhalten hatte. Maphuze-Khan vereinigte sich nach diesem Scharmügel mit seinem Bruder, der schon im Felde stand.

Die zum Angriff von St. David bestimmten französischen Truppen versammelten sich bey Ariancopang, einem kleinen französischen Fort unweit Pondichern, die Offiziers aber widersetzten sich, den Paradis als Befehlshaber anzunehmen, da ältere gegenwärtig waren; dieser Hinderniß abzuweichen, wurde dem Obersten Bury, dem ältesten französischen Offizier in Indien, das Commando übertragen.

Die europäischen Truppen im Dienst der Colonien in Indostan bestehn nie ganz aus Eingebornen desjenigen Landes, zu welchem die Colonie gehört; im Gegentheil mehr als die Hälfte waren allemal Leute aus allen Nationen von Europa. Die christlichen Indier, die sich Portugiesen nennen, machten jederzeit einen Theil der Forts-Besatzungen aus. In Ansehung des Muths unterscheiden sich diese nicht sehr von den niedrigen indischen Casten, und kommen lange nicht den höhern Casten, oder den nordischen Mohren in Indostan gleich; jedoch weil sie die Handgriffe verstehen, mit dem Gewehr umzugehen wissen, und auf europäische Art montirt sind, so werden sie den europäischen Truppen einverleibt. Sie tragen einen Huth, und

wegen dieses Kleidungsstücks werden sie **Topassen** genannt, dahingegen die andern Indier und Mohren, die auf europäische Art geübt sind, mit dem Namen **Sepons** bezeichnet werden; wobey sie jedoch weder ihre Kleidung, noch ihre Sitten und Gebräuche verändern. Die **Sepons** sind in Compagnien und Bataillons abgetheilt, und haben Offiziers von ihrer eignen Nation. Diejenigen Indier aber, die ihre eignen Waffen haben, und sie nach ihrer gewohnten Art gebrauchen, behalten die Namen, die man ihnen in ihren Ländern giebt. Diese undisciplinirte Truppen, sie mögen mit Schwertern, Wurffspießen, Bogen und Pfeilen, Lanzen oder Feuergewehr bewaffnet seyn, werden auf der Küste von Coromandel von den Europäern mit dem Namen **Peons** bezeichnet.

Die Franzosen langten den 9ten December in der Nachbarschaft des Forts St. David an. Ihre Truppen bestanden in 700 Mann, größtentheils Europäer, worunter 50 Reiter und einige Compagnien Kaffern waren, die la Bourdonnais aus Madagascar und Afrika gezogen und disciplinirt hatte. Ihre Artillerie bestand in sechs Feldstücken und sechs Mörsern.

Die Garnison im Fort St. David war nebst den Flüchtlingen von Madras nicht stärker als 200 Europäer und 100 Topassen. Diese wurden zur Vertheidigung des Forts bestimmt, und da des Nabobs voriges Betragen das Vertrauen der Engländer auf seine Hülfe verringerte, so mietheten sie 2000 Peons, um Cuddalore zu vertheidigen, und theilten 900 Feuergewehre unter sie aus. Damals hatten die En-

gländer noch nicht die Methode angenommen, Indier auf europäische Art zu discipliniren, obgleich die Franzosen ihnen dazu das Beyispiel gegeben hatten.

Dupleix hatte Nachricht erhalten, daß der Nabob nur 1500 Mann Hilfstruppen abgeschickt habe, er befahl daher, daß Dury die Stadt Cuddalore zuerst angreifen sollte. Die Franzosen, die bey ihrer Ankunft auf englischen Boden keinen andern Widerstand fanden, als einige Trupps von Neons, waren ziemlich sicher, daher sie sich in einen Garten lagerten, ihre Waffen niederlegten, keine Wachen ausstellten, und überhaupt nicht die geringste Maasregel gegen einen Ueberfall nahmen. Die Soldaten aßen, kochten, schliefen, und liefen zerstreut umher; ein gleiches thaten die Coolies, nachdem sie die Bagage von den Kameelen und Ochsen abgeladen hatten. So war die Unordnung, als man des Nabobs Armee entdeckte, die unter dem Befehl seiner Söhne 9000 Mann stark anrückte. Jedermann lief bestürzt zu den Waffen; das Schrecken war so groß, daß sie ihre vortheilhafte Lage vergaßen. Denn da der Garten mit einer Mauer umgeben war, so waren sie für den Angriff der Cavallerie sicher, die den größten Theil des feindlichen Heers ausmachte. Sie dachten an nichts, als sich in Eil über den nahe gelegenen Fluß zu ziehn. Der Feind ließ ihnen aber hiezu die Zeit nicht, sondern griff sie muthig an. Die Franzosen sprangen in den Fluß, der nur vier Fuß tief war, und wädeten durch; viele aber warfen ihre Waffen weg, um hinüber zu schwimmen; auch die Kanonen wurden glücklich hinüber gebracht.

Die Engländer, die den Angriff aus dem Fort St. David gewahr wurden, thaten einen Ausfall, kamen aber zu spät, um den Uebergang über den Fluß zu verhindern. Die Franzosen zogen sich indessen nach Ariancopang zurück, wo sie denn fanden, daß 12 Europäer getödtet und 120 verwundet worden waren. Sie hatten alle ihre Bagage verloren, die ohne Verzug von des Nabobs Truppen geplündert wurde, so daß die Engländer bey ihrer Zurückkunft vom Verfolgen nichts als einige Kasten mit Gewehr und Munition fanden.

Dieser üble Erfolg gab Dupleix wenig Hoffnung das Fort St. David zu erobern, so lange die Engländer von den Mohren unterstützt würden, er trat daher sogleich in Unterhandlung mit dem Nabob, um ihn zu vermögen, seine Truppen zurück zu rufen; zu gleicher Zeit aber machte er auch den Entwurf, Cudalore zu überrumpeln. Zu diesem Endzweck wurden 500 Mann den 30sten December auf Booten eingeschifft, die diesen Versuch mit anbrechendem Tage wagen sollten; allein der Wind wehete so ungestüm, da sie eben landen wollten, und die Landung war so gefährlich, daß die Boote mit Wasser angefüllt wurden, und alle wieder umkehren mußten. Dupleix ließ nach diesem neuen mißlungenen Versuche den Muth nicht sinken, sondern beschloß, da er den Nabob nicht von den Engländern abwendig machen konnte, den Krieg in seine eignen Länder bey Madras zu spielen. Diesem Entwurf gemäß fiel ein Detaschement aus Madras ins Land ein, und verbrannte und verheerte alle Dörfer, wo es hinkam. Die Einwohner

gländer noch nicht die Methode angenommen, Indier auf europäische Art zu discipliniren, obgleich die Franzosen ihnen dazu das Beyispiel gegeben hatten.

Dupleix hatte Nachricht erhalten, daß der Nabob nur 1500 Mann Hülfsstruppen abgeschickt habe, er befahl daher, daß Dury die Stadt Cuddalore zuerst angreifen sollte. Die Franzosen, die bey ihrer Ankunft auf englischen Boden keinen andern Widerstand fanden, als einige Trupps von Peons, waren ziemlich sicher, daher sie sich in einen Garten lagerten, ihre Waffen niederlegten, keine Wachen ausstellten, und überhaupt nicht die geringste Maasregel gegen einen Ueberfall nahmen. Die Soldaten aßen, kochten, schliefen, und liefen zerstreut umher; ein gleiches thaten die Coolies, nachdem sie die Bagage von den Kameelen und Ochsen abgeladen hatten. So war die Unordnung, als man des Nabobs Armee entdeckte, die unter dem Befehl seiner Söhne 9000 Mann stark anrückte. Jedermann lief bestürzt zu den Waffen; das Schrecken war so groß, daß sie ihre vortheilhafte Lage vergaßen. Denn da der Garten mit einer Mauer umgeben war, so waren sie für den Angriff der Cavallerie sicher, die den größten Theil des feindlichen Heers ausmachte. Sie dachten an nichts, als sich in Eil über den nahe gelegenen Fluß zu ziehn. Der Feind ließ ihnen aber hiezu die Zeit nicht, sondern griff sie muthig an. Die Franzosen sprangen in den Fluß, der nur vier Fuß tief war, und wädeten durch, viele aber warfen ihre Waffen weg, um hinüber zu schwimmen; auch die Kanonen wurden glücklich hinüber gebracht.

putirten nach Pondichery zurück, die man bey Madras gefangen genommen hatte. Der eine dieser Gefangenen war ein Neffe des Dupleir, und der andre ein Mitglied des Conseils in Pondichery. Sie waren seit ihrer Gefangenschaft beständig in Arcot gewesen, wo wahrscheinlich zuvor nie Europäer einen so langen Aufenthalt gemacht hatten. Die Mohren waren bisher sehr besorgt gewesen, nicht den Europäern ihr Land kennbar zu machen, und da diese auch mit dem Handel allein beschäftigt waren, so bekümmerten sie sich gar nicht um den Zustand des Landes, daher sie damals Arcot so wenig als Delhi kannten.

So verächtlich indessen Dupleir von den Engländern gegen den Nabob sprach, so fürchtete er doch sehr die Zurückkunft ihrer Escadre, und war überzeugt, daß die von Achin angekommenen Schiffe alsdann nur eine ohnmächtige Verstärkung seyn würden; sobald er daher die gewisse Hoffnung hatte, die Mohren von den Engländern abzuziehn, so befahl er den Schiffen, die Küste von Coromandel zu verlassen. Sie segelten den 2ten Februar von Pondichery ab, und gingen nach Goa. Wenig Tage nachher kam Maphuze-Khan selbst nach Pondichery, wo er mit großem Pomp empfangen wurde. Dupleir bezahlte ihm in baarem Gelde 50,000 Rupien, und machte ihm überdies ein Geschenk von europäischen Waaren und Kostbarkeiten, die an 100,000 Rupien werth waren. Hierauf wurde der Friede zwischen den Franzosen und dem Nabob geschlossen, der sofort seine Truppen zurückrief.

Ein englisches der Compagnie gehöriges Schiff, das von dem Verlust von Madras nichts wußte, er-

flohen, ohne Widerstand zu thun, und keine Truppen waren in der Nähe. Die Franzosen fanden hier eine große Menge Getreide, das sie alles in Asche verwandelten, weil sie es nicht fortbringen konnten. Sie zogen aus dieser Expedition keine Vortheile, denn die Mohren blieben bey dem Fort St. David gelagert, und der Nabob war noch mehr aufgebracht als jemals.

Den 9ten Januar langten vier Schiffe, die ehemals zu der Escadre des la Bourdonnais gehört hatten, von Achin zu Pondichery an. Dupleix gab sogleich dem Nabob von ihrer Ankunft Nachricht, vergrößerte außerordentlich die erhaltene Verstärkung, und stellte dabey die Engländer im Fort St. David als eine Hand voll Menschen vor, die von ihren Landsteuten gänzlich verlassen wären. Die Fürsten in Indostan sowohl als ihre Unterthanen geben sich nie die Mühe, von Dingen, die außerhalb ihren Staaten vorgehn, Erkundigung einzuziehn. Die lange Abwesenheit der englischen Flotte, und die Eifertigkeit, womit sie im vorigen September die indischen Küsten verlassen hatte, diente in den Augen der Mohren zur Bestätigung, daß die Engländer sich in einem verzweifelungsvollen Zustande befänden. Die Regierungen in Indostan haben bey ihren politischen Verhandlungen keine Begriffe von National-Ehre; sobald sie daher ihre Bundsgenossen im Unglück sehn, so gehn sie ohne Bedenken auf die andre Seite über, und machen die gegewärtigen Vortheile zur einzigen Regel ihrer Handlungen. Der Nabob befahl also seinem Sohne Maphuze-Khan, des Dupleix Vorschläge anzuhören, zu gleicher Zeit schickte er die beiden De-

Erster Band. G

sehr reiche Prise; denn außer den Waaren hatte das Schiff 60,000 Pf. St. baares Geld an Bord. Mit-terweile ließ sich ein anderes Compagnie-Schiff bey dem Fort St. David sehn. Der Commandant des Forts sandte sogleich dem Capitain einen Brief, worin er ihm den Verlust von Madras und die Obermacht der Franzosen an der Küste von Coromandel meldete, dabey vergaß er den schlechten Zustand des Forts nicht, dem es an Soldaten und Geld fehlte. Das Schiff war wie gewöhnlich an den Gouverneur und das Conseil zu Madras adressirt; da diese Regierung nun nicht mehr vorhanden, und das Fort so sehr bedrohet war, so wollte der Schiffscapitain von keinem Beystand hören, sondern segelte nach Bengalen. Diese übrigen Zufälle schienen die Behauptung des Dupleir zu bestätigen; selbst die Engländer singen an ihre Lage als verzweiflungsvoll zu betrachten, bis endlich den 17ten Februar das im November von Madras entronnene Schiff von Ceylon bey dem Fort ankam, und 60,000 Pf. St. in Silber nebst 20 Rekruten für die Garnison landete. So gering diese Soldatenver- stärkung war, so wichtig war ihnen hingegen das Geld, da sich die Kasse im Fort leer befand.

Die französischen Truppen erschienen den 2ten März abermals in der Nachbarschaft des Forts St. David, allein unter der Anführung des Paradis, den Dupleir die Offiziers überredet hatte zum Befehlshaber anzunehmen. Die englische Besatzung marschirte ihnen mit drey Feldstücken und einem Trupp Reiter entgegen, um die Franzosen zu hindern, über den Fluß Pannar zu gehen. Man kanonirte einander den gan-



*[The text in this block is extremely faint and illegible due to the image quality.]*

ge wurden. Dies war eine  
G 2

ben war; es wurden Boote ausgesandt, die es in Brand steckten.

Ob sich gleich die stürmische Jahreszeit näherte, so beschloß der Admiral doch in der Nachbarschaft des Forts St. David mit der Escadre zu bleiben. Die Monsun fing an und dauerte zwar ohne Orkan fort, dennoch waren die Stürme so heftig, daß nur drei Schiffe fähig waren hier auszuhalten, bey denen sich der Admiral in Person befand; die übrigen segelten nach der Bay von Trincomally in Ceylon. Hieher ging Grün auch im December, um Holz und Wasser einzunehmen, und kam im Anfang des folgenden Jahres mit der ganzen Escadre wieder zum Fort St. David zurück.

1748 Major Lawrence kam im Januar aus England an, als Befehlshaber aller der ostindischen Compagnie gehörigen Truppen. Man hatte eben Nachricht erhalten, daß Dupleix einen andern Versuch auf Cudalore wagen wollte, worauf der Major alle Truppen zusammen zog, und sie beym Fluß Pannar campiren ließ. In diesem Lager wurde eine gefährliche Entdeckung gemacht. Der Befehlshaber der Seyons von Tellierry, ein Mohr, hatte den Anschlag gemacht, mit allen seinen Leuten im nächsten Treffen zu den Franzosen überzugehen. Ueberdem fand man, daß ein Indier, der ehemals Dolmetscher der Engländer in Madras gewesen war, mit Madame Dupleix einen Briefwechsel in malabarischer Sprache unterhielt, die sie verstand. Als der Gouverneur von Madras nach Pondichery gebracht wurde, begleitete ihn dieser Mann dahin, da denn Madame Dupleix Mittel fand,

zen Tag über, gegen Abend aber fanden die Franzosen doch Mittel den Fluß zu passiren, da sich denn die Engländer ins Fort zurück zogen. Ihr Verlust bestand in 12 Todten, und die Franzosen hatten 22 verloren. Den folgenden Morgen, da man eben zum Angriff des Forts die nöthigen Anstalten machte, ward man eine Anzahl sich nähernder Schiffe gewahr. Dieses war die englische Escadre, die von Bengalen kam. Kaum erblickten die Franzosen diese unermartete Erscheinung, als sie sogleich wieder über den Fluß gingen, und mit der größten Eifertigkeit nach Pondichery zurückmarschirten.

Die Escadre war in Bengalen durch zwey aus England gesandte Schiffe verstärkt worden, eins von 60 und das andre von 40 Kanonen, und mit ihnen war der Admiral Grün gekommen. Die englische Regierung in Bengalen schickte mit der Escadre 100 Europäer, die man ans Land setzte, sobald die Schiffe Anker geworfen hatten. Der Admiral landete selbst mit 150 Seesoldaten und 500 Matrosen, und sandte die Schiffe auf die Höhe von Pondichery, um dort zu kreuzen.

Im Monat Junius langten neue Verstärkungen an; 100 Europäer, 200 Tapassen und 100 Sepoys kamen von Bombay, und 400 Sepoys von Tellicherry, einem englischen Etablissement auf der Küste von Malabar; endlich langten auch 150 Soldaten aus Europa an. Im September nahm die Escadre ihren Lauf nach Madras. Auf ihrem Wege traf sie den Neptun von 50 Kanonen an, eins von den vormals zu la Bourdonmais gehörigen Schiffen, das zurück geblieben

nähern. Britin beschloß daher erst mit einbrechender Nacht die Anker zu lichten, wenn der Landwind sich einstellen würde; mittlerweile mußten alle Seeleute sich nach ihren Schiffen verfügen, und alle übrigen Vorkehrungen wurden gemacht. Die Franzosen änderten ihren Lauf und steuerten südwärts, als ob sie nach Pondichery wollten. Nach Mitternacht setzten sich die Engländer in Bewegung, und hofften bey anbrechendem Tage den Feind zu sehn, da sie aber niemand gewahr wurden, so nahmen sie ihren Lauf nach Madras, wo sie den folgenden Tag ankamen.

Der Befehlshaber der französischen Escadre war Boute, Gouverneur der Insel Bourbon, ein geschickter und erfahrner See-Offizier. Er hatte schon von der Uebermacht der Engländer Nachricht erhalten, daher er seine Bewegungen im Gesicht des Forts St. David so einrichtete, daß die Engländer glauben sollten, er wollte sich den folgenden Tag mit ihnen schlagen; kaum aber war die Nacht eingetreten, als er alle Segel besetzte, und nach Madras steuerte, wo er den nächsten Morgen den 11ten Junius anlangte. Hier landete er unverzüglich 400 Soldaten und 200,000 Pf. Silber, die aus Frankreich für die Bewärfnisse von Pondichery geschickt worden waren. Da er nun hiemit die Absicht seiner Reise erfüllt hatte, so segelte er in Eil wieder nach der Insel Mauritius zurück, ehe noch die englische Escadre bey Madras anlangte.

Dupleix wollte die Entfernung der Engländer vom Fort St. David benutzen, und einen neuen Versuch machen, Cuddalore zu überrumpeln. Zu diesem Endzweck schickte er 800 Europäer und 1000 Bengals

ihr zu gewinnen. Er versprach ihr von allem, was im Fort St. David vorkommen würde, Nachricht zu geben; ein Versprechen, das er auch bisher sehr genau erfüllt hatte. Da die augenscheinlichsten Beweise dieser Verrätheren vorhanden waren, so wurde er gefangen. Der Befehlshaber der Sepoys aber nebst noch zehn andern Offiziers seines Trupps wurden als Sklaven nach der Insel Helena gebracht, wo sie sich unter einander selbst umbrachten, um ihre Sklaverey an einem Orte zu endigen, wo sie nicht die geringste Hoffnung hatten, je ihr Vaterland wieder zu sehn.

Die vier französischen Schiffe, die im Februar 1747 von Pondichery nach Goa segelten, verließen die malabarische Küste im October und nahmen den Weg nach der Insel Mauritius. Hier stießen drey andre zu ihnen, eins von 50 und zwey von 40 Kanonen, die aus Frankreich kamen. Sie blieben im hiesigen Hafen bis zum April, und gingen sodann nach Indien, wo sie den 9ten Junius im Gesicht vom Fort St. David erschienen. Diese französische Escadre bestand nun aus sieben großen und zwey kleinen Schiffen; die Engländer hingegen hatten drey Schiffe von 60, drey von 50, drey von 40, und eins von 20 Kanonen. Alle diese Schiffe lagen vor Anker unweit dem Fort; von einigen derselben waren die Steueruder abgenommen, und der Admiral nebst vielen Offiziers und Seefoldaten besand sich am Lande.

Der Wind war den Franzosen so günstig, daß sie gerade auf das Fort zu segeln konnten, dagegen die Lage der englischen Schiffe und der ihnen ganz widerige Wind es unmöglich machte, sich dem Feinde zu

eine Kriegs-Schaluppe von 14 Ruderern, eine Dou-  
 hardier-Galiotte, ein Brander, und ein Hospitalschiff.  
 Außer diesen der National-Marine gehörigen Schiffen  
 waren dabey noch viel andre von der ostindischen Com-  
 pagnie mit Munition und regulären Truppen, beladen,  
 welche letztern sich auf 1400 Mann beliefen. Am  
 Vorgebirge des guten Hoffnung stießen zu dieser Flotte  
 noch sechs der Holländisch-ostindischen Compagnie ge-  
 hörige Schiffe, die auch 400 Soldaten am Bord  
 hatten. Widrige Winde hielten sie hier bis zum 8ten  
 May auf, da man denn nach der Insel Mauritius  
 segelte, die Boscawen seiner Instruction gemäß auf  
 dem Wege nach der Küste von Coromandel zuerst an-  
 greifen sollte.

Die Portugiesen entdeckten im Anfange ihrer  
 Schiffahrt nach Indien drey Inseln, die östlich von  
 Madagascar zwischen dem 19ten und 20sten Grad  
 der Breite lagen. Die westlichste derselben nannten  
 sie Mascarenhas, die Franzosen aber, die sie 1675 in  
 Besiz nahmen, gaben ihr den Namen Bourbon, un-  
 ter welchem sie jetzt bekannt ist. Die östliche Insel  
 nannten die Portugiesen Diego Reus, welcher Name  
 unverändert geblieben ist. Die dritte, zwischen beiden  
 gelegen, wurde erst von den Portugiesen Cerne, her-  
 nach von den Holländern Mauritius, und endlich von  
 den Franzosen, die im Anfange dieses Jahrhunderts  
 Besiz davon nahmen, Isle de France genannt. Alle  
 seefahrende Nationen nennen sie jedoch immer Mau-  
 ritius. Die Portugiesen fanden auf diesen Inseln  
 weder Menschen noch vierfüßige Thiere, dagegen viel

Sie einen Umweg nahmen, und  
 englische Meilen davon ans  
 die Nacht zur Ausfüh-  
 er hatte davon Nachricht er-  
 gegeben, den größten Theil  
 der Kanonen nach dem Fort St.  
 weil er durch diese Verfügung die  
 machen wollte, daß er den Ort  
 hielt. Kaum aber war es dunkel, als  
 400 Europäern verstärkte Garnison nebst al-  
 monen wieder nach Cuddalore zurück geschickt  
 wurde, wobey man die nöthigen Maasregeln nahm,  
 dem Feinde diesen Rückzug zu verbergen. Diese  
 Kriegslist gelang nach Wunsch.

Um Mitternacht rückten die Franzosen mit Sturm-  
 leitern an; kaum aber hatten sie solche an die Mäu-  
 ern gelegt, als ein Kugelregen von allen Seiten auf  
 sie herab fiel, besonders thaten die mit Kartätschen  
 geladenen Kanonen eine schreckliche Wirkung. Die-  
 ser so un erwartete Widerstand verursachte unter den  
 Stürmenden ein panisches Schrecken. Die meisten  
 warfen ihre Waffen weg und liefen davon, ohne einen  
 Schuß zu thun; sie hielten sich nicht eher sicher, als  
 bis sie in der Nähe von Pondichery angelangt waren.

Dupleix fuhr indessen fort mit großer Thätigkeit  
 Anstalten zu machen, einer englischen Flotte zu wider-  
 stehen, die man täglich mit dem Admiral Boscawen  
 aus Europa erwartete. Diese Flotte bestand aus ei-  
 nem Schiffe von 74, eins von 64, zwey von 60,  
 zwey von 50, und eins von 20 Kanonen, hiezu kam





Schildkröten, Papageyen, Tauben, Seesvögel und eine erstaunliche Menge Fische.

Die Insel Bourbon, die 60 englische Meilen lang und 45 breit ist, hat keinen Hafen; nur Boote können auf einer Seite landen; auch hat sie keine Ebenen, denn das ganze Erdreich besteht aus einer Menge Hügel und steiler Berge, die durch schmale Thäler von einander abgesondert sind. Die Franzosen bemächtigten sich derselben 1665, und da sie den Boden fruchtbar fanden, cultivirten sie ihn mit großem Fleiß. Das Eiland erzeugt jetzt Weizen und größtentheils alle Feld- und Gartenfrüchte von Europa und Indien. Der vornehmste Gegenstand aber des Landbaus und des Handels ist die Cultur des Kaffeebaums, der aus Arabien hieher verpflanzt wurde, und hier so wohl gedieh, daß die Insel jetzt jährlich 2000 Tonnen Kaffeebohnen erzeugt. Die Besorgung der Felder geschieht durch die Kaffersklaven, die man aus Afrika und Madagascar hieher schleppt. Die Franzosen haben hier Stutereyen angelegt, dergleichen Vienen, Schafe, Ziegen und Schweine aufgezogen, in hinreichender Anzahl für die Bedürfnisse der Einwohner, ob sie gleich nicht zureichen die Schiffe zu versorgen. Diese Vernachlässigung aber ist aus der Leichtigkeit entstanden, womit alle diese und andre Provinzen aus Madagascar gezogen werden. Die Anzahl der Einwohner beläuft sich jetzt auf 4000 Seelen, worunter 1000 Mann fähig sind die Waffen zu tragen. Die Eingebornen zeichnen sich besonders durch ihre Statur, Gesundheit und Stärke aus, und sind

1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99  
100  
101  
102  
103  
104  
105  
106  
107  
108  
109  
110  
111  
112  
113  
114  
115  
116  
117  
118  
119  
120  
121  
122  
123  
124  
125  
126  
127  
128  
129  
130  
131  
132  
133  
134  
135  
136  
137  
138  
139  
140  
141  
142  
143  
144  
145  
146  
147  
148  
149  
150  
151  
152  
153  
154  
155  
156  
157  
158  
159  
160  
161  
162  
163  
164  
165  
166  
167  
168  
169  
170  
171  
172  
173  
174  
175  
176  
177  
178  
179  
180  
181  
182  
183  
184  
185  
186  
187  
188  
189  
190  
191  
192  
193  
194  
195  
196  
197  
198  
199  
200  
201  
202  
203  
204  
205  
206  
207  
208  
209  
210  
211  
212  
213  
214  
215  
216  
217  
218  
219  
220  
221  
222  
223  
224  
225  
226  
227  
228  
229  
230  
231  
232  
233  
234  
235  
236  
237  
238  
239  
240  
241  
242  
243  
244  
245  
246  
247  
248  
249  
250  
251  
252  
253  
254  
255  
256  
257  
258  
259  
260  
261  
262  
263  
264  
265  
266  
267  
268  
269  
270  
271  
272  
273  
274  
275  
276  
277  
278  
279  
280  
281  
282  
283  
284  
285  
286  
287  
288  
289  
290  
291  
292  
293  
294  
295  
296  
297  
298  
299  
300  
301  
302  
303  
304  
305  
306  
307  
308  
309  
310  
311  
312  
313  
314  
315  
316  
317  
318  
319  
320  
321  
322  
323  
324  
325  
326  
327  
328  
329  
330  
331  
332  
333  
334  
335  
336  
337  
338  
339  
340  
341  
342  
343  
344  
345  
346  
347  
348  
349  
350  
351  
352  
353  
354  
355  
356  
357  
358  
359  
360  
361  
362  
363  
364  
365  
366  
367  
368  
369  
370  
371  
372  
373  
374  
375  
376  
377  
378  
379  
380  
381  
382  
383  
384  
385  
386  
387  
388  
389  
390  
391  
392  
393  
394  
395  
396  
397  
398  
399  
400  
401  
402  
403  
404  
405  
406  
407  
408  
409  
410  
411  
412  
413  
414  
415  
416  
417  
418  
419  
420  
421  
422  
423  
424  
425  
426  
427  
428  
429  
430  
431  
432  
433  
434  
435  
436  
437  
438  
439  
440  
441  
442  
443  
444  
445  
446  
447  
448  
449  
450  
451  
452  
453  
454  
455  
456  
457  
458  
459  
460  
461  
462  
463  
464  
465  
466  
467  
468  
469  
470  
471  
472  
473  
474  
475  
476  
477  
478  
479  
480  
481  
482  
483  
484  
485  
486  
487  
488  
489  
490  
491  
492  
493  
494  
495  
496  
497  
498  
499  
500  
501  
502  
503  
504  
505  
506  
507  
508  
509  
510  
511  
512  
513  
514  
515  
516  
517  
518  
519  
520  
521  
522  
523  
524  
525  
526  
527  
528  
529  
530  
531  
532  
533  
534  
535  
536  
537  
538  
539  
540  
541  
542  
543  
544  
545  
546  
547  
548  
549  
550  
551  
552  
553  
554  
555  
556  
557  
558  
559  
560  
561  
562  
563  
564  
565  
566  
567  
568  
569  
570  
571  
572  
573  
574  
575  
576  
577  
578  
579  
580  
581  
582  
583  
584  
585  
586  
587  
588  
589  
590  
591  
592  
593  
594  
595  
596  
597  
598  
599  
600  
601  
602  
603  
604  
605  
606  
607  
608  
609  
610  
611  
612  
613  
614  
615  
616  
617  
618  
619  
620  
621  
622  
623  
624  
625  
626  
627  
628  
629  
630  
631  
632  
633  
634  
635  
636  
637  
638  
639  
640  
641  
642  
643  
644  
645  
646  
647  
648  
649  
650  
651  
652  
653  
654  
655  
656  
657  
658  
659  
660  
661  
662  
663  
664  
665  
666  
667  
668  
669  
670  
671  
672  
673  
674  
675  
676  
677  
678  
679  
680  
681  
682  
683  
684  
685  
686  
687  
688  
689  
690  
691  
692  
693  
694  
695  
696  
697  
698  
699  
700  
701  
702  
703  
704  
705  
706  
707  
708  
709  
710  
711  
712  
713  
714  
715  
716  
717  
718  
719  
720  
721  
722  
723  
724  
725  
726  
727  
728  
729  
730  
731  
732  
733  
734  
735  
736  
737  
738  
739  
740  
741  
742  
743  
744  
745  
746  
747  
748  
749  
750  
751  
752  
753  
754  
755  
756  
757  
758  
759  
760  
761  
762  
763  
764  
765  
766  
767  
768  
769  
770  
771  
772  
773  
774  
775  
776  
777  
778  
779  
780  
781  
782  
783  
784  
785  
786  
787  
788  
789  
790  
791  
792  
793  
794  
795  
796  
797  
798  
799  
800  
801  
802  
803  
804  
805  
806  
807  
808  
809  
810  
811  
812  
813  
814  
815  
816  
817  
818  
819  
820  
821  
822  
823  
824  
825  
826  
827  
828  
829  
830  
831  
832  
833  
834  
835  
836  
837  
838  
839  
840  
841  
842  
843  
844  
845  
846  
847  
848  
849  
850  
851  
852  
853  
854  
855  
856  
857  
858  
859  
860  
861  
862  
863  
864  
865  
866  
867  
868  
869  
870  
871  
872  
873  
874  
875  
876  
877  
878  
879  
880  
881  
882  
883  
884  
885  
886  
887  
888  
889  
890  
891  
892  
893  
894  
895  
896  
897  
898  
899  
900  
901  
902  
903  
904  
905  
906  
907  
908  
909  
910  
911  
912  
913  
914  
915  
916  
917  
918  
919  
920  
921  
922  
923  
924  
925  
926  
927  
928  
929  
930  
931  
932  
933  
934  
935  
936  
937  
938  
939  
940  
941  
942  
943  
944  
945  
946  
947  
948  
949  
950  
951  
952  
953  
954  
955  
956  
957  
958  
959  
960  
961  
962  
963  
964  
965  
966  
967  
968  
969  
970  
971  
972  
973  
974  
975  
976  
977  
978  
979  
980  
981  
982  
983  
984  
985  
986  
987  
988  
989  
990  
991  
992  
993  
994  
995  
996  
997  
998  
999  
1000

[The following text is extremely faint and illegible due to heavy noise and low contrast in the scan. It appears to be a list or index of items, possibly names or titles, arranged in a columnar format.]

so wird es doch gewiß wegen Verschiedenheit des Clima sehr ausarten. In den Gebirgen hat man Eisenminen entdeckt, und da das Holz in großer Menge bey der Hand ist, so sind hier Schmieden für Kanonenkugeln und Bomben angelegt worden. Schafe, Ziegen und Bienen werden mit großer Mühe erhalten. Die Bienen sterben gewöhnlich im ersten Jahre, wenn sie herkommen; daher sie oft von Madagascar und andern Orten eingebracht werden. Die Einwohner haben sich hier sehr wenig durch Heurathen vermehrt, die mehresten sind geborne Franzosen. Ihre Kafferklaven sterben häufig an den Blattern und andern epidemischen Krankheiten.

Die Insel Diego Reys hat in ihrer größten Ausdehnung 27 englische Meilen, und ist voller Felsen. Die Franzosen halten hier ein Detaschement Soldaten, deren Beschäftigung ist, für die Einwohner von Mauritius Schildkröten zu fangen, die hier vortreflich sind. Dies ist der einzige Gebrauch, den man von dieser Insel macht. Die Reise von hier nach Mauritius geschieht in zwey Tagen, und von diesem letztern Eylande nach Bourbon in einem Tage; dagegen erfordert es wegen der Winde beynah einen Monat, von Bourbon nach einer von beiden Inseln zu segeln. Vom April bis zum October kann die Reise von Mauritius nach der Küste von Coromandel leicht in vier Wochen gemacht werden. Da diese Inseln so sehr außerhalb der Straße liegen, so können hier Ausrüstungen geschehen und nach Indien gesandt werden, ehe man davon das geringste erfährt; daher sollte die Wegnahme des Hafens Mauritius jederzeit die erste Operation der

Engländer bey dem Ausbruche eines Kriegs mit Frankreich seyn. Der Besitz von Mauritius würde wahrscheinlich die freywillige Unterwerfung von Bourbon zur Folge haben, oder doch wenigstens diese den Franzosen ganz unnütz machen.

Die englische Flotte brachte fünf und zwanzig Tage auf ihrer Reise vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Insel Mauritius zu. Es war den 23sten Junius, als sie hier anlangte. Drey von den holländischen Schiffen waren durch Sturm von der Flotte abgekommen. Man entdeckte nur zwey Landungsplätze, und diese waren mit Batterien versehen; das übrige Ufer wurde von Felsen und Brandungen vertheidigt.

Boscawen schickte eine Kriegschaluppe zum Recognosciren aus, die sich ganz nahe an den Hafen heran wagte. Der befehlshabende Offizier berichtete nach seiner Zurückkunft, daß man aus acht am Ufer gepflanzten Batterien auf ihn gefeuert hätte, dergleichen aus den Forts am Eingange des Hafens, woselbst dreyzehn Schiffe vor Anker lagen, von welchen vier ausgerüstet waren. Es wurden nun sechs Schaluppen zum Sondiren ausgeschiedt, die aber allenthalben die größten Schwierigkeiten für die großen Schiffe fanden, sich dem Lande zu nähern. Der Admiral hielt Kriegsrath, woben außer den Seeoffiziers auch die vornehmsten Landoffiziers gegenwärtig waren. Es wurde beschloffen, daß, da man die Stärke des Feindes nicht kannte, drey bewaffnete Boote in der Nacht ausgesandt werden sollten, um, wo möglich, zu landen und einen Menschen am Ufer aufzufangen, von

Dem man Kundschaft einziehen könnte. Man versuchte dieses, allein vergebens. Den folgenden Tag würde abermals Kriegsrath gehalten, da denn die allgemeine Meynung war, daß ihre Macht zwar hinreichend sey, die Insel wegzunehmen, daß aber der Angriff Zeit kosten, die Flotte schwächen, und wahrscheinlich verhindern würde, die Belagerung von Pondichery zu unternehmen, die doch eigentlich der Hauptgegenstand ihrer Bestimmung wäre. Der Schluß war, daß man ohne Verzug nach der Küste von Coromandel segeln müßte, damit die Flotte noch vor der Veränderung der Monsun dort agiren könnte.

Die Insel wäre ohne Zweifel erobert worden, wenn es die Zeit zugelassen, und man keine wichtigern Unternehmungen vorgehabt hätte; denn die Besatzung bestand nur aus 500 Mann regulären Truppen, 200 europäischen Einwohnern, die eine Landmiliz ausmachten, 1000 zu den Schiffen gehörigen Matrosen, und 1500 Kaffersklaven, auf deren Dienste und Zuneigung aber sich die Franzosen nicht sehr verlassen. Wenn es gleich der Wind in diesen Tagen unmöglich machte, gerade in den Hafen zu segeln, so hat man doch bemerkt, daß er zu gewissen Zeiten vier oder fünfmal des Monats einige Stunden lang der Einfahrt günstig ist.

Die Flotte verließ die Insel den 27sten Junius, und kam den 29sten Julius beym Fort St. David an. Hier vereinigte sich Boscawen mit der Escadre unter dem Admiral Oriin, der ihm das Commando übergab, und nach Europa zurückkehrte. Diese Vereinigung bildete die größte Seemacht, die man von irgend

einer europäischen Nation noch in Asien versammelt gesehen hatte. Sie bestand aus mehr als 30 großen Schiffen, von denen das geringste von 500 Tonnen war, und dreizehn derselben waren Linienschiffe. Die Engländer und ihre Freunde in Indien waren über diese furchtbare Macht vor Freuden außer sich, und zweifelten nicht, daß der Verlust von Madras jetzt durch die Eroberung von Pondichery gerächt werden würde. Man hatte im Fort St. David schon solche Zubereitungen gemacht, daß Boskamen ohne Verzug seine Operationen anfangen konnte.

Die Armee setzte sich den 8ten August in Bewegung. Die königlichen Truppen bestanden in 1200 Mann Landfolbaten, 800 Seefolbaten, die zu den Schiffen gehörten, und 80 Artilleristen; die Truppen der Compagnie aber in 750 Mann, worunter 300 Topassen waren, und 70 Artilleristen; hiezu kamen noch 120 Europäer, welche die Holländer aus Negapatnam zur Verstärkung schickten, und auf den Schiffen befanden sich 1000 Seeleute, die in den Waffen geübt waren. In allem 3720 Europäer, 300 Topassen und 2000 Seepoys in Diensten der Compagnie, die aber damals nicht besser als die gemeinen Peons disciplinirt waren. Der Nabob Anwar-odeau wurde kaum diesen Flor der Engländer gewahr, als er wieder auf ihre Seite überging, und 2000 Mann Reitercy als Hülfsstruppen versprach, von denen sich aber nur 300 einfanden, da man sie nicht mehr brauchte. Das grobe Geschüß und die schwere Bagage wurde alles auf die Schiffe geladen, die voraus gingen, und zwey englische Meilen von Pondichery Anker warfen.

Die Agenten der Compagnie im Fort St. David hatten nicht die nöthigen Erkundigungen eingezogen, um des Admirals Operationen zu bestimmen; denn da sich die Armee dem Fort Arjancopang näherte, war niemand vorhanden, der eine genaue Beschreibung von dem Orte machen konnte; indessen wurde doch beschlossen, ihn wegzunehmen, ehe man weiter vorrückte. Ein abgeschickter Ingenieur, der sich doch nicht nahe genug wagte, brachte die Nachricht, daß er bios eine Verschanzung wahrgenommen habe, und ihm der Platz gar nicht fest schiene. Dieses bestätigte ein Ueberläufer, der auch anzeigte, daß die Besatzung nur aus 100 Sepoys bestände, worauf der Admiral beschloß, das Fort zu stürmen. Mit Tagesanbruch marschirten 700 Mann darauf los, fanden aber, daß die vermeynte Verschanzung nichts als ein Schutthaufen, das Fort selbst aber sehr regelmäßig befestigt war. Anstatt 100 Sepoys wurde es von 200 Europäern und 300 Sepoys vertheidigt. Die unbeforgten Engländer wurden mit einem starken Kartätschenfeuer empfangen; wollten aber dennoch nicht zurück weichen, bis 150 Mann theils getödtet, theils verwundet waren. Unter den erstern war auch der Major Goodere, der erfahrene Offizier von den königlichen Truppen.

Dieser Unfall schlug den Muth der Engländer nicht wenig danieder, dennoch wurde beschlossen, die Hoffnung zur Einnahme des Orts nicht aufzugeben. Man ließ einen Trupp disciplinirter Matrosen mit acht schweren Kanonen von den Schiffen kommen. Die Franzosen, die den Vortheil kannten in dieser Jahres-

zeit Zeit zu gewinnen, nahmen sich vor, das Fort so lange als möglich zu vertheidigen. Es wurden alldi außerhalb demselben Batterien errichtet. Die Engländer thaten ein gleiches; man verschoss von beiden Seiten viel Pulver, ohne sich einander Schaden zu thun. Sechzig Mann französische Cavallerie, vort der Infanterie unterstützt, hatten die Kühnheit, sich den Verschanzungen zu nähern, wo die Matrosen postirt waren, die beym Anblick der Feinde die Flucht ergriffen und das panische Schrecken auch den regulären Truppen mittheilten. Die Franzosen verfolgten die Flüchtlinge bis zu den großen Batterien, deren Feuer sie aber bald nöthigte sich zurück zu ziehn. Major Lawrence, der sich beym Angriff in der Verschanzung befand, hielt es für schändlich zu fliehen, und wurde nebst einigen Offiziers gefangen genommen, und nach Ariancopang gebracht.

An eben diesem Tage slog ein Pulvermagazin im Fort in die Luft, wobey an 100 Mann getödtet oder verwundet wurden. Dieses Unglück setzte die übrige Besatzung in solches Schrecken, daß sie wenig Stunden nachher Feuer in die Mienen legte, die sich unter den Festungswerken befanden, sie größtentheils in die Luft sprengte, und sodann eifertig nach Pondichery marschirte. Die Ruinen wurden sogleich von den Engländern in Besitz genoinmen, die hier fünf Tage verweilten, und das Fort wieder ausbesserten; denn man beschloß, es besetzt zu halten, damit während der Belagerung von Pondichery die Zufuhren zur Armee nicht beschwerlich gemacht werden möchten.



Die Lage von Pondichery war 70 Ellen vom Seeufer. Der Umfang der Stadt innerhalb den Mauern war etwas über eine englische Meile von Norden nach Süden, und 1100 englische Ellen von Osten nach Westen. Nach der Landseite zu war sie mit Wällen und Mauern umgeben, und von elf Bastionen vertheidigt; zwey andre lagen am Seeufer, und alle diese Werke umzingelte ein Graben. Außerdem waren noch an der Ostseite Batterien für 100 Kanonen angelegt, um die große Landstraße zu commandiren, und innerhalb der Stadt war ein kleines Citadell. Der größte Theil des Bodens rund um Pondichery war mit einer Hecke von großen Aloe-bäumen, und andern dornichten dem Lande eignen Pflanzen umgänzt, die, mit einer Menge von Cocusnuß- und Palmbäumen vermischt, der Infanterie eine äußerst schwere Passage verursachten, der Cavallerie aber ganz undurchdringlich waren. Diese Hecke fing vom Seeufer an, und erstreckte sich in einen halben Zirkel sechstehalb Meilen weit. Fünf Landstraßen führten zur Stadt, und jede derselben war durch eine wohlbesetzte Redoute gedeckt.

Die englische Armee brach den 26sten August von Ariancopang auf, und näherte sich der Stadt bis auf zwey Meilen. Von hieraus wurde ein Detaschement abgeschickt, eine der Straßenredouten wegzunehmen. Die Franzosen verließen sie, ohne Widerstand zu thun, obgleich sie so beschaffen war, daß die Engländer nur durch viel Blut in den Besitz derselben hätten kommen können, wenn sie vertheidigt worden wäre; zu gleicher Zeit wurden auch alle andre Straßenredou-

ten geräumt, und die Soldaten zogen sich nach der Stadt zurück.

Die Laufgräben wurden in der Nacht vom 30sten August in einer Entfernung von 1500 englischen Ellen von den Mauern eröffnet; eine Weite, die von der Unwissenheit der englischen Ingenieure unteugbare Beweise gab. Diesen groben Fehler zu verbessern, wurde bey hellem Tage eine andre Linie 100 Ellen näher aufgeworfen. Gegen Mittag geschah ein Ausfall von 500 Franzosen und 700 Sepoys, unter Anführung des Paradis. Beide Trencheen wurden zugleich angegriffen, aber fruchtlos. Die Franzosen verloren 100 Mann und sieben Offiziers, worunter auch der Befehlshaber Paradis war. Der nachher so berühmt gewordne Elive war damals Fähndrich, und befand sich in dem vorbersten Laufgraben, wo er sich durch seinen Muth sehr auszeichnete, und die ersten Proben jener kriegerischen Talente gab, die ihm in der Folge, selbst in Europa unter Deutschlands großen Feldherren, einen erhabenen Rang gegeben haben würden, wenn er Heere in unserm Welttheile commandirt hätte.

Die Arbeit in den Laufgräben ging schlecht von statten, da es den Offiziers ganz an Erfahrung dieser Art fehlte. Zwen Batterien, jede von drey Kanonen, wurden 1200 Ellen von der Stadt errichtet, um künftige Ausfälle abzuhalten. Die Bombardiergalliotte warf von der Seeseite Tag und Nacht Bomben auf die Citabelle, die Franzosen antworteten, und wußten sie so genau zu treffen, daß ihr Stern zertrümmert wurde. Dieser Unfall verursachte, daß sie sich bey

Tage zurück zog, und nur des Nachts bombardirte. Die Ausfälle dauerten fort, besonders war man aufmerksam, die Convoys zu bauruhigen, die von den Schiffen ins Lager kamen. Eines Tages wurde eine solche Convoy geschlagen, und zwen große Kanonen weggenommen. Man schickte sogleich andre Truppen ab, um sie wieder zu erobern; sie kamen aber zu spät, denn die Beute war schon in Sicherheit gebracht.

Endlich wurden die Laufgräben mit unsäglichlicher Mühe bis auf 800 Ellen von den Mauern aufgeführt, da man es denn wegen eines großen Morastes unmöglich fand näher vorzurücken. Das Feuer war sehr stark auf beiden Seiten. Die Engländer hatten durchgehends Kanonen von 18 bis 24 Pfund, und 35 große und kleine Mörser. Die Franzosen aber errichteten beständig neue Batterien, und arbeiteten mit solchem Fleiß, daß ihr Feuer doppelt so stark als das der Belagerer wurde. Dieser Umstand bewog den Admiral, den Kriegsschiffen zu befehlen, sich der Stadt zu nähern und sie zu beschießen. Mit Anbruch des Tages sahe man die Schiffe in einer Linie ungefähr 1000 Ellen von den Mauern liegen, weil das niedrige Wasser ihnen nicht erlaubte näher zu kommen. Die Kanonade war unaufhörlich, dem Anschein nach schrecklich, allein der Wirkung nach unbedeutend, da die Entfernung zu groß und die See in Bewegung war. Anfangs zogen die Franzosen einen großen Theil ihrer Artillerie von der Landseite weg, um damit die Schiffe zu beschießen; da sie aber gewahr wurden, daß man hier von beiden Theilen einander nicht bekommen konnte, so brachten sie ihr Geschütz wieder zurück, und

ihre Feuer auf der Landseite wurde so lebhaft als zuvor.

Die Kanonade von den Schiffen dauerte bis in die Nacht, da denn der Admiral, unwillig mehr Munition ohne alle Vortheile zu verschwenden, ihnen Befehl zuschickte sich zurück zu ziehn; der Wind, der von der Seeseite wehete, verhinderte jedoch diese Absicht. Sie konnten also nicht ihre Stationen verlassen, und fingen daher den folgenden Morgen ihre Kanonade wieder an, bis gegen Mittag sich der Wind änderte, und die Entfernung vom Ufer geschah, worauf bey den beide Theile zu feuern aufhörten. Die Flotte hatte nur zwey Todte, einer derselben war Befehlshaber eines Kriegsschiffs. Nach dem Bericht der Franzosen hatte das große Feuer von den Schiffen in zwey Tagen keinen andern Schaden gethan, als ein altes malabarisches Weib zu tödten.

Das Feuer der Landbatterien dauerte drey Tage länger, jedoch ohne große Wirkung. Das Lager war voller Kranken, und das böse Wetter war früher als gewöhnlich eingefallen. Es wurde daher den 30sten September Kriegsrath gehalten, da man denn in Erwägung zog, daß der Regen, der gewöhnlich das ganze Land überschwemmt, in kurzem die Fortschaffung der Kanonen und der schweren Bagage unmöglich machen würde, und daß auch die Schiffe durch die anhaltenden Stürme wieder von der Küste weg getrieben werden dürften; in dieser Rücksicht wurde einmüthig die schleunige Aufhebung der Belagerung beschloffen.

Man brachte fünf Tage zu, die Batterien zu zerstören, und die Kanonen, Bagage und Matrosen einzuschiffen. Den 6ten October zogen sich die Truppen nach dem Fort St. David zurück, und zwar mit vieler Mühe, weil die Wege durch den Regen schon überaus schlimm geworden waren. Bey Ariancopang machten sie Halt, um das Fort in die Luft zu sprengen. Die Belagerung hatte den Engländern, mit Inbegriff der durch Krankheit aufgeriebenen, 799 Soldaten und 265 Seeleute gekostet, zusammen 1064 Europäer; sehr wenig Sepoys waren dabey umgekommen, theils weil man sich ihrer blos zur Bewachung des Lagers bedient hatte, theils auch weil sie bey Annäherung der Gefahr immer davon liefen. Die französische Besatzung bestand aus 1800 Europäern, und 3000 Sepoys; ihr Verlust war 200 von den erstern, und 30 von den letztern.

Verschiedene Ursachen vereinigten sich, diese große Unternehmung fruchtlos zu machen, unter welchen die späte Ankunft der Flotte und der frühe Ausbruch des Regens die vornehmsten waren. Die Eroberung des Forts Ariancopang war eben nicht nöthig, weil man die schwache Besatzung desselben während der Belagerung von Pondichery leicht hätte im Zaum halten können; so aber kostete dieses kleine Fort den Engländern 150 Mann nebst den zwey erfahrensten Offiziers, machte die übrigen muthlos, und hemmte die Progressen der Armee achtzehn Tage lang. Ferner der Admiral Boscawen, der nichts vom Landdienst verstand, mußte seiner Instruction gemäß die Meynungen der Ingenieurs befolgen, deren grobe Unwissen-

heit alles übrige krönte. Der Muth, die Thätigkeit, und die großen Seetalente des Admirals waren hier ganz unnütz, da der Mangel in andern Kenntnissen ihn zur Führung einer Belagerung untauglich machte. Ueberhaupt haben die Engländer in diesem Jahrhundert keine unternommen, die ihnen so wenig Ehre macht, als diese von Pondichery.

Die Franzosen sangen das Te Deum und stellten so viel Freudenbezeugungen an, als ob sie aus dem größten Unglück errettet worden wären. Duplex schickte Briefe an alle Fürsten von Coromandel, ja selbst an den Großen-Mogul, um ihnen Nachricht zu geben, daß er den fürchterlichsten Angriff abgeschlagen hätte, der je in Indien gemacht worden wäre. Er empfing dagegen von ihnen die höchsten Lobeserhebungen, sowohl in Ansehung seiner eignen Tapferkeit, als über den militärischen Charakter seiner Nation, der nunmehr durch ganz Indostan weit über den englischen erhaben geachtet wurde.

---

## Zweites Buch.

Sobald die Belagerung von Pondichern aufgehoben war, verließ die englische Flotte die Küste von Coromandel, um der Monsun auszuweichen; fünf Schiffe gingen nach Ahin, und die übrigen nach Trincomahy; der Admiral selbst aber blieb mit den Landtruppen im Fort St David. Im November kam die Nachricht aus Europa, daß zwischen Großbritannien und Frankreich ein Waffenstillstand bis zum folgenden April gemacht worden sey, dennoch erhielt Boscawen den Befehl, in Indien bis zum völligen Friedensschluß zu bleiben. Die englische Flotte kam im Januar 1749 nach dem Fort St. David zurück, auch Boubet langte zu eben der Zeit mit seiner Escadre von Mauritius wieder zu Madras an, wo er eine große Summe Geldes und 200 Soldaten ausschiffte.

Das Schwert war nun in die Scheide gesteckt, und es hing jezt blos von den Agenten der beiden Handelscompagnien ab, ihre friedlichen Geschäfte ruhig wieder vorzunehmen; allein der Krieg hatte von beiden Nationen weit mehr europäische Truppen nach Indien gebracht, als hier je versammelt gewesen waren. Es schien daher unmöglich zu seyn, daß eine so große Anzahl in Bewegung gesetzter Krieger auf einmal sich in Ruhe begeben sollte; da sie also nicht länger wider einander sechten konnten, so beschloffen sie, sich in die Streitigkeiten der indischen Fürsten zu

mischen; und zwar die Engländer mit großer Bescheidenheit, die Franzosen voll ehrgeiziger Entwürfe.

Ein unglücklicher Fürst, der sieben Jahre zuvor den Thron von Tanjore verloren hatte, kam zum Fort St. David, und ersuchte die Engländer um Beistand, seine Krone wieder zu erlangen, woben er behauptete, daß, wenn er, nur von wenigen Truppen unterstützt, sein Königreich wieder betreten sollte, viele tausend sogleich ihn für ihren Beherrscher erkennen würden. Die Erbfolge der Fürsten von seiner Familie war so verworren gewesen, daß es schwer war zu entscheiden, wem die Krone rechtmäßig gehörte.

Im Jahre 1630 wurde der König von Tanjore von dem Könige von Trichinapoly angegriffen und fast überwältigt, er sah sich daher gezwungen die Maratten zu Hilfe zu rufen. Der berühmte Sevagn, der damals alle marattischen Völkerschaften beherrschte, schickte seinen Bruder ab mit einem großen Heer, das dem König von Tanjore bald alle Furcht vor seinem Feinde benahm, dagegen eine viel größere vor seinem Bundesgenossen erzeugte; denn diese machten solche Rechnungen von ihren Kriegskosten, daß alle Reichthümer des Königreichs nicht hinreichend gewesen seyn würden, ihr Verlangen zu befriedigen. Unter dem Vorwand, also diese Summe zu sammeln, nahmen sie von der Regierung Besitz, und bald hernach erklärte sich der Bruder des Sevagn zum König von Tanjore. Er regierte sechs Jahr, und hinterließ drey Söhne; der älteste Sevagn folgte ihm, diesem der zweite Sohn Serbagn, und endlich der dritte Succogn. Ein jeder dieser drey Brüder hatte Kinder; nach drey unregelmäßigen



mäßigen Thronbestellungen, die unter diesen Vetteren in weniger denn sieben Jahren vorkamen, wurde Saujohy, der jezige Flüchtling, verjagt, und sein Bruder, Nyatop-sing, auf den Thron gesetzt. Dieses war mit Zustimmung der Bornehmsten des Königreichs geschehn, die durch die üble Regierung des Saujohy viel gelitten hatten. Die Engländer waren nicht befugt, sich dieses Fürsten anzunehmen. Sein Anerbieten aber, der englischen ostindischen Compagnie im Königreiche Tanjore große Besitzungen einzuräumen, die günstigen Nachrichten, welche die Dolmetscher von ihm gaben, und der zu sehr übereilte Glaube an die Erzählung seines Unglücks, alles dieses verursachte, daß die Engländer sich so viel Ehre als andre Vortheile von ihren Bemühungen versprachen, ihn wieder auf den Thron zu setzen. Man kam überein, daß Saujohy, wenn die Unternehmung glückte, der Compagnie das Fort Devi-Cotah nebst den dazu gehörigen Ländereien abtreten, und überdem alle Kriegskosten bezahlen sollte.

Das Königreich Tanjore ist 70 englische Meilen lang und 60 breit. Der Fluß Coleroon begränzt es nach Norden, und das Königreich Trichinapoly und Londimansland nach Westen; nach Süden und Osten aber macht theils das Meer, theils das Land Morawar die Gränze. Die Hauptstadt heißt auch Tanjore, und liegt 20 Meilen von Trichinapoly.

Die englischen Truppen, die man zur Eroberung von Tanjore bestimmte, bestanden in 430 Europäern und 1000 Sepoys, denen man vier Feldstücke und vier kleine Mörser mitgab. Die schweren Kanonen

aber und die Mundbedürfnisse wurden auf vier Schiffe geladen, von denen zwey Linienschiffe waren. Das Corps verließ in Begleitung des Saujohy das Fort St. David gegen Ende des März, und lagerte sich den 13ten April an dem Ufer des Flusses Val-aru. In der Nacht eben dieses Tages veränderte sich die nordliche Monfun, und die südliche fing mit einem Orkan an, der so wüthete, daß in wenig Stunden alle Zelter des englischen lagers in Fetzen zerrissen waren; viele von den Zugochsen und Pferden kamen dabey ums Leben, und die ganze Munition war so sehr verderben, daß die Engländer gezwungen wurden, nach Portonovo zu marschiren, um sich wieder in nöthigen Stand zu setzen. Hier hörten sie, daß der Orkan zur See noch weit größern Schaden gethan hätte. Zwen von den großen Compagnieschiffen waren bey dem Fort St. David gestrandet; das Hospitalschiff, der Apollo, war mit allen darauf befindlichen Menschen zu Grunde gegangen; ein gleiches Schicksal hatte der Pembroke, ein Schiff von 60 Kanonen, gehabt, von welchem sich nur sechs Mann retten konnten; ja selbst das Admiralschiff, Namur, von 74 Kanonen wurde mit 750 Mann von den Wellen verschlungen. Bey diesem erschrecklichen Unglück war es noch ein Glück, daß die meisten von den andern Schiffen sich an entlegenern Theilen der Küste befanden, wohin der Orkan sich nicht erstreckte.

Nachdem die Truppen ihren Schaden in Portonovo ausgebessert hatten, nahmen sie ihren Marsch nach dem Flusse Coleroon zu, wo sie sich lagerten und verschanzten. Der Befehlshaber, Capitain Cape, war

entschlossen, bevor er weiter ginge, hier Erkundigung von den Angelegenheiten des feindlichen Landes einzuziehen. Die Nachrichten, die er hier erhielt, waren ganz anders, als wie er erwartet hatte. Keine Personen von einigem Range waren bereit sich für Sautjohy zu erklären, auch keine Soldaten zeigten sich; dagegen aber sah man viele dem König von Tanjore gehörigen Truppen in Bewegung, die entschlossen schienen, den Uebergang über den Fluß streitig zu machen. Diese unerwartete Lage, und die gänzliche Unkunde des feindlichen Landes bewog den Capitain Cope hier Halt zu machen, und Verstärkung vom Fort St. David zu begehren. Er erhielt 100 Europäer und 400 Sepoys. Nunmehr ging er über den Fluß, den man durchwaden konnte, ob er gleich eine Welle breit war; der Feind that dabey nur geringen Widerstand. Die Schwierigkeiten aber vermehrten sich, so wie man vorrückte. Der Weg führte durch einen dicken Wald, in welchem sich die Feinde verborgen hatten, und aus dem Gebüsch einen Pfeil- und Kugelregen auf sie fallen ließen, während daß große Trupps Reiteren und Fußvolk sich im Rücken und in den Flanken zeigten. Da dies die erste Expedition der Engländer gegen ein indisches Heer war, wurden die Soldaten von nicht geringer Furcht befallen, weil sie die Menge Feinde mit ihrer geringen Anzahl verglichen. Die Artilleristen aber verloren den Muth nicht, sondern hielten durch ihr lebhaftes Feuer den Feind in der Entfernung, wodurch denn die Entschlossenheit der englischen Soldaten wieder hergestellt wurde. Dennoch aber fand man für rathsam sich zurück zu ziehn. Es würde

Kriegsrath gehalten, um zu berathschlagen, ob man vorrücken oder warten sollte; bevor man aber noch zum Schluß kam, langte ein vom Admiral abgeschickter Offizier mit dem ausdrücklichen Befehl an, den Marsch fortzusetzen, und das Fort Devi-Cotah anzugreifen. In diesem Zwischenraume hatten einige Soldaten einen andern Weg entdeckt, der durch eine offnere Gegend als die vorige führte, und wo die Truppen nicht umringt werden konnten. Dieser neue Weg, den das Corps nunmehr nahm, war dessen Rettung; denn man erfuhr nachher, daß die Ladjoren ihnen an so vielen Orten Hinterhalte gelegt hatten, daß ihr Untergang gewiß gewesen wäre. Spät des Abends langten sie unweit Devi-Cotah an, konnten aber nichts von den hier liegenden Schiffen erfahren, weil niemand aus dem Lande sich ihnen zu nähern wagte. Dichte Waldungen verdeckten die Schiffe, die nur vier englische Meilen vom Lager vor Anker lagen.

Die Engländer, die sich auf die Schiffe verließen, hatten nur auf drey Tage Lebensmittel mitgenommen; und konnten wegen Menge der Feinde keine Detachements aussenden, um die nöthigsten Bedürfnisse anzuschaffen; auch hatten sie keine schweren Kanonen zum Angriff des Forts. In dieser Lage blieb ihnen nichts übrig, als es zu stürmen; die Wälle aber waren zu hoch, um leicht erstiegen zu werden. Man beschloß der Besatzung wenigstens Furcht einzujagen, und den Ort mit Haubigen zu beschießen. Das Feuer dauerte die Nacht durch bis zum Morgen, da denn alle Haubigranaten verschossen waren, ohne dem Fort den geringsten Schaden zugefügt, oder die Gatt.

nison in Schrecken gesetzt zu haben. Nunmehr dachre man auf den Rückzug.

Dieser geschah auf dem nämlichen Wege, den man gekommen war. Gleich zu Anfang lag ein Wald, den der Feind besetzt, ja sogar Kanonen dahin gebracht hatte. Das Gebüsch erstreckte sich bis an einen Strom, den die Engländer zur Zeit der Ebbe passirt waren, den man aber nicht gehörig untersucht hatte, um dessen Tiefe zur Fluthzeit zu beurtheilen. Jetzt war das ganze Flußbette voll Wasser, und der Strom reißend. Die Coolies, die mit der Bagage beladen waren, marschirten voraus; kaum aber hatten sie das Ufer erreicht, als man sie aus dem Gebüsch sehr lebhaft begrüßte. Diese Menschen, die so wie alle niedern Casten der Indier sehr furchtsam sind, stürzten sich in den Strom, der sieben bis acht Fuß tief war, und da sie in der äußersten Verwirrung auf einander fielen; verloren sie die nöthige Stärke sich zu retten, daher in weniger als einer Viertelstunde 400 dieser Unglücklichen ertrunken waren. Die Truppen machten hierauf Halt, und erwarteten die Ebbe, da sie denn glücklich herüber kamen, ihren Marsch fortsetzten, und endlich im Fort St. David anlangten.

Dieser Versuch hatte nun jedermann überzeugt, daß Saujohy unter seinen Landsteuten keine Anhänger habe. Dem ungeachtet aber beschloß die englische indische Regierung, den Krieg fortzusetzen, nicht sowohl dem Saujohy durchaus wieder auf den Thron zu helfen, als vielmehr um den Flecken abzuwaschen, vor den Waffen eines indischen Fürsten sich zurück gezogen zu haben, und in der Hoffnung Besitzungen zu

erlangen, die sie für die bereits aufgewandten Kosten schadlos halten könnten. Das Fort Devi-Cotah liegt in einer sehr bevölkerten Gegend, die mit viel Kinnenmanufakturen angefüllt ist, von der Art, wie sie zum Handel der Compagnie dienlich sind, und überdem ist das benachbarte Land der fruchtbarste Theil an der ganzen Küste von Coromandel. Man findet an dieser Küste von Masulipatnam an bis zum Vorgebirge Comorin keinen einzigen Hafen, der im Stande ist ein Schiff von 300 Tonnen einzunehmen, welcher Mangel denn die Schifffahrt zu gewissen Jahreszeiten großer Gefahr aussetzt. Die Mündung des Flusses Coleroon bey Devi-Cotah ist zwar zum Theil mit Sand verstopft, dennoch aber ist der Canal tief genug, um die größten Schiffe zu beherbergen; wenigstens hofft man durch Mühe und Kosten es dahin zu bringen. Wenn dieses geschehen sollte, so würde die europäische Nation, die ausschließend diesen Hafen besäße, die größten Vortheile dadurch erlangen. Es wurde daher beschlossen, alles zur Eroberung von Devi-Cotah anzuwenden.

Die Truppen der Compagnie bestanden jezt in 800 Europäern und 1500 Sepoys, die alle unter dem Commando des Major Lawrence zu dieser Expedition gebraucht werden sollten. Da der Marsch zu Lande so viel Schwierigkeiten gezeigt hatte, so beschloß man, das Corps zur See nach Devi-Cotah zu führen. Die Europäer nebst den Kanonen und der Bagage wurden auf sechs großen Schiffen eingeschifft, die Sepoys aber auf langen Fahrzeugen, deren sich die Bewohner der Küste von Coromandel zu ihrem Handel

bedienten. Man traf bey der Landung die Armeen des Königs von Tanjore unter den Mauern des Forts gelagert. Es wurde sogleich von der andern Seite des Flusses beschossen, und in drey Tagen sahe man eine große Bresche. Die Feinde beantworteten das Feuer nicht, auch versuchten sie nicht die Bresche wieder auszufüllen, sondern wandten alle ihre Bemühungen an, Befestigungen zu errichten, um das Fort mit dem Flusse Coteroon zusammen zu hängen.

Der Uebergang der Truppen über den Fluß war gefährlich, sowohl wegen des reißenden Stroms, als wegen der vielen Feinde, die in den Gebüschern am Ufer verdeckt lagen. Ein englischer Schiffszimmermann; Namens More, erfand eine Plattform, die 400 Mann tragen konnte. Diese wurde in den Fluß geworfen, und gegen den Strom gezogen. Nur war noch nöthig, ein Seil auf der andern Seite des Ufers zu befestigen; dieses schien aber wegen der dort gelagerten Feinde kaum möglich zu seyn. Eben dieser brave Schiffszimmermann unterzog sich auch dieser gefährlichen Unternehmung, befestigte sich das Seil um den Leib, und schwam damit in einer dunkeln Nacht herüber, wo er es denn an einen großen Baum band, ganz nahe bey den feindlichen Vorposten, die es nicht gewahr wurden.

Den folgenden Tag gingen die Truppen mit ihren Kanonen vermittelst dieser Art von fliegender Brücke über den Fluß, zum großen Erschrecken der Tanjoren, die nie dergleichen gesehen hatten; dennoch machten sie ein großes Feuer, so daß 30 Europäer und 50 Sepoys getödtet wurden, bevor alle landen konn-

ten; sodann zogen sie sich ins Fort zurück. Major Lawrence beschloß die neulich gemachte Bresche ohne Verzug zu stürmen. Der Lieutenant Elive erbot sich zu diesem gefährlichen Commando, das ihm auch bewilligt wurde. Man bestimmte dazu 34 Europäer und 700 Sepoys, die von allen übrigen Truppen unterstützt werden sollten. Elive ging mit den Europäern mutzig voran; die Sepoys aber, anstatt angeschlosssen zu folgen, blieben zurück, um erst alle ihre Haufen zusammen zu ziehn. Der Feind, der diese Nachlässigkeit wahrnahm, brach mit einem Trupp Reiter hervor, die man hinter den Linien verborgen hatte; und fiel den Europäern im Rücken, mit einem Ungestüme und so geschickten Wendungen, die von dieser Cavallerie sehr vortheilhafte Begriffe gaben. In wenig Augenblicken waren die Europäer alle niedergehauen, nur Elive und drey andre retteten sich, und langten glücklich bey den Sepoys an, die sich nicht geregt hatten, den Engländern Hülfe zu leisten. Die Lanjoren begnügten sich mit ihren erlangten Vortheilen, griffen die bestürzten Sepoys nicht an, sondern zogen sich zurück.

Major Lawrence rückte nun mit allen Europäern gegen die Verschanzungen an. Die sieghafte Reiterey zeigte sich wieder; wurde aber so übel empfangen, daß sie mit großem Verlust zurück eilte, und eine solche Bestürzung unter ihren Truppen verbreitete, daß alles sich zu retten suchte. Die Engländer stürmten die Wälle ohne Widerstand zu finden, und setzten sich also in den Besiß des Forts.



Man durchsuchte es, und fand in einem Zimmer einen sehr gefährlich verwundeten Tanjoren liegen, der unfähig war sich zu bewegen. Die Flüchtlinge hatten ihn bey ihrer großen Eifertigkeit mitzunehmen vergessen, ob er gleich ein Offizier von Rang, und überdem von einer hohen Caste war. Man trug große Sorge für ihn, allein er weigerte sich hartnäckig, die geringste Hülfe von den Engländern anzunehmen; er wollte sich auch durchaus nicht verbinden lassen, bis er sahe, daß man Anstalt machte Gewalt zu brauchen. Kaum aber war er allein, als er den Verband abriß und seine Wunden zu erweitern suchte. Es mußten ihn daher immer einige Personen bewachen, und um ihm mehr Ruhe zu verschaffen, wurde er in eine Hütte nach einem entlegenen Theile des Forts gebracht. Um seine Wächter sicher zu machen, betrug er sich drey Tage lang ganz ruhig, daher denn diese seine Verzweiflung gestillt zu seyn glaubten, und ihn einst in der Nacht, ihrer Meinung nach schlafend, verließen. Sobald sie aber zur Thür heraus waren, erwischte der Tanjore die brennende Lampe und setzte die Hütte in Brand; das Feuer breitete sich in dieser trockenen Jahreszeit so geschwind aus, daß er erstickt war, bevor man es löschen konnte. Dieser Indier starb als ein Märtyrer seiner Begriffe von Unreinigkeit, die auf ihm wegen des Beystandes der Europäer haften.

Nachdem man einige Tage zugebracht hatte, das Fort in guten Vertheidigungsstand zu setzen, wurden 100 Europäer und 300 Sevons abgeschickt, die Pagode Achevaram, die fünf Meilen von Devi-Corah lag, in Besitz zu nehmen. Alle Pagoden auf der

Küste von Coromandel sind nach Einer Form gebaut. Ein großer viereckiger Hof, der mit einer fünfzehn bis zwanzig Fuß hohen Mauer umringt ist; in der Mitte dieses Hofes steht die Tempel, deren Höhe nie die sie umgebende Mauer übersteigt. Die Mauer hat ein, oder auch mehrere Thore, über deren Eingang ein hoher Thurm gebaut ist; nicht zur Vertheidigung der Pagode, sondern als ein historisches Denkmal der Götter, zu deren Ehre sie errichtet ist; daher denn die vier Seiten des Thurmes auch gewöhnlich mit Bildhauerarbeiten überladen sind, welche die Attribute und Schicksale dieser Gottheiten vorstellen. Die Pagode Achevaram ist ein Viereck, von welchem jede Seite 300 englische Ellen lang ist. Die Bramanen übergaben sie auf die erste Aufforderung, nutzten sie, daß die Engländer nicht die geheiligten Plätze betreten möchten. Kaum aber hörten die tanjorischen Soldaten von dieser Besiznehmung, als ihre Abscheu gegen die Verunreinigung ihres Tempels ihnen einen Entschluß einflößte, den weder die Liebe zu ihrem Fürsten, noch ihr Durst nach Kriegserubien hätten erzeugen können. Beim Anbruch der Nacht griffen 5000 Mann die Pagode wüthend an; ein Theil versuchte die Mauern mit Leitern zu ersteigen, während daß Andre sich bemühten das Thor zu verbrennen, gegen welches sie große Haufen von Stroh und andern brennbaren Materialien aufthürmten. Die Engländer, die von den Feinden keine Gnade zu hoffen hatten, wenn der Tempel eingenommen wurde, vertheidigten sich aufs äußerste; sie zerschmetterten die Leitern, feuerten auf die Stürmenden, und rissen

die Strohhaufen mit Hellebarben ein. Die Feinde brachten immer mehr Stroh herbey, und fuhren mit dem Angriff bis zum Anbruch des Tages fort, da sie sich denn nach einem Verlust von 300 Mann zurückzogen; die Engländer hatten nur sechs verloren. Keine weitem Versuche wurden von den Tanjoren gemacht, da den folgenden Tag Lawrence mit dem größten Theile des Corps bis zur Pagode vorrückte.

Der Admiral und die Regierung im Fort St. David sahen nun wohl ein, daß fernere Unternehmungen gegen das Königreich Tanjore mit großen Schwierigkeiten verbunden wären; überdem that der König dieses Landes Friedensvorschläge. Die Engländer verlangten, daß das Fort Devi - Cotah nebst einem solchen Strich Landes, der jährlich 9000 Pagoden einbrächte, der ostindischen Compagnie auf ewig abgetreten werden sollte; ferner, daß der König von Tanjore die Kriegskosten bezahle, und dem Saujohy eine Pension von 4000 Rupien bewilligen sollte; dagegen versprachen sie für seine Person zu bürgen, und zu verhindern, daß nie von ihm das Königreich wieder beunruhigt würde. Der König bewilligte alles, nicht sowohl aus Furcht vor den englischen Waffen, als wegen der Gefahr, womit sein Königreich von einer andern Seite bedrohet wurde; denn wenig Tage zuvor hatten sich in Carnatic Begebenheiten ereignet, welche die ganze Küste von Coromandel mit Bestürzung erfüllten.

Chunda - saheb, der, wie oben erzählt, von den Maratten 1741 zum Gefangenen gemacht worden war, wurde von ihnen wie das kostbarste Kleinod be-

wacht; sie schlugen alle Anerbietungen für seine Krönung aus, weil sie ihrer Meinung nach mit seinen Reichthümern nicht im Verhältniß standen. Der reichste Fürst in Indostan schüßte immer Armut vor, wenn Geld bezahlt werden soll, und Chunda-sahab, der entweder unfähig, oder nicht willig war, ihre ausschweifenden Forderungen einzugehen, blieb gefangen, und unterhielt mit seinen Freunden in verschiedenen Provinzen sechs Jahre lang einen Briefwechsel, um ihnen Mittel vorzuschlagen, die Maratten zu vermögen, ihn gegen billigere Bedingungen los zu lassen.

Die vornehmsten Arcoten, die immer noch der Familie ihrer ermordeten Nabobs anhängen, und den Anwar-odean haßten, fanden keinen im Carnatick, der Macht und Ruf genug hatte, sich der Regierung des Landes zu bemächtigen. Es lebte zwar in Bandivassch ein Bruder des Seid-Mahomed; die Kindheit dieses Prinzen aber machte ihn unfähig, an die Spitze einer großen Conföderation gestellt zu werden. Mortiz-Ally, der Statthalter von Belore, war ein naher Verwandter ihrer alten Nabobs; allein es fehlte ihm an Muth, und überdem wurde er wegen seiner verübten Mordthaten von jedermann verabscheuet. Von den übrigen war niemand, der sich weder mit seinem Kriegsruße, noch mit seiner Macht brüsten konnte; dennoch konnte diese unter einem Haupte vereinigte Macht so Vielen furchtbar werden.

Chunda-sahab hatte sich durch sein Schwert bis zu den höchsten Würden emporgeschwungen, und wurde für den besten Feldherrn gehalten, den man seit vielen Jahren im Carnatick gesehen hatte. Seine

Abweigung gegen die niedermächtigen Kunstgriffe, wodurch die indischen Fürsten gewöhnlich ihre Schätze häuften, hatte ihm die Liebe des ganzen Landes erworben, und sein vortreflicher Verstand die höchste Verehrung erzeuget. Die Großen der Provinz sahen ihn daher als die schicklichste Person an, mit Arwar-odean um die Nabobschaft zu streiten; ihre gute Meynung von ihm aber diente eine Zeitlang blos, seine Fesseln zu erschweren; denn die Maratten steigerten ihre Forderungen nach dem Maaß, als ihr Gefangener wichtiger wurde.

Die Gemahlin und der Sohn des Chunda-sahib waren zeitlich beständig in Pondichery geblieben. Duplex behandelte diese unglückliche Familie mit Ehrfurcht, und machte sich mit ihren Angelegenheiten genauer bekannt. Er ersah die vortheilhaften Gesinnungen, die man zum Besten des Gefangenen im Carnatic hatte, und gründete darauf einen Plan, die Macht der Franzosen in Indien zu vergrößern, da sich so viele Ursachen vereinigten, ihre Besitzungen hier so auszudehnen, wie sein großer Ehrgeiz es wünschte.

Die Engländer, die sich in Indostan lange vor den Franzosen niedergelassen hatten, besaßen Ländereien im Innersten des Reichs, und die Zuneigung der Indier; sie hatten solche durch die genaue Beobachtung ihrer Verträge, durch die Güte ihrer Waaren, und noch mehr durch die große Ausdehnung ihres Handels erworben. Diese Superiorität hemmte beständig die Fortschritte des französischen Handels. In dieser Zeit hingen die Geschäfte aller europäischen

Colonien noch sehr von der mogulischen Regierung ab, die unter ihrem despotischen Zeppter die Europäer nicht viel besser als ihre eignen Unterthanen behandelte; denn ihr Handel konnte von jedem hohen oder niedrigen Beamten, durch dessen District der Transport geschah, nach Befallen unterbrochen werden; und in Bengalen, wo Dupleir lange gewesen war, ging selten ein Jahr vorbey, ohne daß der Nabob von allen in seinem Königreich befindlichen Europäern nicht große Geldsummen erpreßte. Es wurden auch allenthalben Befestigungen unterhalten, und andre militärische Ausgaben gemacht, welche die Handelsvorteile sehr verringerten. Die hohe Meynung aber von der Kriegsmacht der indischen Regierung war so allgemein, daß die europäischen Truppen nie gebraucht wurden, sich dem Befehlen der Landesfürsten zu widersetzen. Indessen waren die indischen Manufakturwaaren, die für die Märkte von Europa dienten, durch zu viel eingebrachtes Silber so sehr im Preise gestiegen, daß sie weit weniger Vorteile als ehemals einbrachten. Dieser Zusammenfluß nachtheiliger Umstände überzeugte den scharfsinnigen Dupleir, daß der Handel in Indostan nicht länger die Aufmerksamkeit Frankreichs oder anderer europäischen Nationen verdiene. Da er aber die Entdeckung von dem unmilitärischen Charakter der Indier und den beständigen Zwistigkeiten ihrer Beherrschermächte, so fiel er auf den Gedanken, daß bey einer wohl überdachten politischen Vereinigung mit einigen dieser Fürsten, mehr durch Eroberungen zu gewinnen sey, als alle Europäer bisher durch den Handel gewonnen hatten. Daher entwarf er einen Plan, dem Chunda-sahab beyzustehn.

Diese Ideen veranlaßten wahrscheinlich die Hindernisse, die er den Operationen des la Bourdonnais in den Weg setzte, um ihn abzuhalten, daß er nicht nach der Einnahme von Madras die Truppen nach seinem Gutdünken in andern Theilen von Indien gebrauchen möchte; denn zu eben dieser Zeit hatte Dupleix schon einen vertrauten Briefwechsel mit Chunda-sahab in seiner Gefangenschaft eröffnet, um über ihr gemeinschaftliches Interesse die nöthigen Maaßregeln zu verabreden. Die erste derselben war die Befreyung des Chunda-sahab. Dupleix übernahm deshalb die Garantie bey den Maratten, die endlich mit 700,000 Rupien zufrieden waren, und ihm sogar noch 3000 Mann Hülfstruppen versprachen.

Von diesen Truppen begleitet, und von seinem kühnen Geiste unterstützt, verließ dieser Fürst Sattarah im Anfange des Jahres 1748 mit dem Entschlusse, allenthalben Eroberungen zu machen, wo sich die Gelegenheit dazu zeigen würde, bis er so viel Schätze gesammelt hätte, als erforderlich wären, das Königreich Arcot mit Nachdruck anzugreifen. Während der Belagerung von Pondichery langte er an den westlichen Gränzen vom Carnatic an, wo er zwey Rajahs im Kriege begriffen fand. Er trat sogleich auf die Seite des einen, der aber von einigen seiner Befehlshaber verrathen und in einem großen Treffen gänzlich geschlagen wurde. Chunda-sahab selbst gerieth in die Gefangenschaft, ward aber auf der Stelle wieder losgelassen, da er vom Könige der Maratten eine Erklärung vorzeigte, worin allen indischen Fürsten gerathen wurde, ihn unangestastet zu lassen, wenn sie

nicht den furchtbaren Zorn der ganzen maratthischen Nation auf sich laden wollten.

Der größte Theil von Chunda - sabs Truppen wurde nach dieser Niederlage zerstreut, und nur 300 Mann waren ihm übrig geblieben, als er von dem Rajah von Chitterdourg ersucht wurde, ihm zu Hülfe zu kommen, und das Commando seiner Armee gegen den Rajah von Bedour zu übernehmen. Die Länder dieser Fürsten liegen an den östlichen Gränzen der Provinz Canara, die sich längs der malabarischen Küste erstreckt. Unfälle schlugen nie den Geist des Chunda-sabes nieder; er setzte sich gleich mit seinem kleinen Trupp in Bewegung, und langte eben zu der Zeit an, als beide Heere alles zur Schlacht vorbereitet hatten. Sein Muth und seine Kriegserfahrenheit verschafften dem Rajah von Chitterdourg einen vollkommenen Sieg. Nach der Niederlage boten ihm 3000 Mann von der feindlichen Cavallerie ihre Dienste an, die er auch annahm, desgleichen nahm er von den Truppen seines Bundesgenossen 2500 Mann in Sold. Da diese Macht aber nicht hinreichend war, den Carnatic zu erobern, so hätte er an sein Vorhaben noch nicht denken können, wenn sich nicht eben damals sowohl in Delhi als in den südlichen Provinzen unerwartete Vorfälle ereignet hätten.

Der Große-Mogul Mahomed Schach, der 1739 die Demüthigung erlitten, seine Krone zu den Füßen des Thamas Kouli Khan zu legen, der sie ihm hernach wiedergab, fuhr fort das Reich mit solcher Schwäche zu regieren, daß die Großen seines Hofes in ihren Aemtern gantz nach Wohlgefallen schalteten;



nur der Bezier Kimir- us- dien allein war seinem Monarchen gänzlich ergeben. Die Geschichte dieser Regierung liegt jedoch außerhalb den Gränzen dieses Werks bis zum Jahre 1748, da ein Heer von Affghanen von Candahar kam, und unter Anführung des Ahmed Abdalli in die nordlichen Provinzen des Reichs einfiel. Abdalli war Schach Nadirs Schachmeister, da dieser Eroberer den 8ten Junius 1747 in Persien ermordet wurde. Er benutzte diesen Mord, ging mit allen ihm anvertrauten Schätzen davon, und machte sich in Zeit von sechs Monat zum Herrn aller derjenigen Provinzen von Indostan, die den Persern 1739 abgetreten worden waren, und von einer eben so großen Strecke Landes jenseit der Gebirge. Ahmed Schach, der älteste Sohn Mahomeds, marschirte nebst dem Bezier dem Abdalli entgegen; es fielen große Scharmügel vor, und bey einem derselben wurde der Bezier durch eine Kanonenkugel erschossen, da er eben in seinem Zelte betete. Sein Tod verursachte dem Kaiser eine so außerordentliche Betrübniß, daß, nachdem er die Nacht mit Wehklagen zugebracht hatte, er den folgenden Tag auf dem Thron sitzend bey einem Anfall des Schmerzes seinen Geist aufgab. Der Prinz Ahmed übergab sofort das Commando der Armee dem Munnu, Sohne des verstorbenen Beziers, und ging nach Delhi, wo er ohne alle Widersehung im April 1748 als Kaiser anerkannt wurde.

Dem Tode des Groß-Moguls folgte bald ein anderer Todesfall, welcher noch wichtiger für Indostan war. Dieser betraf den denkwürdigen Nizam- al- muluck, Subah von Decan, der, nachdem sein gan-

zes Leben eine Kette von Sorgen, Unruhen, der seltensten Ränke, und durch Ehrgeiz erzeugten Frevelthaten gewesen war, dennoch das ungewöhnliche Alter von 104 Jahren erreichte.

Er hinterließ fünf Söhne. Der älteste Ghaziodean besaß allen Ehrgeiz und alle Gottlosigkeit seines Vaters mit einem mehr unternehmenden Geist. Nizam-al-muluck hatte den schwachen Mogul genöthigt, seinem Sohne die großen Würden als Oberzahlmeister und Generalissimus seiner Heere zu übergeben. In diesen beiden Posten blieb er beständig bey Hofe, bediente sich seiner Gewalt, so wie sein Vater gethan hatte, gegen den Willen des Monarchen, und wurde bald der Beschützer aller unruhigen und unzufriedenen Omrahs des Reichs. Nach dem Tode seines Vaters ertheilte ihm Achmed die Subahschafft von Decan; seine andern Angelegenheit aber am Delhischen Hofe verhinderten ihn sich nach seiner Statthalterchafft zu begeben. Der zweite Sohn, Nazir-jing, war einst seinem Vater entflohen, und hatte gegen ihn die Waffen ergriffen. Der Vater erschien im Felde: da nun die beiden Heere einander sehr nahe standen, stellte sich der arglistige Nizam-al-muluck krank an, und verließ sein Zelt nicht; dabey er eine ihn befallene tödliche Krankheit aussprengen ließ, die bey seinem hohen Alter nicht unerwartet war. Seine ganze Armee glaubte seinen Tod nahe; das Gerücht ging zur feindlichen über, wo es auch jedermann, selbst Nazir-jing glaubte; dieser erhielt unaufhörlich Boten mit pathetischen Einladungen von seinem sterbenden Vater, der sehnlich wünschte, ihn noch vor seinem Ende zu segnen. Die

Kolle wurde so wohl gespielt, daß Nazir-jing endlich sich zu dem Besuche bewegen ließ. Kaum aber hatte er seines Vaters Zelt betreten, als er in Verhaft genommen, und in Ketten gelegt wurde. In diesem Zustande mußte er mehrere Monate schmachten, bis Nizam-al-maluck von seiner Reue überzeugt war, und ihn wieder in Freyheit setzte. Nach dieser Zeit verhielt er sich ruhig. Die übrigen drey Söhne hätten sich weder durch gute noch durch üble Eigenschaften ausgezeichnet, sondern waren beständig als unthätige Höflinge dem Hofe ihres Vaters gefolgt.

Die Großen in Indostan lieben ihre Kinder sehr, so lange sich diese noch in den Kindheitsjahren befinden; sobald sie aber das Jünglingsalter erreichen, und an den ewigen Intriguen der indischen Höfe Theil nehmen, so sind sie anstatt ein Trost ihrer Aeltern, vielmehr ein Gegenstand ihres Mißtrauens; denn es fehlt hier nie an Menschen, die sich bemühen, sie in Anschläge und Verschwörungen zu verwickeln. Daher geschieht es oft, daß ein Fürst in seinen letzten Lebensjahren nicht die geringste Neigung gegen seine Söhne hat, und dafür alle seine väterliche Liebe an seine Enkel verschwendet. Da dieser Fall so häufig eintritt, hat ein orientalischer Dichter davon Gelegenheit genommen zu sagen: „Daß die Aeltern während dem Leben ihrer Söhne ihren Enkeln so große Zärtlichkeit beweisen, weil sie in ihnen die Feinde ihrer Feinde sehen.“ Unter Nizam-al-muluck's Enkeln war einer von seiner Lieblingsstochter geboren. Diesen Jüngling, Namens Sidanetmohy-odean, hatte er beständig um sich gehabt, und ihn so zärtlich geliebt, daß nach seinem Tode sich

das Gerücht verbreitete, er habe ihn in seinem Testament zum Erben des größten Theils seiner Schätze eingesetzt, und zu seinem Nachfolger in den südlichen Provinzen ernannt.

Es ist sehr schwer, das Authentische in den geschriebenen Verhandlungen der Fürsten in Indostan zu beweisen, denn da sie ein Siegel statt ihrer Unterschrift gebrauchen, so ist der Abdruck leicht nachgemacht. Dieser sowohl als anderer Verfälschungsmethoden bedient man sich ohne Strupel, sobald man es für zuträglich findet. Es ist daher nicht zu bestimmen, ob dieses Vermächtniß Gerüchte wirklich gegründet war; so viel aber ist gewiß, daß es durchgehends geglaubt wurde. Indessen hatte Nizam - al - muluck als ein Lehnsman des mogulischen Reichs kein Recht, nicht einmal seine Schätze, vielweniger seine Staaten nach Gefallen wegzugeben.

Nazir - jing hatte eine Zeitlang seines Vaters Heere commandirt, und bediente sich jetzt der hiedurch erlangten Gewalt, den Ansprüchen seines Neffen Hidayetmohy - odean sich zu widersetzen. Er fing damit an, daß er sich der väterlichen Schätze bemächtigte, um durch diese sich im Besitz der Subahschast zu erhalten. Er gab vor, daß sein ältester Bruder Ghazizobin Khan, der rechtmäßige Erbe, ihm diese überlassen habe, weil er seine Würden am Hofe zu Delhi der Regierung von Decan vorzöge, und daß dieser Vertrag von dem Mogul bestätigt wäre.

Zu den vielen Beispielen von der Verachtung, womit man in neuern Zeiten die Kaiser behandelt hat, gehört auch dieses, daß die Statthalter der Provinzen

ohne Danken, nicht allein Briefe, Befehle und Patente des mogulischen Hofes nachgemacht, sondern sogar Laute gemiethet haben, die unter dem Charakter kaiserlicher Abgeordneter mit großem Pomp empfangen wurden, mit den Nabobs zum Schein Conferenzen hielten, und so dem Volke Staub in die Augen streuten. Dieses geschieht noch jetzt. Der Nabob demüthigt sich vor dem sogenannten Gesandten des Kaisers, der öffentlich sein Creditiv nebst den Befehlen übergibt, die man absichtlich entworfen hat, und auf deren Vollziehung er dringen muß. Solche Maßregeln sind bey einem Volke nöthig, das immer noch die höchste Verehrung für das Blut Tamerlans hat, daher es dem Interesse des Vizekönigs gemäß ist, die Meynung zu verbreiten, daß er ein Günstling des Kaisers sey, wenn er gleich eben zu der Zeit wider seine Auctorität bewaffnet ist. Dieser Methode zu Folge zeigten sowohl Nazir-jing als Hidayet-mohy-o-dean Patente vom Großen-Mogul vor, und ließen Abgeordnete von Delhi auftreten. Der letztere behauptete, daß der Kaiser nebst der völligen Einsetzung in seines Großvaters Verlassenschaft ihm den Namen Murzafajing, oder der Unüberwindliche, beigelegt hätte; bey welchem er hernach auch immer genannt wurde. Die Schätze aber, die Nazir-jing im Besiß hatte, setzten ihn in den Stand, seines Vaters Armee zu bezahlen, und diese war so zahlreich, daß alle Truppen, die Murzafajing zusammen bringen konnte, nicht zureichend waren, ihm Widerstand zu thun. Dieser Prinz hatte nicht mehr als 25000 Mann, mit denen er sich in den westlichen Provinzen von Golconda lagerte,

um einen glücklichen Vorfall zu erwarten, stieß Dri-  
fel mit Vortheil anzugreifen zu können.

Chunda-sahab hörte nach der gewonnenen Schlacht  
bey Chitterbourg von der Lage des Murzasa-jing, und  
betrachtete ihn als einen Fürsten, der, so wie er selbst,  
zu Kühnen Unternehmungen vom Glück gleichsam ge-  
grungen wäre; er beschloß daher sich mit ihm zu ver-  
einigen, und bot ihm seinen Beystand an. Seine  
kriegerische Ruhm verursachte, daß er mit Offener Ar-  
meen aufgenommen würde, und seine Truppen traun-  
fogleich in Murzasa-jings Sold. Chunda-sahab er-  
kannte sein Recht zur Subahschafft der südlichen Provin-  
zen, und gewann bald sein völliges Zutrauen; sodann  
machte er ihm seine eignen Ansprüche auf den Carna-  
tik bekannt, und brachte seinen neuen Oberherren leicht  
dahin, diese Ansprüche ihm durch förmliche Bestätigun-  
gen zu bestätigen, worin er zum Nabob von Artot  
ernannt wurde. Chunda-sahab benutzte diesen gütli-  
chen Willen noch weiter. Er stellte vor, daß die in der  
Nähe von Golconda liegenden Länder zu sehr durch  
die Waffen des Nazir-jing in Furcht gehalten würden,  
mit sich für Murzasa-jing zu erklären, bis er mit mehr  
Truppen seine Rechte behaupten könnte, und daß diese  
Furcht fortdauern und ein beständiges Hinderniß seyn  
würde, seine Armee in den Ländern zu vermehren, wo  
er sich jetzt befände; daß sie aber zur Eroberung vom  
Carnatik stark genug wäre; sobald diese nun geschähe,  
und er sich im Besiß dieses ausgedehnten Landes be-  
fände, wollte er ihn mit so vielen Soldaten und Geld  
versehn, daß er fähig seyn sollte, den Nazir-jing mit  
Vortheil anzugreifen. Chunda-sahab versprach dem

Murzasa-jing auch hernach sein Begleiter zu seyn, bis er seine Unternehmung völlig ausgeführt hätte, oder im Fall ihnen das Glück den Rücken kehren sollte, mit ihm umzukommen, kurz mit ihm zu siegen oder zu sterben. Das Romanhafte dieses Plans machte den tiefsten Eindruck auf das Gemüth eines jungen Prinzen, der voller Muth und Ehrgeiz war; er betrachtete seinen Freund Chunda-sahab als einen Schutzengel, und ergab sich blindlings seinen Rathschlägen.

Dupleix erhielt sehr bald Nachricht von diesem Entschlusse, und wurde eingeladen, Theil an dem Entwurf zu nehmen, mit der Zusicherung großer Vortheile für sich und die französische ostindische Compagnie, wenn die Unternehmung glücken sollte. Nichts konnte diesem ehrgeizigen Manne angenehmer und seinen Absichten gemäßer seyn, als eine solche Gelegenheit, zu gleicher Zeit seinen eignen Ruhm und das Interesse seiner Nation in Indien zu vergrößern. Sobald er also von der Annäherung des Murzasa-jing hörte, ließ er 400 Europäer und 2000 Sepoys zu ihm stoßen. Diese Truppen wurden von dem französischen Obersten d'Auteuil commandirt; Raja-sahab, der Sohn des Chunda-sahab, begleitete sie, und verließ Pondichery, wo er während der ganzen Zeit seines Vaters Gefangenschaft gelebt hatte.

Anwar-odean, der Nabob von Arcot, hatte bisher den Carnatick regiert, ohne die geringsten innerlichen Unruhen erfahren zu haben; auch von außenher war er sehr wenig durch kriegerische Auftritte beunruhigt worden. Seine Aufmerksamkeit war jedoch immer auf den Chunda-sahab gerichtet gewesen; er un-

terhielt Emiffarien in Sattarah, um alle seine Schritte während seiner Gefangenschaft zu beobachten, die er wahrscheinlich durch Geschenke an die Maratten verlängerte. Sobald sich nun Chunda-sahab in Freyheit befand, zweifelte der Nabob nicht, so sehr er es auch verbarg, daß die Zeit nahe sey, wo er seine Statthaltertschaft mit dem Schwerte behaupten mußte. Er setzte seine Armee in bessern Stand, die, so wie die Heere fast aller indischen Fürsten in Friedenszeit, aus undisciplinirten und untauglichen Schaaren bestand; er nahm jetzt blos brauchbare Männer und tüchtige Pferde an, und so brachte er eine wohl ausgerüstete Armee zusammen, die aus 12000 Mann Cavallerie und 8000 Mann Infanterie bestand, mit welcher er entschlossen war, den Carnatic aufs äußerste zu vertheidigen. Dabey ließ er aber eine andre zu seiner Erhaltung sehr nöthige Maasregel aus der Acht, nämlich von den Engländern Hülfsstruppen zu verlangen. Diese, die damals mit einer viel unbedeutendern Unternehmung beschäftigt waren, bewiesen sich eben so blind gegen ihr wahres Interesse; sie blieben bloße Zuschauer, anstatt dem Nabob von selbst ihre Truppen anzutragen, da sie sahen, daß die Franzosen seinen Rival unterstützten.

Mittlerweile rückte Chunda-sahab und Murzafajing vorwärts, und erhoben in allen Ländern, durch welche sie marschirten, die Laxen, die Murzafajing als Subah einforderte. Die Truppen wurden immer verstärkt, so daß sie bey der Ankunft an den Gränzen des Carnaticks 40,000 Mann betrug. Der Nabob hatte sich mit 20,000 Mann bey dem Fort Am-



Fort, fünfzig Meilen von Arcot, gelagert. Dieses Fort lag auf dem Gipfel eines Berges, und war einer der vornehmsten Pässe, die zum Carnatic führten; hier hatte er eine starke Verschanzung aufwerfen lassen, mit Kanonen besetzt; die von 60 europäischen Landstreichern bedient wurden.

Auteuil erbot sich, mit seinen Truppen allein die Verschanzung zu stürmen, und Chunda-sahab ergriff begierig diese Gelegenheit, um dem Prinzen die Wichtigkeit der europäischen Allirten zu zeigen, die er ihm verschafft hatte. Die französischen Soldaten, aufgemuntert durch übertriebene Beschreibungen von den Schätzen, die sie in des Nabobs Lager finden würden, rückten muthig zum Angriff an, allein sie wurden zweymal durch das starke Feuer der Artillerie zurückgeschlagen, wobey Auteuil selbst eine Wunde bekam. Der Ehrgeiz aber, da dieses gleichsam eine Hauptprobe ihrer Tapferkeit seyn sollte, und das ganze Heer des Murzafajing nebst dessen erhabenen Anführer die Augen auf sie geheftet hatte, auch ihre eigne Offiziers sie nachdrücklich anfeuerten, alles dies verursachte, daß sie laut verlangten, einen neuen Angriff zu machen. In dieser Zeit war auch der Muth der Vertheidiger durch die von den Franzosen bewiesene Kühnheit geschwächt worden, daher sie bey diesem wiederholten Versuche wenig Widerstand thaten. Die Franzosen hatten kaum die Verschanzung bestiegen, als sich alle Posten durch die Flucht retteten, und den Mittelpunkt des Heers zu erreichen suchten, wo sich die große Fahne des Nabobs befand. Er war hier in eigener Person, auf einem Elephanten sitzend, und von einer auserle-

senen Schaar Reiter umgeben, die er aufs äußerste ermunterte, nicht ihren Posten zu verlassen. Die Franzosen wollten völlig ausführen, was sie so glücklich angefangen hatten, und rückten, ohne Unterstützung zu erwarten, auf die Hauptarmee los; Chunda-sahab aber schickte sogleich einige Truppen ab, die zur Verstärkung dienen sollten.

In diesem kritischen Augenblicke erfuhr der Nabob, daß die Fahne des Maphuze-Khan, seines ältesten Sohnes, nicht mehr gesehen würde, und daß dieser Sohn selbst durch einen Kanonenschuß sein Leben verloren hätte. In der ersten Regung des tiefsten Schmerzes wurde er den Elephanten des Chunda-sahab gewahr, dessen Insignien er kannte. Mehr als Eine starke Leidenschaft war nun in Bewegung, daher der Nabob, wütend bey dem Anblicke des Urhebers von diesem unglücklichen Tage, dem Führer seines Elephanten unter Versprechung einer großen Belohnung befahl, auf den Elephanten des Chunda-sahab loszugehen. Die Franzosen aber füllten den Zwischenraum an, und feuerten; ein Musketenschuß ging dem Nabob durchs Herz, und er fiel todt von seinem Elephanten herunter.

Es geschah nun hier, was gewöhnlich bey den Schlachten in Indostan nach dem Tode des Anführers der Fall ist; alle Truppen des Nabobs ohne Ausnahme begaben sich auf die Flucht. Die Flüchtlinge wurden verfolgt, viele gefangen genommen, und noch mehr niedergehauen. Unter den Erschlagenen befanden sich vier der Vornehmsten des Landes. Maphuze-Khan, dessen Tod fälschlich ausgesprengt war,

wurde zum Gefangenen gemacht; Mahomed - Ally aber, der jüngste Sohn des Nabobs, rettete sich mit der Flucht. Nur 12 Franzosen wurden getödtet und 63 verwundet, von ihren Sepoys aber war die Anzahl der Todten und Verwundeten ungefähr 300. Diese entscheidende Schlacht geschah den 23sten Julius. Die Sieger nahmen das ganze feindliche Lager in Besitz und eine große Menge Bagage, die geplündert wurde. Die Beute war sehr beträchtlich; auch sechzig Elephanten und sehr viele Pferde fielen den Siegern in die Hände. Diese Thiere, nebst der Artillerie, den Waffen und der Munition behielten Chundasahab und Murzasa - jing für sich, alles andre aber wurde den Soldaten überlassen. Die Franzosen bekamen ihre Belohnung am Gelde. Den folgenden Tag brach die Armee nach Arcot auf, und nahm ohne den geringsten Widerstand von dieser Hauptstadt Besitz.

Murzasa - jing zeigte hier den ganzen Pomp und die Würde eines Subah, und als den ersten Beweis seiner Autorität ernannte er seinen Freund Chundasahab förmlich zum Nabob vom Carnatick, und aller andern Länder, die Anwar - odean besessen hatte. Diese schnelle Revolution setzte alle Fürsten auf der Küste von Coromandel in Bestürzung, die dem Chundasahab abgeneigt waren. Unter diesen befand sich vorzüglich der König von Tanjore, dessen Anherr sich zu der Zeit, da der Carnatick von den Mohren erobert wurde, den Siegern mit der Bedingung unterwarf, daß er sein Land ferner nach den alten Gebräuchen regieren könnte; für dieses Vorrecht bewilligte er einen

jährlichem Tribut zu bezahlen, und eine Anzahl Hülfstruppen zu liefern, wenn der Nabob vom Carnatick für das Interesse des Großen-Moguls Krieg führen mußte. Als Chunda-sahab 1736 zum Statthalter von Tritchinapoly ernannt wurde, so foderte er den König von Tanjore auf, den rückständigen Tribut zu bezahlen; auch behauptete er, daß der König noch auf andre Weise die kaiserlichen Rechte verletzt hätte. Es kam zum Kriege, worin Chunda-sahab die Hauptstäbe von Tanjore belagerte, jedoch ohne Erfolg. Die Furcht vor seinem Ehrgeiz, und der Haß gegen ihn, wegen der von seinen Truppen verunreinigten Tempel, veranlaßte die Fürsten der südlichen Provinzen, besonders aber den König von Tanjore, die Maratten zu bewegen, den Carnatick anzugreifen, zu eben der Zeit, da dieses kriegerische Volk auch von Nizam-al-muluk, obwohl aus andern Bewegungsgründen, zu diesem Kriege aufgemuntert wurde. Die Unglücksfälle, die hiedurch über die regierende Familie von Arcot und über Chunda-sahab ausbrachen, waren von der Art, daß die Urheber von dieser Revolution keine Versöhnung hoffen konnten. Die Nachricht von der Schlacht bey Amboor kam eben nach Tanjore, da die Engländer unter dem Major Lawrence im Lande waren, und setzte den König in so große Furcht, daß, um der Engländer Freundschaft zu gewinnen, oder wenigstens ihren Feindseligkeiten in dieser Lage ein Ende zu machen, er viel härtere Bedingungen würde eingegangen seyn, als diejenigen waren, die man jetzt von ihm verlangte. Nach dem Friedensschluß ließ Lawrence eine Besatzung in Devi-Cotah zurück, und marschirte

mit seinen übrigen Truppen wieder nach dem Fort St. David, wo kurz zuvor die Nachricht von dem wirklich geschlossenen Frieden zwischen Großbritannien und Frankreich angelangt war.

Die Revolution in Arcot beunruhigte die Engländer nicht wenig, und der Antheil, den Dupleix daran genommen hatte, erklärte seine ehrgeizigen Absichten hinreichend; unglücklicherweise aber war ihr eignes Betragen gegen den König von Tanjore so beschaffen, daß sie wider das Verfahren des Dupleix nicht schicklich protestiren konnten; denn sie vermochten ihm nichts zur Last zu legen, das sie nicht selbst gethan hätten. Die Schlacht bey Amboor wurde daher von ihnen gar nicht berührt, sondern sie begnügten sich die Ueberlieferung von Madras zu fordern, da dieses ein Artikel des Nachher Friedens war. Der Admiral Boscawen segelte mit einem Theile seiner Flotte dahin, um von der Stadt Besiz zu nehmen. Dieses geschah auch in der Mitte des Augusts, und zwar erhielten sie die Engländer in einem ganz andern Zustande, als wie sie solche verlassen hatten. Die Gebäude in der weißen Stadt waren unverändert geblieben, die Bastionen und Festungswerke aber erweitert und verbessert worden; einen Theil von der schwarzen Stadt, wo die reichsten armenischen und indischen Kaufleute wohnten, hatten die Franzosen zerstört, und aus den Trümmern der Gebäude ein vorzügliches Glacis gemacht. Dennoch waren die Festungswerke bey weitem nicht mit denen vom Fort St. David zu vergleichen, die so vervollkommen waren, daß die ostindische Compagnie bey hieher durch dem

Krieg verlegten Regierung von den brittischen Besatzungen auf der Küste von Coromandel, ferner hier zu bleiben verordnete.

Während der Zeit, daß sich Boscawen in Madras aufhielt, entdeckte er, daß die indischen Katholiken, die zu St. Thomas wohnten, und den größten Theil der Bewohner dieses Orts ausmachten, durch den Einfluß ihrer Priester ganz den Franzosen ergeben waren. Der beständige Verkehr mit den Engländern und die große Nachbarschaft veranlaßte, daß die Priester von den geringsten Vorfällen zu Madras Nachricht erhielten, die sie denn sofort an Dupleir meldeten. Dieser Gouverneur machte kund, daß Murzafajing der französischen ostindischen Compagnie St. Thomas als ein Eigenthum überlassen hätte. Boscawen, um den Rundschaftern ihr Handwerk zu legen, noch mehr aber um dem großen Nachtheil vorzubeugen, der aus einer französischen Besetzung des Orts für die Engländer entstehen würde, nahm davon Besitz. Diese Stadt hatte viele Jahre lang den Nabobs von Arcot zugehört, nach dem Tode des Anwarodean Khan aber schien sie niemand anzugehören, denn es waren hier weder Civilbeamten, noch Offiziers, die unter Autorität handelten. Man pflanzte daher die englische Flagge auf den Thoren der Stadt; alle verdächtigen Priester wurden verbannt, und einer derselben, den Dupleir bedächtlich von Pondichery hieher geschickt hatte, nach Europa transportirt.

Murzafajing und Chundasahab waren in dieser Zeit in Arcot beschäftigt, ihre neue Regierung fest zu gründen; sie foderten alle Oberhäupter der Districte

auf, dergleichen alle Commandanten der Forts, Freunde sowohl als Feinde, Contributionen zu bezahlen; unter diesen befand sich auch Mortiz-Ally, Statthalter von Belore, der 700,000 Rupien, ungefähr 5,25000 Rthlr., bezahlte. Sodann brachen Beide mit dem größten Theile ihres Heers nach Pondichery auf, wo sie mit großer Pracht ihren Einzug hielten. Dupleix empfing sie mit den ausgefuchtesten Ceremonien und allen orientalischen Beweisen der Ehrerbietung; er sparte keine Kosten, um dem Murzafa-jing eine hohe Meynung von der Größe und Macht der französischen Nation bezubringen. Hier wurde der Plan ihrer künftigen Operationen entworfen, und Chunda-sahab machte dem Dupleix ein Geschenk mit der Souveränität über einundachtzig Dörfer, in der Nähe von Pondichery. Beide Fürsten bezogen sodann ein Lager 20 Meilen von der Stadt.

Mahomed-ally, der zweite Sohn des Amwar-odean Khan, flohe vom Schlachtfelde bey Amboor gerade nach Tritchinapoly, wo seine Mutter nebst dem größten Theile von seines Vaters Schätzen zur Sicherheit hingeschickt worden war. Diese Stadt war nach indischer Art stark befestigt, dennoch blieb wenig Hoffnung übrig, sie gegen Murzafa-jing und die Franzosen zu vertheidigen, es sey denn, daß die Besatzung durch englische Truppen verstärkt würde. Mahomed-ally hoffte, sie würden von der Nothwendigkeit überzeugt seyn, die Fortschritte der Franzosen zu hemmen, und wandte sich daher an sie, sobald er Tritchinapoly erreicht hatte. Er stellte ihnen vor, daß sowohl Murzafa-jing als Chunda-sahab Reichsrebelln wären, daß

Nazir-jing der wahre vom Großen-Mogul ernannte Sabah von Decan, so wie er selbst der wahre Nabob vom Carnatic sey, da er bereits von Nizam-ah-mutuck zum Nachfolger seines Vaters ernannt worden, und er daher täglich die Bestätigung von Nazir-jing hoffte. Wenig Tage nachher behauptete er auch seine Bestallungsbriefe wirklich erhalten zu haben.

Während das Dupleir nun an Ausführung eines Plans arbeitete, von welchem er wußte, daß er dem französischen Ministerio höchst angenehm seyn müßte, waren die Agenten der englischen ostindischen Compagnie nicht bevollmächtigt, deren Angelegenheiten ungewissen Kriegsvorfällen lauszu sehen; denn da sie nichts von Dupleir's Absichten ahndeten, so hatten sie auch von den Directoren keine Vollmacht verlangt, um nach Beschaffenheit der Umstände handeln zu können; zu gleicher Zeit verharren sie in ihrer alten Ehrfurcht gegen die mogulische Regierung. Sie wußten nicht, ob Nurzasa-jing oder Nazir-jing der wirkliche Sabah wäre, eben so ungewiß waren sie auch in Ansehung der Ansprüche, des Mahomed-ally auf die Nabobswürde; sie fürchteten daher die Besitzungen der Compagnie in allen Theilen von Indien der Rache des Delhischen Hofes auszuliefern, wenn sie sich in diesen Krieg mischen, und zufällig die unrechte Partei ergreifen sollten. Die Nothwendigkeit war ihre Vorbereitung bei der Besitznahme von St. Thomas, und schon bereuten sie ihre glückliche Expedition in Laccore. Da sie an keine Eroberungen dachten, so stellten sie sich vor, daß die Zurückgabe dieser Orten der mogulischen Regierung befriedigen würde, die sie also ja nicht weiter reizten wollten.



Durch diesen Geist der Behutsamkeit eingeſchränkt, zu einer Zeit, wo ſie von der andern Seite mit nicht geringer Gefahr bedroht wurden, waren ſie unfähig diejenigen Maaßregeln zu nehmen, die ihre Lage verlangte. Anſtatt den Admiral Boſcawen mit ſeiner Flotte auf der Küſte zu behalten, und dem Mahomedally mit ihrer ganzen Macht bezuſtehen, ohne erſt lange die Rechtmäßigkeit ſeiner Ansprüche zu erforſchen, ſchickten ſie nur 120 Europäer nach Tritchinapoly, und ließen den Admiral mit allen Schiffen und Truppen nach England zurück kehren, ob er gleich erklärt hatte, daß er bleiben wollte, wenn die engliſch-indiſche Regierung in dieſer kritiſchen Lage ihn darum erſuche.

Die engliſche Flotte ſegelte alſo den 21ſten October vom Fort St. David ab, und ließ nur 300 Mann zurück, zur Verſtärkung der Beſatzung. Die Franzoſen waren ſo ſehr von den großen Vortheilen überzeugt, die ſie durch Boſcawens Abreiſe erlangen würden, daß ſie durchaus nicht glauben wollten, daß er Willens ſey Indien zu verlaſſen; ſie glaubten vielmehr, er verlaſſe die Küſte bloß, um die ſtürmiſche Monſun zu vermeiden, und würde hernach wieder kommen. Dennoch, ſo kurz ihnen dieſe Abweſenheit auch ſcheinen mußte, ſo waren ſie doch vorbereitet, davon allen möglichen Nutzen zu ziehen. Den nächſten Tag darauf brach die Armee des Marzafajung von Pondicherry auf, vereinigte ſich mit 800 Europäern und 300 franzöſiſchen Kaffern nebst einem Zug Artillerie, und ſo fiel ſie ins Königreich Tanjore ein.

Dupleix hatte dem Chunda - saheb nachdrücklich empfohlen, sich durch nichts abwendig machen zu lassen, vor allen Dingen die Stadt Tritchinapoly anzugreifen, da es sehr begreiflich war, daß, so lange als dieser Ort nicht eingenommen würde, Mahomed - Ally immer in Stande wäre, zur Erlangung der Nabobschaft Mittel anzuwenden. Chunda - saheb sah die Gründlichkeit dieses Rathes ein, und um nicht den Eifer des Dupleix für seine Sache zu schwächen, versprochen er feyerlich, ihn zu befolgen, ob er sich gleich zu eben der Zeit vornahm, das Gegentheil zu thun. Aus Furcht seine und Nurzafas - jings Wichtigkeit zu vermindern, hatte er dem Dupleix sorgfältig verborgen, daß ihre Schätze, ungeachtet der großen Contributionen, durch den Aufwand bey einer so zahlreichen Armee fast erschöpft wären; er fürchtete, daß die Belagerung von Tritchinapoly so lange verzögert werden könnte, daß ihre Truppen wegen Mangel des Geldes davon laufen dürften, noch ehe der Ort genommen wäre; daher beschloß er den Feldzug mit der Belagerung von Tanjore zu eröffnen. Die schlechte Befestigung dieser Hauptstadt machte ihm Hoffnung, sie in wenig Tagen entweder einzunehmen, oder sie doch so zu ängstigen, daß der König dahin vermocht werden würde, durch große Summen Geldes seine Krone zu retten.

Sobald die Armee das Königreich betreten hatte, foderte Chunda - saheb den König auf, den rückständigen Tribut zu bezahlen, und zwar von dem Tode des Nabobs Subder - Ally 1742 an, indem er behauptete, daß alles, was in dieser Zwischenzeit an Anwar - odean bezahlt worden sey, nicht als Tribut zur mogulischen

Regierung, sondern als Hülfsgelder zur Unterstützung eines Rebellen angesehen werden könnte. Es ist der Gebrauch in Indostan, daß der Besiegte alle Kriegskosten bezahlen muß; Chunda-sahab fügte daher zu dieser Tributrechnung sehr große Summen, die seinem Vorgeben nach der Zug des Murzasa-jing nach dem Carnatic gekostet hätte, so daß alles zusammen auf vierzig Millionen Rupien betrug. Der König hatte sich auf die erste Nachricht von der Annäherung des Feindes in seine Hauptstadt eingeschlossen, da er nun den Sturm über sich losbrechen sahe, den er so lange gefürchtet hatte, verlor er den Muth, und erbot sich zur Zahlung. Dieses war dem Chunda-sahab lieber, als die Eroberung des Königreichs, denn die Schätze würden, so wie es hier in gefährvollen Zeiten gewöhnlich ist, vergraben worden seyn, und keine Landeskünste wären in den ersten Monaten einer Revolution zu erheben gewesen. Um daher dem Könige seine Bereitwilligkeit zum Frieden zu beweisen, hielt er die Armee drey Meilen von der Stadt entfernt, und er suchte den Befehlshaber der französischen Truppen, keine Feindseligkeiten während der Unterhandlung auszuüben. Der schlaue Tanjore wußte, daß er durch Verzögerung die Verlegenheit seiner Feinde vermehren würde, er suchte daher Zeit zu gewinnen, und demüthigte sich in seinen Briefen so sehr, daß Chunda-sahab sich bis zur Mitte des Decembers aufhalten ließ, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Während dieser Zeit unterhielt der König einen Briefwechsel mit Mahomed-ally in Trichinapoly, und Beide lagen dem Nazir-jing an, Golconda zu verlassen, und einen Zug

nach dem Carnatick zu thun; auch bat er die Engländer um Beystand, die ihn aber nur ermahnten sich aufs äußerste zu vertheidigen, und ihm nicht mehr als 20 Europäer zu Hülfe schickten, die in der Nacht in Tanjore ankamen.

Dupleix sah mit großem Mißvergnügen die Unthätigkeit der Armee, und schickte Briefe über Briefe, um dem Chunda-sahab die Nothwendigkeit vorzustellen, nach Tritchinapoh zu eilen; da aber seine Ermahnungen kein Gehör fanden, befahl er dem befehligenden französischen Offizier, eine auffallende Feindseligkeit zu begehen, um dadurch dem Tractat ein Ende zu machen. Eben zu dieser Zeit fand es auch Chunda-sahab nöthig den Ort anzugreifen, und um den Tanjoren Furcht einzujagen, ließ er die ganze Armee rund um die Stadtmauern unter dem Klang militärischer Musik marschiren. Diese Prozeßion wurde vier Tage hinter einander wiederholt, aber ohne Wirkung. Die Tanjoren feuerten sogar von den Mauern auf die Truppen, während daß diese ruhig paradirten. Den folgenden Tag griffen die Franzosen drey nahe bey der Stadt liegende Redouten an, und eroberten sie. Diese ernsthafteste Scene machte mehr Eindruck, als die vorher gespielten Farcen, denn den nächsten Morgen kamen königliche Abgeordnete ins Lager, um mit Chunda-sahab zu tractiren, der dem Könige nur noch zwey Tage einräumte, seine Vorschläge anzunehmen. Da am dritten Tage noch keine Antwort erfolgt war, ließ er durch die Franzosen Bomben in die Stadt werfen; einige derselben fielen nahe an dem Palast des Königs nieder, der darüber so er:

schraf, daß er sogleich wieder Abgeordnete heraus schickte. Es wurden abermals drey Tage Frist bewilligt, ohne daß man zum Zweck kam. Der französische Befehlshaber, dem diese Verzögerungen noch verdrüsslicher waren, als selbst dem Chunda's saheb, erneuerte das Bombardement, das nunmehr aber auch durch ein starkes Kanonenfeuer von den neu angekommenen Engländern beantwortet wurde. Dieser unerwartete Widerstand setzte die Franzosen in solche Wuth, daß sie eins der Stadthore bestürmten, und auch eroberten; dennoch aber konnten sie wegen einer starken Verschanzung nicht weiter in die Stadt bringen. Indessen wurde doch die Furcht des Königs durch diesen Vorfall so sehr vermehrt, daß er jetzt ernsthaft an einen Friedenstractat dachte, der auch den 21sten December geschlossen wurde. Er bewilligte dem Chunda's saheb als Nabob sieben Millionen Rupien, und den französischen Truppen auf der Stelle 200,000 Rupien zu bezahlen, desgleichen übergab er der französischen ostindischen Compagnie die Souveränität über 8 Dörfer, die vormalis zur Stadt Karical gehörten, wo die Franzosen wider seinen Willen 1736 ein Fort gebaut hatten.

Man weiß nicht genau, wie viel von dieser über 1750 eingekommenen Summe sogleich bezahlt wurde; gewöhnlich übersteigt bey solchen kriegerischen Einsammlungen die erste Zahlung nicht den vierten Theil des Ganzen. Der König von Tanjore zeigte hier den nämlichen Geist der Verzögerung, wie zuvor. Bald schickte er Gold und Silbergeschirr, und seine Hofbedienten zankten sich wie Juden um die Preise, für welche

man es annehmen sollte; bald schickte er alte abgetriebene Münzorten, von denen er wußte, daß man sie nicht ohne eine genaue und langweilige Untersuchung annehmen würde, und denn wieder einmal Juwelen und kostbare Steine, deren Werth auch nicht so leicht bestimmt werden konnte. Chunda-sahab sah wohl, worauf diese Künste abzielten, indessen beschloß er lieber Geduld zu haben, als das Geld zu verlieren, das er so nöthig brauchte. Mehrere Wochen verstrichen, und der König hatte noch nicht einmal die erste Zahlung completirt, als Dupleix dem Chunda-sahab Nachricht gab, daß Nazir-jing von Golconda im Anzuge sey, und ihm daher rief, auf alle Fälle Tanjore in Besitz zu nehmen, und einen Waffenplatz daraus zu machen. Allein diese Neuigkeit setzte den Murzafajing in solches Schrecken, daß er gleich aufbrach, und sich mit großer Eifertigkeit nach Pondichery zurückzog.

Nazir-jing hatte seinen Neffen Murzafajing bisher in Ruhe gelassen, da er seine Entwürfe als unbedeutend ansah, in Vergleich mit den Gefahren, womit er von seinem ältern Bruder Ghazi-odean bedroht wurde, der Anstalten machte, von ihm die Subahschaft zurück zu fordern; er marschirte daher mit einer großen Armee nach Delhi zu, als er von der Schlacht bey Amboor Nachricht erhielt. Die Eroberung des Carnaticks verursachte, daß er den Murzafajing nicht länger für einen herumziehenden Abentheurer, sondern für einen fürchterlichen Rival hielt; er gab daher seinen Plan Delhi betreffend auf, und marschirte nach Golconda zurück, wo er sein Heer verstärkte, und an

alle Nabobs und Rajahs Befehle schickte, sich bereit zu halten; ihn mit den zum Reichscontingent gehörigen Truppen zu begleiten. Der schleunige Gehorsam, mit dem diese Befehle befolgt wurden, macht es glaublich, daß sie ihn für den wahren Repräsentanten des Großen-Moguls hielten. Eine Zeitlang war Näzir-ſing der Meinung, daß die Nachricht allein, von seinen außerordentlichen Zurüstungen, seinen Neffen erschrecken und zur Unterwerfung bringen würde; da er aber sah, daß dieser seine Vortheile verfolgt hatte, und nach Tanjore marschirt war, so brach er endlich auf, und rückte gegen den Carnatic an. Sein Heer, das mit allem beladen war, was nur der Luxus in den Hauptstädten Indiens vereinigen konnte, machte kleine Märsche, und wurde täglich verstärkt. Er hatte von den Maratten 30,000 Mann in Gold genommen. Morari-row, der ehemalige Gouverneur von Tritchinapoly, commandirte 10,000 derselben, mit welcher er voraus ging; er traf bey der Pagode Chillambrun Murzasa-jings Armee an, die sich von Tanjore zurückzog. Da er nicht stark genug war eine Schlacht zu liefern, so wandte er wenigstens alles an, ihret Marsch durch wiederholte Anfälle aufzuhalten. Murzasa-jing und Chunda-sahab kamen nach Pondichery, um mit Dupleir-Maßregeln zu nehmen, der ihnen große Vorwürfe machte, daß sie nicht Tritchinapoly angegriffen und Tanjore in Besitz genommen hätten. Es war nun nicht länger Zeit sich zu verstellen, daher Chunda-sahab die Bewegungsgründe seines Betragens frey gestand, und daß der Geldmangel bey ihnen groß sey. Er fügte hinzu, daß die in Tanjore erhal-

von Summen nicht bewußt ausgegeben wären, und durch die Armeen ein starkes rückwärtiger Sold zu bewirken, so daß man endlich eine Kettenlinie, oder eine Quantität aller Truppen besorgen müßte. Die bekannte Freundschaft des Chunda-sahab sicherte ihn für den Verdacht, in dieser Erklärung nicht aufrichtig zu sein; und man zeigte Dupleir seine Fähigkeit und entschlossenen Geist, alles zu wagen. Er bedachte sich nicht einen Augenblick, die Cassen der französischen ostindischen Compagnie auszuleeren, um seine bedrängten Bundesgenossen zu unterstützen. Sie erhielten von ihm 50,000 Pf. St. und das Versprechen von noch weit größern Summen. Diese Hülfe beruhigte die Armeen des Marzafajing. Dupleir vermehrte noch überdem die französischen Truppen bis auf 2000 Europäer.

Sobald Nazir-jing den Carnatic betreten hatte, forderte er den Mahomed-Ally auf, von Trichinapoly zu ihm zu stoßen; auch schickte er Briefe nach dem Fort St. David, worin er die Engländer um europäische Hülfsstruppen bat. Das Fort Gingee, 35 englische Meilen von Pondichery, bestimmte er zum Sammelplatz. Täglich kamen hier große Schaaren an, bis endlich in der Mitte des März Nazir-jing selbst anlangte. Das Ganze seiner ungeheuern Armee bestand nunmehr in 300,000 Mann Soldaten, ohne den zahllosen Troß zu rechnen; mehr als die Hälfte desselben war Cavallerie; dabey hatte er 800 Kanonen und 1300 Elephanten. Diese große Macht, und die Anzahl der bey ihm befindlichen Fürsten, überzeugte die Engländer, daß Nazir-jing der wirkliche



Subah sey; sie befohlen daher, daß das Detaschement in Tritchinapoly mit dem Mahomed - Ally marschiren sollte, der mit 6000 Mann Reiterey bey Walbora zum Nazir - jing stieß. Einige Tage nachher vereinigte sich auch, der Major Lawrence nebst 600 Europäern mit ihm, die man vom Fort St. David sandte. Beide Heere waren nun einander im Gesichte gelagert.

Zwey Abgeordnete begleiteten den Major Lawrence, um mit Nazir - jing im Namen der englischen ostindischen Compagnie zu tractiren. Er empfing sie sehr höflich, und unter andern orientalischen Complimenten trug er dem Major das Commando über seine ganze Armee an. Sein Wille war, den Feind sogleich anzugreifen. Lawrence stellte ihm vor, daß der Angriff viel Blut kosten würde, weil die Franzosen vortheilhaft postirt und mit einer zahlreichen Artillerie versehen wären; wenn er aber mit seiner Armee aufbrechen und sich zwischen dem feindlichen Heer und Pondichery lagern wollte, so würde er ihnen dadurch die Communication abschneiden, und sie in der nachtheiligsten Lage zum Fechten zwingen. Die Antwort war: „Was! soll der große Nazir - jing, der Sohn des Nizam - al - muluck, selbst um Vorthelle zu erlangen sich so weit erniedrigen, daß es schien, er flöhe vor einem so verächtlichen Feinde? Nein! lieber ihn von vorn angegriffen!“ Lawrence erwiderte, daß er nach Gutdünken handeln möchte, und daß in jedem Falle die Engländer ihn unterstützen würden. Beide Heere stunden nun einander so nahe, daß ein Treffen unvermeidlich schien. Die Unordnung bey dem fran-

zöfischen Corps war damals so groß, daß Nazir-jing's Vorfaß die glücklichsten Folgen versprach.

Die französischen Offiziers, die sich bey der Belagerung von Tanjore befanden, hatten für ihr Interesse so wohl gesorgt, daß sie die für sie bestimmte Summe von den ersten Geldern, die der König bezahlte, abgezogen hatten. Nach dem Rückzuge ging der größte Theil der Offiziers von der Armee ab, um sich in Pondichery auszuruhen, und andre wurden an ihre Stelle geschickt. Diese, die eben ihre Dienste antraten, da sich der Feind näherte, klagten laut, daß sie sich nun in Gefahren begeben sollten, ohne eifigen Prospect von Vortheilen zu haben, während daß man denjenigen, die so leicht bey Tanjore ansehnliche Summen bekommen, erlaubte sich zu entfernen. Sie machten Vorstellungen, und verlangten so viel Geld, als die andern erhalten hatten. Dupleix bemühte sich, sie durch Strenge zu ihrer Pflicht zu bringen, allein wenn man einen in Verhaft nahm, so verlangten sie alle ein gleiches Schicksal. Ihre Anzahl war zu groß, um sie in diesem kritischen Zeitpunkt in dem Lager zu entbehren, daher man sie ohne Strafe ließ. Diese gezwungene Nachsicht unkten sie um Factionen zu machen und das Mißvergnügen zu verbreiten. Die gemeinen Soldaten folgten dem Beispiele ihrer Offiziers, wurden übermüchig und wollten nicht gehorchen.

In dieser Verwirrung befand sich das französische Lager, als Major Lawrence bey dem Nazir-jing anlangte. Den folgenden Tag marschirten beide Heere gegen einander auf, und eine Kanonade erfolgte. Der fran-

jösische Befehlshaber Autenil, der sich auf seine Truppen nicht verlassen konnte, und den Angriff der Engländer fürchtete, schickte einen Trompeter an Lawrence, um ihm zu sagen, daß, obgleich die Truppen ihrer beiden Nationen sich in gegengesetzten Armeen befänden, so wünschte er doch nicht europäisches Blut zu vergießen; da er also nicht wußte, wo die Engländer in Nazir-jings Schlachtordnung ihren Posten hätten, so wäre er zu entschuldigen, wenn ihnen die französischen Kugeln Schaden thäten. Der englische Befehlshaber antwortete, daß die Flagge seiner Nation bey seinen Kanonen wehen würde, und daß hieran der Posten der Engländer erkannt werden könnte. Er fügte hinzu: daß, ob er gleich eben so unwillig sey, europäisches Blut zu vergießen, so würde er dennoch die Kugeln, die auf seine Truppen abgeschossen werden sollten, gern erwidern. Bald nachher geschah ein Schuß aus der französischen Besatzung des englischen Lager; Lawrence glaubte, daß man ihn dadurch versuchen wollte, und ließ mit drey Kanonen die Antwort geben. Die aufrührerischen französischen Offiziers, anstatt die Soldaten zu ermuntern, schwächten vielmehr ihren Muth durch übertriebene Beschreibungen von der Macht des Feindes. Die Kanonade that wenig Wirkung, und hörte mit andredender Nacht auf.

Kaum war dieses geschehn, so verließen dreyzehn Offiziers das Lager, und vermehrten durch diese schändliche Desertion die Vorurtheile der Truppen, die es der Furcht zuschrieben. Autenil, der die Folgen davon fürchtete, entschloß sich auch das Lager zu verlas-

ten und mit allen Franzosen nach Pondichern zu zurückzuziehen. Murzasa-jing und Chunda-sahab, die zwar von dem Aufbruch wußten, allein sich nie vorstellten, daß es so weit kommen würde, waren vor Bestürzung außer sich, da sie sahen, daß alle ihr Bitten bey Nutail vergebens war, der fest bey seinem Vorsatz beharrte.

Schon einige Tage vorher war eine Communication zwischen beiden Lägern gewesen, und man hatte in geheim Unterhandlungen gepflogen. Verschiedene Befehlshaber von Nazir-jings Armee hatten den Murzasa-jing versichert, daß, wann er sich unterwürfe, sie seine Person beschützen und den Tractat garantiren wollten, den er mit seinem Onkel machen würde; da er sich aber auf Dupleir und die französischen Truppen verließ, so wollte er von keiner Unterwerfung hören. Nunmehr aber war keine Zeit zu verlieren, da man überzeugt war, daß die Folgen des Rückzugs der Franzosen sich in wenig Stunden äußern, das ganze Heer für seine Sicherheit sorgen, und entweder fliehen oder zum Nazir-jing übergehn würde. Chunda-sahab, der alles von dem Zorn des Nazir-jing zu befürchten hatte, begleitete die Franzosen nach Pondichern. Dennoch war Murzasa-jing unentschlossen. Seine vornehmsten Offiziers stellten ihm die unauslöschliche Schande vor, mit der großen Reichsfahne, die er bey sich hatte, zu fliehen; denn es herrscht ein Vorurtheil, daß man unter dem Schutze dieses Panners nicht fliehen darf. Er schlug daher ab, den Chunda-sahab zu begleiten, verließ sich auf die Versprechungen von Nazir-jings Feldherren, und schickte

Abgeordnete in das feindliche Lager, mit Vorschlägen sich zu unterwerfen. Nach diesen traurigen Berathschlagungen, denen Chunda-fahab noch beygewohnt hatte, nahmen die beiden Freunde von einander den zärtlichsten Abschied, mit der Hoffnung sich in einer glücklichern Stunde wieder zu sehn; sie schieden mit wechselseitigen Betheurungen einer ewigen Freundschaft, die, so selten sie auch unter den Fürsten in Indostan ist, doch hier aufrichtig war. Die französischen Truppen, nebst einem kleinen Corps von Chunda-fahabs Reiterey, verließen ganz in der Stille um Mitternacht das Lager, und zwar in solcher Verwirrung, daß sie 40 Kanonier mit eilf Kanonen zurückließen.

Die Abgeordneten des Murzafa-jing wurden in Gegenwart aller Großen zum Nazir-jing geführt, der vor Freuden außer sich war, daß er seinen Neffen in seine Gewalt bekommen sollte, daher er kein Bedenken trug, auf den Koran zu schwören, ihn weder zum Gefangenen zu machen noch ihm die Statthalterschaft zu entziehen, die er bey seines Großvaters Lebzeiten besaß. Auf diese Versicherung verließ Murzafa-jing sein Lager, um seinem Onkel zu huldigen. Kaum aber näherte er sich dem Hauptquartier, als er in Verhaft genommen und in ein Zelt gebracht wurde, wo man ihm sogleich Ketten anlegte. Mittlerweile wurde sein Lager angegriffen, wo man wenig Widerstand that. Das Blutbad war erschrecklich, denn die Truppen des Subah gaben keinen Pardon. Ein Trupp Reiter fiel über die französischen Artilleristen her, die durch die unbegreifliche Nachlässigkeit der Ihrigen so

schändlich zurück gelassen worden waren, und hieb den größten Theil derselben nieder. Es wäre niemand davon gekommen, allein die Engländer entriessen einige ihrer Wuth, die aber fast alle verwundet waren. Die Maratten, unter Anführung des Morari-row, verfolgten das französische Corps, und erreichten es noch vor den Hecken von Pondichern. Auteuil stellte seine Truppen in ein Viereck, das Morari-row muthig angriff, und auch wirklich mit 15 Mann durchbrach, in der Meynung, daß ihm die andern folgen würden. Diese blieben aber zurück; er wurde im Augenblick umringt, und blos sein Muth rettete ihn aus dieser großen Gefahr; denn er hieb sich mit sechs Mann durch, nachdem neun an seiner Seite gefallen waren. Die Maratten führen fort die französischen Truppen zu beunruhigen, bis diese die besagten Hecken erreicht hatten; neunzehn Europäer wurden dabei getödtet, und der Verlust würde noch größer gewesen seyn, wenn Chunda-sahabs Reiterey nicht so tapfer bey diesem Rückzuge gefochten hätte.

Da nun die Armee des Murzafa-jing gänzlich zerstreut, und er selbst ein Gefangener war, so schien nunmehr alles dem Nazir-jing den ruhigen Besitz seiner Subahschafft zu versichern, aber seine Fähigkeiten waren einer so hohen Würde nicht angemessen, und die Verrätheren hatte bereits in seinem Cabinet ihren Sitz genommen. Die Nabobs von Cudapa, von Canoul und von Savanore waren die vornehmsten Fürsten, die ihn nach dem Carnatick begleitet hatten; sie waren alle drey von Geburt Pitaven, und be-

faßen die diesem Volke eigne Verwegenheit. Sie hatten die Aufforderung des Nazir-jing befolgt, und waren im Felde erschienen, in der Hoffnung, daß ihnen zur Belohnung ihrer Kriegsdienste gewisse ansehnliche Summen nachgelassen werden würden, die sie der mogulschen Schatzkammer noch bezahlen sollten; Nazir-jing aber, der ganz den Stolz eines Subah angenommen hatte, hörte sie nicht an, sondern behandelte sie als Lehnsassen, die nichts mehr als ihre Pflicht gethan hätten. Diese fehlgeschlagene Erwartung verursachte, daß sie eines Kriegs überdrüssig wurden, bei dem sie kein Interesse hatten, daher sie auch die ersten gewesen waren, die dem Murzasa-jing gerathen sich zu unterwerfen. Diese Absichten, eine Versöhnung zu befördern, hatten auch mehrere Große von Nazir-jings Hofe, worunter auch Schanavaze Khan, der vornehmste Minister, war. Allein diese wurden durch bessere Bewegungsgründe geleitet; denn da sie ihr Glück dem Nizam-almuluc zu verdanken hatten, so war ihnen sein Andenken zu heilig, daß sie nicht einen bürgerlichen Krieg zwischen seinem Sohne und Enkel mit Betrübniß hätten sehn sollen. Sowohl gegen diese Nabobs und Minister als gegen die Abgeordneten des Murzasa-jing hatte Nazir-jing die feyerlichsten Versprechen gegeben, seinem Neffen kein Leid zu thun; dennoch hatte er sie gebrochen, sobald dieser in seiner Gewalt war. Dieses bundbrüchige Betragen kränkte alle diejenigen empfindlich, die den Prinzen zur Unterwerfung berebt hatten. Die Minister begnügten sich, hierüber ihrem Herrn sanfte Vorstellungen zu thun, die pitanischen Nabobs hingegen klagten

laut über dieses Betragen, als über eine Beleidigung, die sie selbst beträfe, da sie sich für des Subahs Versprechen verbürgt hätten; und von diesem Augenblicke an machten sie unter sich einen geheimen Vertrag, um gewisse Entwürfe auszuführen; sie kamen dabei überein, keine weitem Spuren von Mißvergnügen zu zeigen, bis es Zeit seyn würde loszubrechen.

In Pondichery hatte der Rückzug der französischen Truppen, die Nachrichten von Murzafajings Gefangenschaft und der Zerstreuung seines Heers die größte Bestürzung erregt. Indessen war Dupleir, ob er gleich mehr als alle andre bey diesen schrecklichen Unfällen zu fürchten hatte, dennoch so sehr Meister seiner selbst, daß er seine Unruhe verbarg, und große Heiterkeit zeigte. Er befahl sogleich den Truppen, ein Lager im freyen Felde außerhalb den berufenen Hecken aufzuschlagen, und versähe sie mit andern Offiziers; die Auführer wurden in Verhaft genommen, und über den Befehlshaber Auteuil ließ er Kriegsrecht halten, weil er ohne Ordre das Heer der Bundesgenossen verlassen hatte. Durch diese muthvolle Thätigkeit belebte er die Truppen von neuem, und feuerte ihre Hoffnungen an. Er wußte, daß die Anzahl seiner Europäer, ohne von einer indischen Armee unterstützt zu seyn, nicht hinreichend war, um gegen die große Macht des Nazirjings Stand zu halten; allein seine Kenntniß von dem Charakter der Fürsten in Indostan ließ ihn hoffen, Factionen an dem Hofe des Subah zu entdecken, oder solche zu erzeugen, die, wenn sie mit Kunst behandelt würden, vielleicht die verzweiflungsvolle Lage des Murzafajing und Chundasahab endi-



gen Königen. Um daher Zeit zu gewinnen und Nachrichten einzuziehen, die ihm so nöthig waren, beschloß er eine Unterhandlung anzufangen. Er hatte einige Tage zuvor einen Brief an Nazir-jing geschrieben, worin er sich zum Frieden erbot, wenn Murzasa-jing seine vorige Statthalterschaft wieder erhielt, und Chunda-sahab im Besiz vom Carnatick gesetzt würde. Dieser Brief blieb unbeantwortet, ein Umstand, von dem Duplex den Nutzen zog, seine listige Correspondenz fortzusetzen. Er gab vor, daß der Rückzug der französischen Truppen auf seinen Befehl geschehen sey, in der Hoffnung dadurch den Frieden zu beschleunigen, wenn er einen so öffentlichen Beweis von seiner Abneigung gegen fernere Feindseligkeiten gäbe; und um Nazir-jing zu überführen, daß die Franzosen nicht die Flucht genommen, wie man in seinem Lager glaubte, so behauptete er lähn, daß sie ein großes Blutvergießen angerichtet, als man sie bey dem Rückzug angegriffen hätte. Ueberdem erinnerte er ihn an die Gastfretheit, die seine Schwester, die Mutter des Murzasa-jing, in Pondichern genossen; empfahl diesen Prinzen seiner Gnade, und bat um Erlaubniß, Gesandte an ihn schicken zu dürfen.

Nazir-jing bewilligte die Gesandtschaft anzunehmen. Es begaben sich daher zwey aus dem Conseil nach dem Lager, von denen einer mit der indostanischen und persischen Sprache sehr bekannt war; die einzigen Sprachen, deren man sich an den Höfen der muhamedanischen Fürsten in Indien bedient. Sie erhielten eine Ceremonien-Audienz, nach welcher sie mit den Ministern in Unterhandlung traten. Zuerst

geschahen hohe Forderungen, endlich aber thaten sie ihre letzten Vorschläge, daß nämlich die Staaten des Murzasa-jing dem Sohne dieses Prinzen so lange übergeben werden sollten, bis Nazir-jing mit dem Vater ausgeföhnt wäre, und daß Chunda-sahab zum Nabob vom Carnatic ernannt werden müßte. Die Minister, obgleich viele von ihnen dem Murzasa-jing wohlwollten, unterstanden sich doch nicht, ihrem Herrn diese Forderungen vorzutragen; sie sagten den Gesandten, daß die Ansprüche des Chunda-sahab um so weniger Statt fänden, da der Carnatic bereits dem Mahomed-Ally, dem Sohne des Anwar-odean Khan, gegeben worden sey. Die Gesandten verließen das Lager, nach einem Aufenthalt von acht Tagen, der dem Scheine nach fruchtlos, aber in der Wirklichkeit höchst vortheilhaft gewesen war, und völlig den Endzweck des Dupleix erreichte, Nazir-jings Hof kennen zu lernen, und einen Briefwechsel mit den mißvergnügten Nabobs zu gründen.

Das geheimnißvolle Betragen der französischen Abgeordneten blieb nicht ohne Verdacht, und der Major Lawrence erhielt Nachricht, daß eine Verschwörung gegen den Subah auf dem Tapet sey, in welcher Schanabaze Khan, der vornehmste Minister, mit einstimme. Der letzte Theil der Nachricht war falsch, und der erste Theil konnte nicht erwiesen werden; dennoch verlangte Lawrence Audienz, und bemühte sich, Nazir-jing mit dem Gehörten bekannt zu machen; sein Dolmetscher aber hatte nicht den Muth, eine Erklärung zu thun, die ihm wahrscheinlich das Leben gekostet hätte, und verdolmetschte daher ganz andre

Dinge. Es war keine andre Methode möglich, ihm diese Nachricht bezubringen, weil die Würde eines Subah nicht erlaubte, geradezu an ihn Briefe zu schicken, und niemand zu einer Privataudienz gelassen wurde, als sein vornehmster Minister, der hier mit in der Anklage verwickelt war, oder die Hofbedienten, die ganz von diesem Minister abhingen.

Nach der Rückkehr der Abgeordneten fing Chundasahab an Truppen zu werben, und Dupleix glaubte, daß es nöthig sey, den Ruhm der französischen Waffen durch eine Unternehmung wieder herzustellen, die seine Bundesgenossen in Nazirjings Lager überzeugen könnte, daß er entschlossen wäre, den Krieg fortzusetzen. Auteuil, der das Commando wieder übernommen hatte, brach in der Nacht mit den Franzosen auf, und überfiel einen Theil des Lagers, in welches sie ohne Widerstand eindrangen; denn nach indischer Gewohnheit halten die Soldaten ihre Hauptmahlzeiten in der Nacht, und nachher nehmen sie Opium oder andre schlafmachende Mittel, da denn das ganze Lager gegen Morgen sich in einem so tiefen Schlaf befindet, daß eine Handvoll entschlossener Leute tausend niedermachen können, bevor diese munter werden.

Der Major Lawrence war mit den Engländern noch immer im Lager, und lag dem Nazirjing an, das Geschenk zu bestätigen, das Mahomed-Allh, jetziger Nabob vom Carnatick, der ostindischen Compagnie mit einem Strich Landes bey Madras, als eine Belohnung für den Beystand ihrer Truppen, gemacht hatte. Der Subah hatte oft versprochen dies Gesuch zu bewilligen, allein sein Minister Schanavaze Khan verhinderte die

Ausfertigung des Firmans, weil er diese Cession der Majestät des Reichs unwürdig hielt. Lawrence, dieser Verzögerung überdrüssig, drang auf eine entscheidende Antwort, worauf man ihm alle Befriedigung versprach, wenn er mit den englischen Truppen nach Arcot marschiren wollte, als wohin Nazir-jing entschlossen war sich mit seinem ganzen Heere zu begeben. Diesen Antrag konnte er nicht wohl eingehn, aus Besorgniß, daß in seiner Abwesenheit die Franzosen und Chunda-sahab etwas Nachtheiliges gegen die englischen Besitzungen unternehmen möchten. Er bemühte sich daher, den Subah von diesem Vorhaben abzubringen, indem er ihm vorstellte, daß die Feinde hiedurch Gelegenheit bekommen würden, ihre Macht zu verstärken, und neue Feindseligkeiten auszuüben; dagegen wenn er in der Nähe von Pondichery bliebe, könnte er ihnen alle Gemeinschaft mit den umliegenden Provinzen abschneiden, und sie so in die Enge treiben, daß sie genöthigt würden, alles einzugehn. Diese Vorstellungen waren fruchtlos, daher Lawrence mit seinen Truppen nach dem Fort St David zurück marschirte. Gegen Ende des Aprils brach Nazir-jing auch aus seinem Lager bey Baldore auf, und nahm seinen Zug nach Arcot.

Von hieraus schickte er Befehl nach Masilipatnam, die dortigen der französischen Compagnie gehörigen Häuser und Güter in Beschlag zu nehmen; ein gleicher Befehl ging nach Nanam, einer andern Stadt, die voller Manufacturen ist. Dieses geschah ohne Gewaltthätigkeit und Plünderungen, auch war der Schaden nicht beträchtlich. Dupleir aber, der den vertheidigt

gungstosen Zustand von Masulipatnam kannte, beschloß sich zu rächen, und die Stadt anzugreifen, deren Besiß schon längst zu seinem Plan gehört hatte, daher auch Murzafa-jing ihm hatte versprechen müssen, sie der französischen Compagnie zu überlassen. Dieser Ort liegt an der Mündung des Flusses Kristna, und ist der Seehafen von Golconda und der westlichen Provinzen in diesem Theile der Halbinsel; sie war ehemals der größte Handelsplatz, und eine der reichsten und volkreichsten Städte in Indostan. Das Wort Patnam bedeutet eine Stadt; dieser Umstand ist einigen neuern Schriftstellern unbekannt gewesen, die durch den großen Ruf des Orts verführt wurden, und sich daher nicht lange bedachten, die ganze pitanische Nation, wie auch eine Dynastie Delhischer Könige von einer arabischen Colonie abzuleiten, die, wie sie sagen, vor 400 Jahren Masulipatnam gründete. Die Stadt hat noch heut zu Tage einen beträchtlichen Handel, und ist wegen ihrer gemakten Zeugmanufacturen berühmt; denn die Pflanzen, aus welchen die Farben gezogen werden, wachsen nirgends in solcher Vollkommenheit, als in dieser Gegend. Im Anfange des Julius langte hier ein französisches Detaschement von 200 Europäern und 300 Sepoys in der Nacht an, und über-rumpelten die Stadt ohne viel Mühe, die sie sodann in einen bessern Vertheidigungsstand setzten.

Während dieser Zeit standen die französischen Truppen immer noch in ihrem alten Lager, sie hatten solches dem Subah gleichsam zum Troß auf dem neuen Territorio aufgeschlagen, das ihnen von Murzafa-jing überlassen worden war. Diese Besetzung

aber wurde von Nazir-jing übersehn, der die Gefangenheit seines Neffen für eine hinreichende Sicherheit wider fernere Unruhen hielt, und sich daher ganz seinen Lieblingsvergnügungen, den Weibern und der Jagd, überließ. Er gab sich zwar mit Regierungsgeschäften nicht sehr ab, dennoch entschied er ohne Unterzückung, wenn ihm seine Minister etwas vortrugen, und seine Befehle, sie mochten noch so abgeschmackt seyn, waren ungederrusslich. Sein Eigensinn verdroß seine eifrigsten Anhänger, und seine Trägheit machte ihn seinen Feinden verächtlich. Die pitanißhen Nabobs schmeichelten sich bey ihm dadurch ein, daß sie ihn zu seinem lusterleben aufmunterten, woben sie zu gleicher Zeit dem Dupleir anlagen, loszubrechen.

Dupleir folgte ihrem Rath, und ließ durch 500 Europäer die Pagode Trivadi angreifen, die 15 englische Meilen vom Fort St. David lag. Man nahm sie ohne Widerstand ein. Diese Pagode diente zur Citadelle einer großen Stadt, und der Besiß derselben setzte die Franzosen in den Stand, die Einkünfte des Districts einzusammeln. Sie drangen weiter bis zum Fluß Pannar vor; dieses beunruhigte den Mahomed-Allly, der den Subah um Erlaubniß bat, ins Feld zu rücken, und die Länder zu vertheidigen, die er ihm gegeben hätte; woben er versicherte, daß die Engländer wegen ihres eignen Interesse sich mit seinen Truppen vereinigen würden. Nazir-jing war so sehr gegen die Engländer aufgebracht, weil sie ihn nicht hatten nach Arcot begleiten wollen, daß man Mühe brauchte ihn zu bewegen, seinem Vasallen zu erlauben,

sich ihrer Hülfe zu bedienen. Die Engländer hatten das Versprechen von Mahomed-Ally erhalten, daß er alle Kosten bey dieser Expedition tragen wollte, und ließen also 400 Europäer und 1500 Sepoys ins Feld rücken; sie stießen zur Armee des Nabobs, die 20,000 Mann stark war, von denen mehr als die Hälfte zu Nazirjings Truppen gehörten.

Die Franzosen hatten sich an dem Ufer des Flusses Pannar in einem Walde gelagert und stark verschanzt. Um sie aus diesem Posten herauszuziehen, rückte man auf Trivadi los, und foderte die Besatzung auf, die aber von keiner Uebergabe hören wollte. Der englische Befehlshaber, Capitain Cope, rieth dem Nabob, die Mauern durch seine Truppen bestürmen zu lassen, während der Zeit die Engländer die Thore einschießen sollten. Der Nabob war es zufrieden, allein seine Truppen wollten sich diesem gefährlichen Versuche nicht unterziehen; die Armee marschirte also nach den französischen Verschanzungen zurück, und stellte sich unter den Kanonen in Schlachordnung. Der französische Befehlshaber aber schickte einen Offizier an die Engländer mit der Erklärung, daß, wenn sie sich nicht sogleich entfernten, er genöthigt seyn würde, auf sie zu feuern. Capitain Cope erwiederte, daß die Engländer Bundesgenossen des Nabobs wären, ihn als solche in seinen Staaten begleiteten, und ihm ihre Hülfe wider alle diejenigen versprochen hätten, die sich seiner rechtmäßigen Autorität widersetzen würden. Kaum war der Offizier zurück, als die Franzosen auf die englischen Truppen zu feuern anfangen. Diese antworteten, und so dauerte das Feuer

bis in die Nacht, da sich denn die Engländer mit einem Verlust von 10 Europäern und 50 Sepoys zurück zogen; von des Nabobs Armee waren 200 getödtet worden; die Franzosen hingegen, durch ihre Verschanzungen gedeckt, hatten nur einen sehr geringen Verlust. Dieser üble Erfolg schlug den Muth des Mahomed Ally so sehr nieder, als wenn er eine gänzliche Niederlage erlitten hätte, daher war er voller Angst und wollte sich durchaus zurück ziehn, unter dem Vorwande, daß seine Armee nicht subsistiren könnte, weil alle Provisionen von Arcot kommen müßten, und diese Transporte leicht den Franzosen in die Hände fallen dürften. Wenn die Engländer bey diesem Rückzuge den Nabob begleiteten, so hatten sie ihm keinen andern Dienst gethan, als den Zug seiner Armee zu vergrößern; dieses war auch die Hauptabsicht des Nabobs, der sich mit seinen europäischen Allirten brüsten wollte. Cope aber hatte Befehl, sich nicht weit von den französischen Posten zu entfernen, damit seine Communication vom Fort St. David nicht abgeschnitten würde; desgleichen war ihm aufgegeben, alles anzuwenden, damit es zu einem Treffen käme; er bestand daher darauf, daß der Nabob zwischen dem Feinde und Pondichery sein Lager nehmen sollte. Es war unmöglich, zwey so entgegengesetzte Meinungen zu vereinigen; dieser Umstand brachte den Nabob so sehr wider seine Bundsgenossen auf, daß, als diese die verabredeten Kriegskosten verlangten, er anfangs allerhand Entschuldigungen machte, und endlich geradezu erklärte, daß er kein Geld hätte. Er gab vor, seine Schatzkammer sey leer, weil er dem Nazir-jing



zwey Millionen Rupien gegeben hätte. Der Major Lawrence, der im Fort St. David commandirte, und nicht allein der vornehmste Offizier, sondern auch Interims-Gouverneur des Etablissements war, hielt sich durch diese Treulosigkeit des Nabobs so beleidigt, daß er sogleich die englischen Truppen zurück rief, die auch den 19ten August im Fort St. David wieder eintrafen.

Raum waren sie abmarschirt, als die Franzosen ihre Verschanzungen bey Baldore verließen, und sich mit den Truppen in Trivadi vereinigten. Ihre jetzt zusammen gezogene Macht bestand in 1800 Europäern, 2500 Seponys und 1000 Mann Cavallerie, die Chunda-sah anführte, nebst zwölf Kanonen. Die Armee des Mahomed-Alli war 5000 Mann Infanterie und 15000 Mann Cavallerie stark. Diese letztre anstatt in der Ebene zu stehn, war hinter Verschanzungen gelagert, und diese Verschanzungen waren von allen Kanonen entblößt, da man solche in die Zwischenräume gestellt hatte; im Rücken des Heers war ein Fluß. Es war am 21sten August, als die Franzosen anrückten, diese unsinnige Stellung anzugreifen. Man stürmte die Verschanzungen, die Vertheidigete flohen, und ließen ihre Kanonen im Stich, die nun auf die in Unordnung gebrachte Cavallerie gerichtet wurden. Alles suchte sich jetzt zu retten, viele stürzten sich in den Fluß und ersoffen. Der durch seltenen Geiz gestrafte Nabob entkam mit großer Mühe, und erreichte Arcot nur von drey Personen begleitet. Ohne die Ertrunkenen, fand man im Lager beynah 1000 Tode; die Franzosen verloren nicht einen einzigen Mann, sie hatten nicht einmal einen Verwundeten.

Selbst dieser Sieg war nicht vermögend, den Nazir-jing aus seiner Trägheit in Arcot zu reissen. Dupleir beschloß, diese Unthätigkeit und die allgemeine Verstärkung zu nutzen, welche durch diese Schlacht in alle benachbarten Provinzen verbreitet worden war; er befahl daher den französischen Truppen Gingee anzugreifen. Dieser Ort war ehemals die Residenz von einem Stamme marattischer Könige, deren Staaten sich von hier bis ans Königreich Tanjore erstreckten; von ihnen stammte auch der berühmte Sevagy ab. Die Festungswerke hatten die Kennzeichen von dem militärischen Charakter dieser Nation. Eine starke mit vielen Thürmen flankirte Mauer hatte einen Umfang von drey englischen Meilen, und schloß drey Berge ein, die einen Triangel bilden; sie sind alle steil und geborsten, und haben auf den Gipfeln große, stark besetzte Forts. Außerdem befinden sich noch andre Festungswerke auf dem Abhange der Berge. In der Ebene ist eine große Stadt. Die Indier, welche keine Festungen für ansehnlich halten, wenn sie nicht auf steilen Anhöhen liegen, haben immer Gingee als die stärkste Festung im Carnatick betrachtet.

Der Oberste von Bussy machte mit 250 Europäern und 1200 Sepoys den Vortrab, um zu versuchen, ob man den Ort nicht überrumpeln könnte, er fand aber bey der Ankunft 5000 Mann, die aus dem Treffen von Trivadi entflohen waren, und sich hier unter den Mauern gelagert hatten; sie waren auch mit Kanonen versehen, die von Europäern bedient wurden. Er wartete daher, bis die übrigen franzö-

sthen Truppen in der Nähe waren, da er denn die Feinde angriff, die wenig Widerstand thaten. Die Europäer, die sich zur Bedienung der Artillerie hatten dinge lassen, wurden fast alle niedergehauen. Ein Stadthor wurde darauf vermittelst einer Petarde gesprengt, und die Franzosen rückten mit aller ihrer Artillerie und Bagage in die Stadt, woselbst sie sich barricadirten. In dieser Lage waren sie einem beständigen Feuer von den drey Bergen ausgesetzt. Die Mohren warfen auch eine große Menge Raketen in die Stadt, um sie in Brand zu stecken. Die Franzosen bombardirten die Forts aus kleinen Mörsern die ganze Nacht durch, bis der Mond unterging; dieses war das Signal die Berge zu stürmen. Niemand als Europäer wurden zu dieser kühnen Unternehmung gebraucht, die alle drey Berge zu gleicher Zeit ansehn, und Eine Redoute nach der Andern mit dem Degen in der Faust eroberten, bis sie die Hügel erreichten, die mehr als alles andre besetzt waren; dennoch petardirten sie die Thore, und als der Tag anbrach, fanden sie sich im Besiz von allen drey Bergen, mit einem Verlust von nicht mehr als zwanzig Mann. Da sie bey Tage die überwundenen Schwierigkeiten betrachteten, so wußten sie nicht, ob sie mehr über die Geschwindigkeit, womit sie die Unternehmung ausgeführt, oder über die außerordentliche Feigheit der Vertheidiger erstauen sollten. Es ist indessen zu vermuthen, daß der Versuch bey Tage nicht geglückt haben würde; allein weder Anzahl noch feste Lage kann das Schrecken der Mohren sowohl als Indier mindern, wenn sie bey Nacht angefallen werden.

Der große Ruf der Festigkeit von Gingee erhob natürlich den Ruhm der französischen Tapferkeit; und dieser so bedeutende Verlust ermunterte endlich den Nazir-jing aus seiner Schlassucht; er sah ein, daß es hohe Zeit sey, einem Feinde Schranken zu setzen, der alles zu unternehmen fähig schien. Nach seiner Ankunft in Arcot hatte er den größten Theil seiner Truppen nach Golconda zurückgeschickt, und auch viele Najahs mit ihren Soldaten wieder nach Hause ziehen lassen. Nunmehr rief er alle diese Truppen zurück. Indessen hoffte er, daß die Nachricht von diesen Zurüstungen, mit Anerbietung gewisser Vortheile verbunden, die Franzosen dahin vermögen dürfte, die Waffen niederzulegen; er beschloß daher, den Weg der Unterhandlung zu versuchen, bevor er ins Feld rückte, und schickte deshalb zwey Abgeordnete nach Pondichery. Dupleix spannte nun die Saiten ziemlich hoch, und verlangte nicht allein die Befreyung des Murzafa-jing und die Wiedereinsetzung in seine Staaten, desgleichen für den Chunda-sahab die Narbobschaft vom Carnatick, sondern auch, daß die Stadt Masulipatnam nebst allen dazu gehörigen Ländereyen der französischen Compagnie abgetreten werden, und ihre Truppen so lange im Besiß von Gingee bleiben sollten, bis der Subah nach Aurenghabad zurückgekehrt sey.

Dupleix konnte natürlich nicht erwarten, daß Nazir-jing diese hohen Forderungen eingehn würde, auch hatte er dabey keine andere Absicht, als ihn zu bewegen ins Feld zu rücken, denn nur im Felde allein war es, wo er seine Entwürfe gegen ihn ausführen

konnte. Er irrte sich nicht, denn Nazir-jing ließ seine Truppen nach Gingee marschiren, und gegen Ende des Septembers traf er bey ihnen in Person ein. Sein Heer war nun bey weitem nicht so stark, als im Anfange des Jahrs, da er im Carnatick erschien; denn sehr wenige von den zurückgesandten indischen Fürsten fanden sich mit ihren Soldaten wieder ein, und die Truppen aus Golconda waren in einer zu großen Entfernung, um die Provinz Arcot noch vor der regnlichsten Jahreszeit erreichen zu können. Dennoch bestand seine Armee aus 60,000 Mann Infanterie, 45,000 Mann Cavallerie, 700 Elephanten und 360 Kanonen, und mit dem Troß, der bey einem indischen Heer immer stärker als die Anzahl der Soldaten selbst ist, waren hier an 300,000 Menschen versammelt. Dieses große Heer bewegte sich ungemein langsam, und brachte über dreyßig englische Meilen funfzehn Tage zu; man war noch sechszehn Meilen von Gingee entfernt, als das Regenwetter einfiel, und zwar mit solcher Hestigkeit, daß das ganze Land überschwemmt wurde. Der Gedanke von der großen Schande, wenn es das Ansehn hätte, als ob die Reichsfahne sich zurückzöge, hielt den Nazir-jing ab, so gleich wieder nach Arcot zurückzugehn, so nöthig diese Maaßregel auch war, denn in Zeit von drey Tagen sahe sich seine Armee zwischen zwey Flüsse eingeschlossen, die man bey der Ueberschwemmung kaum passiren konnte. Die Communication mit den benachbarten Ländern wurde alle Tage schwerer, und die Lebensmittel wurden feltner; auch litten die Truppen sehr viel von dem übseln Wetter, das ganze Lager war mit Kranken an-

gefüllt, und keine Hoffnung vorhanden, daß diese Unfälle eher als im December, bey der D<sup>er</sup> sehr der schönen Witterung, aufhören würden. Nazir-jing wurde bey diesen Hindernissen sehr ungeduldig, da sie einen Krieg verlängerten, womit er schon ein Jahr zugebracht, und diese Zeit über sich von seinen andern weitläufigen Staaten hatte entfernt halten mußten. Der Wunsch den Carnatick zu verlassen stellte sich auf einmal bey ihm ein, und wurde so lebhaft, daß er mit Dupleir wieder die Unterhandlung erneuerte, und ihm alle verlangte Cessionen bewilligte, jedoch mit der Bedingung, daß die Compagnie die Länderen als ihm untergeordnete Reichsvasallen besitzen sollte.

Dupleir, der den Werth der Versprechungen der Fürsten in Indostan kannte, gab wegen dieser Anerbietungen seine geheimen Verbindungen mit den mißvergnügten Großen in der Armee des Subah nicht auf, dabey aber verließ er sich auf diese doch nicht so sehr, daß er die Unterhandlungen mit Nazir-jing hätte ausschlagen sollen. Mittlerweile war der December gekommen, das Regenwetter hatte aufgehört, und der wichtige Augenblick war da, wo er durchaus zwischen diesen beiden sehr verschiedenen Methoden seine Absichten zu erreichen wählen mußte.

Seine Verbindungen mit den pitanischen Nabobs hatten nun sieben Monate gedauert, und durch diese waren noch zwanzig andre vornehme Befehlshaber bey der Armee in die Verschwörung gezogen worden, so daß die Verschwornen Meißter des halben Heers waren. Sie stellten Dupleir vor, daß durch

eine Art von Wunder das Geheimniß von so Vielen, und dies in so langer Zeit bewahrt worden sey, daß aber jetzt jede Stunde gefahrvoll wäre, weil sie nunmehr täglich einer Anzahl von niedern Offiziers sich entdecken müßten, um ihrer Mitwirkung versichert zu seyn. Zu eben der Zeit langten Abgeordnete vom Subah in Pondichery an, die aufs feyerlichste versicherten, daß Nazir-jing sogleich den Tractat unterzeichnen, sein Lager aufheben, und den Carnatic verlassen würde.

Da Dupleir in jedem dieser Fälle seine Absicht erreichte, so überließ er dem Zufalle die Entscheidung. Er drang bey den Abgeordneten auf den Tractat, und gab zu gleicher Zeit den französischen Truppen in Gingee Befehl, den Augenblick aufzubrechen, sobald die conföderirten Fürsten Nachricht senden würden, daß alles zur Ausführung ihres Entwurfs bereit sey. Diese Nachricht der Nabobs kam früher nach Gingee, als die Ratification des vorerwähnten Tractats.

Es war der 4te December, als der französische Commandant in Gingee, la Touche, mit 800 Europäern, 3000 Sepoys und 10 Kanonen aufbrach. Den Soldaten wurden einige Winke gegeben, ihnen Muth einzuffößen, allein der Plan selbst ward bloß einigen der vornehmsten Offiziers mitgetheilt. Die Truppen erreichten Nazir-jings Lager nach einem Marsch von 16 englischen Meilen den folgenden Morgen mit Tagesanbruch; es erstreckte sich auf 18 Meilen, da ein jeder Nabob und Raja ein abgesondertes Quartier hatte. Ein Trupp von Reitern, welche die Runde machten, entdeckte die Franzosen und allarmirte die Vorposten;

die aber bald über den Haufen geworfen wurden. Man rückte gerade aufs Hauptquartier los, wo sich 25000 Mann mit der ganzen Artillerie befanden. Hier wurde das Gefecht ernsthaft, weil alle dem Nazir-jing ergebene Feldherrn eiligst ihre Truppen hieher sandten, so daß, wenn ein Corps zurückgeschlagen war, ein anders vorrückte, und die Feinde sich beständig mehrten. Nie erfuhren die Franzosen besser die Vortheile wohlbedienter Kanonen, denn diese allein hielten die Anfälle der Reiterrey auf, die sonst wahrscheinlich die Linien durchbrochen haben würde. Da sie so umringt waren, geschahen ihre Bewegungen im Lager nur sehr langsam; in drey Stunden hatten sie nicht mehr als drey englische Meilen gemacht. Beynahe die Hälfte der Armee war von ihnen zurückgeschlagen worden, als sie in einiger Entfernung eine ungeheure Linie von Fußvolk und Reiterrey gewahr wurden, die unabsehbar war, und in Schlachtordnung stand. Die Franzosen fingen schon an den Muth zu verlieren, da diese fürchterliche Macht ihnen alle Hoffnung zum Siege zu benehmen schien; als sie im Mittelpunct der Linie einen Elephanten mit einer weißen Fahne wahrnahmen. Dieses war das abgeredte Zeichen der Conföderirten; man that es den Truppen kund, die ein großes Freudengeschrey erschallen ließen. Es wurde Halt gemacht, bis man nähere Nachricht von den pitanischen Nabobs erhalten würde, deren Fahnen man in der Ferne entdeckte.

Nazir-jing, der den Tag zuvor den Tractat mit Duplex ratificirt und nach Pondichery geschickt hatte, wollte es durchaus nicht glauben, als man ihm meldete,



daß sein Lager von den Franzosen angegriffen würde; als er aber davon überzeugt war, so wurde sein Stolz rege, und sein natürlicher Muth erwachte, da er keine Gefahr von einer Handvoll Leute fürchtete; er nannte ihren Angriff „die Kaseren besoffner Euro-  
 „päer.“ Er befahl seinen Feldherren, die um ihn waren, sie alle in Stücken zu hauen, zu gleicher Zeit gab er auch Befehl, dem Murzafajing den Kopf abzuschlagen, und ihm solchen zu bringen. Alle Augenblicke langten Boten an, um ihm die Progressen der Franzosen zu melden, und da er sich erkundigte, welche Anstalten die Nabobs gegen den Feind machten, so hörte er, daß die Truppen von Cubapa, Canoul, Savanore und von Mysore nebst 20,000 Mann in Schlachtordnung ständen, allein noch nicht vorgerückt wären, den Feind zurück zu schlagen. Der Subah, durch diese Unthätigkeit wütend gemacht, bestieg seinen Elephanten, und näherte sich, von seiner Leibwache begleitet, diesen Truppen. Die ersten, die er erreichte, waren die Cubapaschen mit ihrem Nabob an der Spitze. Nazir-jing stog auf ihn zu, und nannte ihn einen feigherzigen Buben, der sich nicht getraute, die mogulsche Fahne gegen so verächtliche Feinde zu vertheidigen. Der Verräther erwiderte, daß er keinen Feind kenne, als Nazir-jing, woben er zugleich einem Soldaten, der bey ihm auf seinem Elephanten saß, das verabredete Signal zum Feuern gab. Der Schuß fehlte, worauf der Nabob selbst einen Carabiner losdrückte, der mit zwey Kugeln das Herz des unglücklichen Nazir-jing durchbohrte. Er fiel todt von seinem Elephanten zur Erde. Seine Leibwache

wurde bey dieser Mordthat so bestürzt, daß nur wenige versuchten sie zu rächen, und diese wenige wurden bald zerstreut oder niedergehauen; Der Nabob von Eudapa ließ den Kopf des Subah vom Kumpf sondern, und eilte damit zum Zeit des Murzasa - jing, für dessen Rettung er auch schon besorgt gewesen war; denn auch der bey ihm wachhabende Offizier war mit zu der Verschwörung gezogen worden. Er fand ihn bereits von seinen Fesseln befreyt, die er nun sieben Monate getragen hatte, und begrüßte ihn als Subah von Decan. Zur Bestätigung dieser Würde überreichte er ihm den Kopf seines Onkels; Murzasa - jing ließ solchen auf eine Stange stecken, und zum Heer der Conföderirten bringen, wohin er sich auch sofort selbst begab.

Diese große Neuigkeit hatte sich schon überall vermöge weißer Fähnlein ausgebreitet. La Touche entdeckte diese Signale, da er kaum Halt gemacht hatte. Wenig Minuten nachher langte im vollen Galop ein von Murzasa - jing abgeschickter Reiter mit dieser freudigen Botschaft bey ihm an, worauf der Oberste von Bussy sogleich sich zum neuen Subah verfügte, um ihm im Namen der Franzosen Glück zu wünschen und seine Befehle zu hören. Sobald der Tod des Nazir - jing unter seinen eignen Truppen bekannt wurde, kam der größte Theil derselben in Schaaren angezogen, um seinem Nachfolger zu huldigen, so daß um neun Uhr des Morgens schon jedes Schwert in seiner Scheide stach, ob sich gleich drey Brüder des ermordeten Fürsten im Lager befanden. Der neue Subah begab sich nach dem großen Staatszelt, wo ihm die

vornehmsten Befehlshaber und Fürsten huldigten. Der oberste Minister, Schanavaze Khan, war jedoch nicht unter dieser Zahl, weil er den Zorn des Murzafajing wegen seiner langen Gefangenschaft fürchtete; er flohe daher nach dem Fort Chittapet. Noch größere Furcht aber hatte Mahomed-Alli, der erklärte Rival des Chunda-sahab, der sich glücklicherweise mit seinen Truppen in einiger Entfernung von dieser Scene befand. Kaum hörte er die für ihn so schreckliche Nachricht, als er sich sogleich auf sein schnellstes Pferd warf, und, nur von einigen Getreuen begleitet, Tritchinapoly zu erreichen suchte.

Gegen Abend verfügte sich la Touche mit allen französischen Offiziers in Ceremonie zum Murzafajing, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Er empfing sie mit solchen Zeichen der Dankbarkeit, die ihres großen Dienstes würdig waren. Die orientallischen Complimente, wodurch ihre Tapferkeit bis in die Wolken erhoben wurde, waren für diesmal auf Wahrheit gegründet; denn, die Eroberungen von Mexico und Peru durch Cortez und Pizarro ausgenommen, entschied nie eine so geringe Anzahl Soldaten das Schicksal so vieler großen Länder.

Die Staaten des Groß-Moguls bestehen aus zweyundzwanzig Provinzen; sechs derselben, die mehr als ein Drittheil des Reichs betragen, machen die Subahschafft von Decan aus. Der Unterkönig dieser Abtheilung führt außer dem Titel Subah noch einen andern wichtigern, nämlich Regulator des Reichs. Seine Herrschaft erstreckt sich von Drampore bis zum Vorgebirge Comorin. Golconda, eine dieser Pro-

vinzen, enthält die Nabobschaften von Arcot, Canoul, Eudapa, Raja-mandrum und Chicacole; überhaupt hat der Subah dreyßig Nabobs und verschiedene mächtige indische Könige, desgleichen viele andre kleinere Fürsten unter sich. Die ganze Volksmenge in Decan übersteigt fünfunddreyßig Millionen Menschen.

Von allen diesen Staaten sah sich Murzafajing jetzt Herr; er, der wenig Stunden zuvor ein Gefangener in Ketten, ja selbst zum Tode verurtheilt gewesen war. Er hatte dabey die größte Hoffnung sich im Besiß dieser Würde zu erhalten, da der oberste Bezirker in Delhi sein warmer Freund war. Die Sonne ging aber nicht unter, bevor diese schnelle Freude nicht durch große Unruhe geschwächt wurde; denn die pitaniſchen Nabobs verlangten mit Ungestüm ihre Belohnungen für den Antheil, den sie an dieser Revolution genommen hatten; diese Forderungen aber waren ganz ausschweifend, und den Grundsätzen der mogulschen Regierung gänzlich entgegen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Murzafajing während seiner Gefangenschaft alles versprach, was man nur verlangte, mit dem Vorbehalt, nicht mehr zu halten, als was die Nothwendigkeit erfordern würde. Die Gegenwart der französischen Truppen, die jetzt seine Person und seine Schätze bewachten, verursachte, daß er sich eben nicht vor den Nabobs fürchtete; um sie jedoch nicht durch positive abschlägige Antworten aufzubringen, so sagte er ihnen, daß seine Verbindungen mit der französischen Nation ihm nicht erlaubten, etwas ohne das Gutachten ihres Statthalters Duplexir zu be-

schließen, wobey er ihnen versicherte, daß alles zu ihrer Zufriedenheit in Pondichery festgesetzt werden sollte.

Hier war mittlerweile die Nachricht von dem Tode Nazir-jings und der Thronbesteigung seines Neffen angekommen. Chunda-sahab erfuhr sie zuerst, und wurde so davon hingerissen, daß er alle Ceremonien bey Seite setzte, ohne Gefolge, das sonst von einem indischen Fürsten unzertrennlich ist, nach dem Palast der Regierung lief, und Dupleir diese glückliche Neuigkeit mittheilte. Sie umarmten einander aufs zärtlichste, und wünschten sich Glück. Das Freudengeschrey ertönte durch die Straßen, alle Kanonen in der Stadt wurden abgefeyert, und das Conseil sogleich versammelt. Den folgenden Tag wurde das Te Deum mit großer Feyerlichkeit gesungen, und drey Abgeordnete an Murzafa-jing abgeschickt, ihn zu complimentiren; diesen folgten zwey Tage darauf andre Abgeordnete mit Geschenken. Diese bestanden in sechs kostbaren Kleidern und einem Elephanten, der eine weiße Fahne trug. Die Fahne schien dem Murzafa-jing so sehr zu gefallen, daß er befahl, sie künftig allezeit in die Mitte der Reichs-Insignien zu stellen.

Er langte den 15ten December in der Nacht mit einem zahlreichen, prächtigen Gefolge vor den Thoren von Pondichery an, wo ihn Dupleir und Chunda-sahab unter einem Zelte empfingen. Man wollte, daß er seinen Einzug in die Stadt auf einem Elephanten machen sollte; allein das Thier war zu groß, um unter den Balken der Schlagbrücke durchgehen zu

können. Murzafa-jing bequeme sich also, sich in Dupleir Palankin tragen zu lassen. Der Zug ging nach dem Palast der Regierung, wo sie eine geheime Unterredung hatten, die sich vorzüglich auf die Forderungen der pitanischen Nabobs bezog; sodann begab er sich nach dem für ihn bestimmten Hause, wo er mit Ungeduld von seiner Mutter, seiner Gemahlin und seinem Sohne erwartet wurde.

Den folgenden Tag trafen auch die pitanischen Nabobs hier ein, und überließen es der Entscheidung des Dupleir, welche Belohnungen sie für ihre Dienste zu erwarten hätten. Sie verlangten, daß der von drey Jahren her rückständige Tribut ihnen erlassen, ihre Länder vergrößert, und alle insgesamt von fernern Tributem gänzlich befreuet werden sollten; überdem begehrtten sie die Hälfte aller Reichthümer, die Nazir-jing hinterlassen hätte.

Es war bekannt, daß alle Großen nur auf die Bewilligung dieser Forderungen lauerten, um darnach die ihrigen einrichten zu können. Hätte man die erstern eingeräumt, so würden alle Staaten von Decan nicht hinreichend gewesen seyn, die ausschweifenden Erwartungen der übrigen zu befriedigen; auf der andern Seite war eine Revolte zu befürchten, wenn man ihnen nicht Gehör gäbe. Dupleir setzte daher alle eigenen Angelegenheiten zurück, und beschäftigte sich einige Tage lang, blos die Pitanen zufrieden zu stellen. Er räumte die große Verbindlichkeit ein, die ihnen Murzafa-jing schuldig sey, behauptete aber dabey, daß die Franzosen so viel wie sie zur Revolution beigetragen hätten, und daher eben so außerordentliche

Belohnungen fordern könnten; thäte man dieses aber, so müßte die Würde des Subah aufhören. Zu gleicher Zeit wollte er ihnen das Beyspiel der Mäßigung geben, und sagte ihnen in der letzten Conferenz, daß er keinen andern Antheil an Murzasa-jings Schätzen zu haben wünschte, als nur so viel, wie der Subah in seiner jetzigen Lage entbehren könnte. Da die Pitanen ihn völlig entschlossen fanden, die Sache des Subah nachdrücklich zu unterstützen, so kamen sie unter sich überein, sich anzustellen, als ob sie mit seinen vorgeschlagenen Bedingungen endlich zufrieden wären. Diese enthielten, daß ihre Länder durch einige Districte, die aber lange nicht ihren Forderungen gemäß waren, vermehrt, und ihre Einkünfte noch überdem durch niedrig verpachtete Kronländer vergrößert werden sollten; auch sollten sie die Hälfte von allem baaren Gelde bekommen, das man in Nazir-jings Schatzkammer gefunden hatte, die Kleinodien aber behielt sich Murzasa-jing allein vor.

Diese Convention wurde von den Nabobs unterzeichnet, die sodann auf den Koran dem Subah ihren Huldigungseid ablegten, wobey sie erklärten, daß Nizam-al-muluck selbst nie von ihnen dieses Zeichen der Untwürdigkeit hätte erhalten können. Murzasa-jing dagegen schwur sie zu beschützen, so lange sie ihm und dem Reiche treu bleiben würden.

Alle Zwistigkeiten schienen nun geendigt zu seyn, und machten den Gastmählern und Festen Platz, wobey Dupleir keine Kosten sparte, um seinen Gästen einen hohen Begriff von der Größe seiner Nation beyzubringen. Mitten unter diesen Ergötzlichkeiten

geschah die feyerliche Ceremonie der Thronbesteigung des Subah mit dem größten Pomp. Dupleix spielte hiebei nächst dem Subah die vornehmste Rolle; denn in der Tracht eines muhamedanischen Fürsten von Indostan, worein ihn Murzafa - jing selbst eighändig gekleidet hatte, war er der erste, der ihm huldigte; worauf er denn zum mogulschen Statthalter aller Länder ernannt wurde, die südwärts vom Flusse Kristna liegen; ein Erbstrich, der fast so groß wie ganz Frankreich ist. Er erhielt auch den Titel eines Minsub, oder Befehlshabers von 7000 Reitern, nebst der Erlaubniß, unter seinen Fahnen eine derselben mit einem Fisch zu bezeichnen; beides waren Gnadenbezeugungen, die nur den Vornehmsten des Reichs bewilligt werden. Es wurde verordnet, daß im ganzen Carnatic kein Geld circuliren sollte, das nicht in Pondichery geschlagen wäre, und daß die mogulschen Einkünfte von allen unter Dupleix Statthalterschaft stehenden Ländern ihm zugeschickt werden sollten, um sie hernach dem Subah zu berechnen. Chunda - saheb wurde zum Nabob von Arcot und allen davon abhängenden Ländern ernannt. Alle mogulsche und indische Fürsten huldigten nunmehr auch, und brachten ihre Geschenke. Pensionen, Ehrentitel und Statthalterschaften wurden denjenigen gegeben, die zur Revolution beygetragen hatten. Keine dieser Belohnungen aber wurde ertheilt, wenn nicht die Bittschriften von Dupleix unterzeichnet waren.

Die unmittelbaren Vortheile, die durch diese Cessionen der französisch - ostindischen Compagnie zuwachsen, waren der Besitz von Ländereyen bey Pondi-



Herz, die jährlich 96000 Rupien einbrachten, ferner von andern bey Karikal, im Königreich Tanjore gelegenen, deren Einkünfte 106000 betrugten, und der Stadt Masulipatnam, die alle Jahre 144000 Rupien abwarf, in allem 38000 Pf. St. Dennoch waren diese Vortheile nur geringe in Vergleich mit denen, die Dupleir noch von seiner ausgedehnten Auctorität zu erlangen hoffte. Obgleich nicht eine einzige von allen Bewilligungen nach der Staatsverfassung des mogulischen Reichs gültig seyn konnte, bis sie der Kaiser bestätigt hatte, so trug er doch kein Bedenken sie als ein gesetzmäßig erlangtes Eigenthum zu betrachten. Indessen so ungewiß auch der Besitz dieser Vortheile war, so dienten sie doch sehr, die Wichtigkeit des Dupleir in einem Lande zu vermehren, wo der Subah mehr geehrt wird, als der Großmogul selbst. Diese Cessionen setzten auch den Mahomed-Alli in Bestürzung, der aus Trichinapoli einen Abgeordneten an Dupleir schickte, um mit ihm wegen der Uebergabe der Stadt zu tractiren, woben er sich erbot, alle Ansprüche auf die Nabobschaft von Arcot aufzugeben, wenn Murzasa-jing ihm seine Schätze lassen, seine Rechnung von seines Vaters Administration fodern, und ihm eine andre Statthalterschaft in Golconda geben wollte. Dupleir räumte diese Bedingungen ein, und glaubte, daß sie keinen Anstand finden würden; so daß nunmehr nichts die Abreise des Murzasa-jing nach Aurenghabad aufhielt, wo seine Gegenwart höchst nöthig war. Da das Ansehen und die Macht des Dupleir von der Erhaltung dieses Fürsten abhing, dessen Regierung, wie er besorgte, nicht

frey von Unruhen seyn würde, so schlug er vor, daß ein Corps französischer Truppen ihn begleiten sollte, bis er sich auf seinem Throne festgesetzt hätte. Dieses Anerbieten wurde mit Vergnügen angenommen.

Man rechnete die Schätze des Nazir-jing auf zwey Millionen Pf. St. und die Kleinsodien auf 500,000 Pf. St. Bey der Vertheilung dieser Reichthümer wurde Dupleix nicht vergessen, denn außer vielen Juwelen, erhielt er für seine Person an baarem Gelde 200,000 Pf. St. Murzasa-jing gab ferner 50,000 Pf. St. an die Truppen, die in der Schlacht bey Gingee gefochten hatten, desgleichen bezahlte er 50,000 Pf. St. in den Schatz der Compagnie für die Kriegskosten. Die lange Erfahrung des Schanavaze Khan in Regierungsgeschäften machte seine Kenntnisse dem neuen Regenten nothwendig, Murzasa-jing nahm ihn daher in seine Dienste, und vergab alles Vergangene.

Dupleix und der Subah schieben von einander unter wechselseitigen Versicherungen ewiger Dankbarkeit und Treue. Die Armee brach von Pondichery auf; die französischen Truppen unter Commando des Obersten von Bussy bestanden in 300 Europäern und 2000 Sepoys mit zehn Kanonen. Der Marsch ging ungestört fort, bis sie Cudapa erreichten. Hier entstand ein Streit zwischen einigen Reitern und den Bewohnern eines Dorfs, da denn die erstern mit der Zügellosigkeit, die den berittenen Soldaten in Indostan eigen ist, nicht allein dieses, sondern noch drey andre benachbarte Dörfer in Brand steckten. Der Nabob von Cudapa, unter dem Vorwande diese Beleidigung

zu rächen, befahl seinen Truppen, die Arrieregarde des Murzafasing anzufallen. Dies geschah, sie wurden aber zurückgeschlagen. Ihr Angriff, (ob durch Zufall oder aus Absicht, ist ungewiß,) war gegen den Theil des Heers gerichtet gewesen, wo sich die Weiber befanden, daher dieser Troß noch durch die bitterste Beleidigung vermehrt wurde, die man einem indischen Fürsten nur anthun konnte; weil selbst im Kriege Frauenspersonen vom Rang als geheiligt betrachtet werden. Sobald also der Subah diese tiefe Kränkung vernahm, ließ er das ganze Heer Halt machen, und setzte sich selbst an die Spitze einer Anzahl Truppen, um den Nabob von Cudapa anzugreifen. Bussy, dem aufgetragen war, soviel wie immer möglich, auf dem Marsche Feindseligkeiten zu verhindern, schlug sich ins Mittel, und brachte es, jedoch mit vieler Mühe, dahin, daß man erst den Nabob kommen lassen und um die Ursache seines Betragens fragen sollte. Es wurden sowohl von Murzafasing als von Bussy Boten an ihn abgeschickt; den erstern antwortete der Nabob, daß er ihren Herrn mit dem Schwert in der Faust erwartete, allein Bussy ließ er sagen, daß er bereit sey, sich dem Subah durch seine Vermittelung zu unterwerfen.

Die Verschiedenheit dieser Antworten brachte den Fürsten so auf, daß er nun durch nichts mehr aufgehalten werden konnte. Er sagte zu Bussy, der alles anwandte, seinen Zorn zu stillen, daß jeder Pitane in seinem Heer ein geborner Verräther sey. Die Wahrheit dieser Behauptung wurde in wenig Minuten bestätigt, denn die Nachricht kam, daß die Truppen

der drey Nabobs in Schlachtordnung ständen, daß sie vermöge ihrer Stellung im Stande wären einen hohen Weg zu vertheidigen, den die Armee passiren müßte, und daß sie Kanonen bey sich hätten, die schon vor einigen Tagen dahin geschafft worden wären. Diese Zurüstungen ließen keinen Zweifel übrig, daß die Rebellion der Nabobs überdacht sey, und in der That hatten sie solche bereits in der nämlichen Stunde verabredet, da sie in Pondichery den Huldigungsseid leisteten. Murzasa-jing voller Ungebuld eilte an der Spitze seiner Reiteren fort, ohne erst die Franzosen abzuwarten. Die Truppen der pitanischen Nabobs, ob sie gleich an Anzahl weit schwächer waren, hielten doch den Angriff aus, und schlugen sogar des Subah Truppen zurück, bevor Bussy ankam. Das Feuer der französischen Artillerie aber veränderte die Scene, und brachte die Pitanen nach einem großen Blurbade zum Weichen. Murzasa-jing, um die erste Flucht der Seinigen zu rächen, brachte seine Truppen in Ordnung, und ohns auf die Vorstellungen des Bussy zu hören, verfolgte er die Flüchtigen, und verließ abermals seine tapfern Franzosen, die sich vergeblich bemühten ihm nachzukommen. Sie erreichten einen Trupp Reiter, die den Körper des Nabobs von Savanore auf der Erde in Stücken hieben. Der Nabob von Eudapa war gefährlich verwundet vom Schlachtfelde geflohen, und da ihn Murzasa-jing aussuchte, traf er auf den dritten dieser rasenden Pitanen, den Nabob von Canoul, der, da er keine Rettung vor sich sah, sich mit seinen wenigen Truppen setzte, und auf den Elephanten des Subah losging. Diese Auffo-

berung entflammte seine Wuth noch mehr, so daß er seinen Leuten ein Zeichen gab, ihm den Nabob allein zu überlassen. Die beiden Elephanten wurden gegen einander getrieben, und Murzasa-jing hatte eben sein Schwert aufgehoben, einen Streich zu führen, als sein Gegner mit einem Wurffpieße ihn vor die Stirne traf, und ihm so den Kopf zerschmetterte. Alle stürzten nun auf den Nabob, der tödlich verwundet hinsank; die Truppen aber, noch nicht damit zufrieden, fielen wüthend über alle ihm gehörige Soldaten her, und hieben sie in Stücke. Die Franzosen waren vorbereitet sie mit Siegesgeschrey zu empfangen, als die Nachricht von Murzasa-jings Tode sie in die entsetzlichste Bestürzung versetzte. Sie marschirten sogleich ins Lager zurück, wo sie alles in der äußersten Verwirrung antrafen; denn die Armee hatte viel rückständiger Sold zu fordern, und man fürchtete jeden Augenblick Rebellion und allgemeine Plünderungen. Kein Feldherr traute dem andern.

Allein dieses Unglück schierr niemanden so nachtheilig zu seyn als den Franzosen, denn hiedurch wurden alle durch den Mord des Nazir-jing erlangte Vortheile gänzlich vernichtet, und Bussy hatte keine Ansprüche mehr, sich in die Regierungsangelegenheiten Decans zu mischen. Dieser Befehlshaber sahe die Folgen seiner erschrecklichen Lage ein, verlor aber dabei den Mutz nicht. Er versammelte die Feldherren und Minister, und fand sie so bereitwillig wie er selbst war, ein Mittel zu erfinden, wodurch der Verlust ihres Regenten ersetzt werden könnte. Außer dem Sohne des Murzasa-jing, einem kleinen Kinde, be-

fanden sich noch drey Brüder des Nazir-jing im Lager, die dieser Fürst immer mit sich geführt, und in strenger Verwahrung gehalten hatte, weil er ihnen nicht traute. Diese Gefangenschaft hatte auch noch nach seinem Tode aus ähnlichen Bewegungsgründen fortgedauert. Bussy schlug daher vor, daß die Subah-Würde dem ältesten dieser Brüder übertragen werden sollte, der den Namen Salabat-jing führte. Die Feldherren, die sich vor den Unruhen fürchteten, die unter einer Minorennität wahrscheinlich entstehen würden, setzten den Sohn des Murzafa-jing bey Seite, und gaben dem Vorschlage des Bussy Beyfall. Man schritt sofort zur Ausführung; die drey Prinzen wurden losgelassen, und Salabat-jing mit Zustimmung des ganzen Heers zum Subah von Decan ausgerufen. Seine Erhebung und der sonderbare Umstand, daß an eben diesem Tage alle drey gegen das Leben des Nazir-jing verschworne Nabobs umkamen, wurde als ein göttliches Gericht betrachtet.

Bussy gab sogleich von dieser Revolution und von seinen genommenen Maasregeln dem Dupleir Nachricht. Salabat-jing bestätigte alle von seinem Vorgänger gemachte Cessionen, und zeigte sich bereitwillig, der französisch-ostindischen Compagnie noch größere Vortheile zukommen zu lassen. Auf diese Bedingungen erkannte Dupleir sein Recht zur Subahschaft mit so vielem Eifer, als er das Recht des Murzafa-jing behauptet hatte. Sobald dieses in Ordnung gebracht war, brach die Armee von Cudapa auf, und setzte ihren Marsch nach Golconda fort.

### Drittes Buch.

---

Die Nationen von Coromandel, die bisher ge- 1751  
wohnt waren, die Europäer nur als Kaufleute  
zu betrachten, welche ruhig ihren Handel trieben, und  
gegen die mogulische Regierung so viel Ehrfurcht bezeig-  
ten, als sie selbst, erstaunten über die schnellen Fort-  
schritte der französischen Waffen. Die großen Tähig-  
keiten des Dupleix erregten ihre Bewunderung, der  
sich in den indostanischen Angelegenheiten als der  
feinste Politiker gezeigt hatte, so als wenn er von Ju-  
gend auf an dem Hofe zu Delhi erzogen worden wäre.  
Da die Rivalität zwischen den Franzosen und Eng-  
ländern bekannt war, so mußte ihnen die Unthätigkeit  
der letztern bey diesen wichtigen Begebenheiten uner-  
klärbar scheinen; denn seit der Rückkunft ihrer Trup-  
pen von Trivadi hatten sie gar keine Maaßregeln ge-  
nommen, die Progressen der Franzosen zu hemmen.  
In der That ist diese Unthätigkeit in einem so kritischen  
Zeitpunkte unverzeihlich, man mußte sie denn durch  
die Furcht entschuldigen, sich ohne Autorität von Eng-  
land in offenbare Feindseligkeiten gegen die Franzosen  
einzulassen, da eben in Europa der allgemeine Friede  
geschlossen worden war. Ihre Bewegungsgründe  
mögen indessen gewesen seyn, welche sie wollen, genug  
ihre Friedens- Disposition war so groß, daß selbst der  
Major Lawrence, der die Truppen commandirte, und  
bey der englisch- ostindischen Regierung viel Einfluß

hatte, wegen Privatangelegenheiten nach England zurück ging.

Die Ermordung des Nazir - jing und deren Folgen setzten sie in die äußerste Bestürzung, und zeigten ihnen, wiewohl zu spät, ihren begangenen Fehler, die englischen Truppen von der Armees dieses Subah zurück gerufen zu haben. Es waren jedoch selbst nach seinem Tode noch Mittel übrig, die Lorbeern den Siegern zu entreißen, und alle ihre glücklichen Unternehmungen fruchtlos zu machen; denn Murzafa - jing, mit seines Onkels Schätzen beladen, marschirte von Gingee aus sehr langsam, und zwar nur in Begleitung eines Detachements von seinen Truppen und 300 Franzosen, die, weil sie keine Gefahr beforgten, ziemlich unordentlich daher zogen. Benjamin Robins, der eben damals als Generalingenieur der Compagnie aus England angelangt war, schlug dem Gouverneur Saunders vor, 800 Europäer ihnen entgegen zu schicken, und so einen Meisterstreich auszuführen. Dieser Rath war sehr wohl überdacht, und eines Mannes würdig, der sich ohnehin durch wissenschaftliche Speculationen ausgezeichnet, und seiner Nation Ehre gemacht hatte; denn es ist höchst wahrscheinlich, daß ein kluger Angriff geglückt haben würde, und sodann wären die Schätze des Nazir - jing nach dem Fort St. David anstatt nach Pondichery gebracht worden. Saunders genehmigte den Entwurf; da ihn aber der Capitain Cope, als jetziger Befehlshaber, den Offiziers vortrug, so erklärten sie ihn einmüthig für verwerfen und unausführbar.



Mahomed-Ally, der noch in größerer Verlegenheit als die Engländer war, hatte die einzige Hoffnung seiner Erhaltung auf ihren Beystand gesetzt, um den er dringend bat, selbst zu der Zeit, als er mit Dupleir wegen der Uebergabe von Tritchinapoly tractirte. Die Engländer, die diesen Tractat fürchteren, der ihnen allen Vorwand geraubt haben würde, sich dem Dupleir und Chunda-sahab zu widersetzen, entschlossen sich endlich, nochmals ein Detaschement Truppen nach Tritchinapoly zu schicken, um Mahomed-Ally zur Vertheidigung der Stadt aufzumuntern. Es bestand in 200 Europäern und 300 Sepoys, die daselbst unter Anführung des Capitain Cope im Anfange des Februar anlangten.

Um diese Zeit brach auch Chunda-sahab von Pondichery auf mit 8000 Mann, die er angeworben hatte, wozu noch 800 Europäer stießen. Mit diesen Truppen kam er im Königreiche Arcot an, wo man ihn in allen nordwärts vom Flusse Coleroon gelegenen Distrieten als Nabob empfing. Mortiz-ally von Belore, der sich immer nach den Umständen gerichtet, und dem Nazir-jing bisher seinen Gehorsam gezeigt hatte, wandte sich nach dessen Tode sofort zum Chunda-sahab, und war der erste, der ihm huldigte.

Die Länder, welche zwischen dem Coleroon und der Spitze der Halbinsel liegen, sagten zwar dem Mahomed-Ally den Gehorsam nicht ganz auf, waren ihm aber wenig ergeben; er schickte daher seinen Bruder Abdul-rahim mit 5500 Mann Indier und 30 Engländern nach Tiniwelly, einer 160 Meilen von Tritchinapoly gelegenen Stadt, die als Hauptstadt eines

großen Landstrichs bey dem Vorgebirge Comorin bekannt ist. Abdul-rahim fand keinen Widerstand von den Einwohnern des Landes, dagegen war es desto schwerer, eine Rebellion bey seinen Truppen zu verhindern; die mehresten indischen Offiziers waren Landbesitzer und ihrem Fürsten ungefähr so viel schuldig, als er ihren untergebenen Soldaten an rückständigem Sold zu bezahlen hatte; sie erwarteten daher als einen Preis ihrer Desertion, daß Chunda-sahab nicht allein ihnen ihre Zahlungen erlassen, sondern auch Geld zum Unterhalt der Truppen hergeben würde. Große Versprechungen indessen beruhigten sie etwas; allein dieser Geist des Aufruhrs zeigte sich in einer andern Gegend noch heftiger.

Allum-Khan, ein Mann, der vom niedrigsten Stande als Soldat emporgestiegen, ehemals in Diensten des Chunda-sahab gewesen, und hernach dem Könige von Tanjore gedient hatte, verließ diesen letztern und kam nach Madura, wo sein Ruf als ein vortreflicher Offizier ihm Ehrerbietung und Einfluß verschaffte, den er anwandte die Besatzung zu verführen, die ihn zu ihrem Gouverneur ausrief. Er erkannte nun öffentlich den Chunda-sahab als seinen Oberherrn.

Das Land von Madura liegt zwischen Tritchinapoly und Tinivelly, und ist sehr beträchtlich. Die Stadt war vor Alters die Residenz eines Fürsten, der alle drey Länder besaß. Ihre Form ist fast ein Viereck, das viertausend englische Ellen im Umfange hat, und mit doppelten Mauern und Gräben umgeben ist. Der Verlust dieses Orts entzog dem Mahomed-Ally mehr

als die Hälfte seiner noch übrig gebliebenen Staaten. Da er diese üble Nachricht erhielt, erbot sich der Capitain Cope, es wieder einzunehmen. Sein Detachement war jedoch gar nicht zu einer Belagerung ausgerüstet, denn die Engländer hatten keine schweren Kanonen mit sich vom Fort St. David genommen, inzwischen brachen sie, 150 Eurapder stark, mit vier Feldstücken auf. Bey Madura stieß das Corps von Tinivelly zu ihnen. Man entschloß sich zum Sturm, wozu sich die Truppen bequemten, nachdem man unter ihnen Geld ausgetheilt, und große Versprechungen gethan hatte. Sie bestiegen beide Mauern unter einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Kugeln, konnten sie aber nicht behaupten, weil 4000 Mann sie aufs äußerste vertheidigten; sie mußten daher wieder zurück. Den folgenden Tag bereitete sich Cope zum Rückmarsch nach Tritchinapoly und sprengte eine seiner Kanonen, da er sie nicht mit fortbringen konnte. Die Truppen des Mahomed-Ally wollten sich nun nicht länger aufziehen lassen, sondern gingen 3500 Mann stark zum Allum Khan über. Diese Unglücksfälle wurden noch durch die Nachricht vermehrt, daß sich Chunda-sahab rüstete, Tritchinapoly zu belagern. Mahomed-Ally stellte nun der Regierung in Madras seine erschreckliche Lage aufs ernsthafteste vor, und flehte um ihren Beystand, wobey er sich erbot, der Compagnie einen ansehnlichen Strich Landes abzutreten, und alle Kriegskosten zu tragen.

Es war jetzt die Zeit der Aernte, bis auf der Küste von Coromandel zwischen dem Landeigentümer und dem Landbauer gleichmäßig getheilt wird. Dupleir

vinzen, enthält die Nabobschaften von Arcot, Canoul, Eudapa, Kaja-mandrum und Chicacole; überhaupt hat der Subah dreyßig Nabobs und verschiedene mächtige indische Könige, bezgleichen viele andre kleinere Fürsten unter sich. Die ganze Volksmenge in Decan übersteigt fünfunddreyßig Millionen Menschen.

Von allen diesen Staaten sahe sich Murzafajing jetzt Herr; er, der wenig Stunden zuvor ein Gefangener in Ketten, ja selbst zum Tode verurtheilt gewesen war. Er hatte dabey die größte Hoffnung sich im Besiß dieser Würde zu erhalten, da der oberste Bezir in Delhi sein warmer Freund war. Die Sonne ging aber nicht unter, bevor diese schnelle Freude nicht durch große Unruhe geschwächt wurde; denn die pitanischen Nabobs verlangten mit Ungestüm ihre Belohnungen für den Antheil, den sie an dieser Revolution genommen hatten; diese Forderungen aber waren ganz ausschweifend, und den Grundsätzen der mogulschen Regierung gänzlich entgegen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Murzafajing während seiner Gefangenschaft alles versprach, was man nur verlangte, mit dem Vorbehalt, nicht mehr zu halten, als was die Nothwendigkeit erfordern würde. Die Gegenwart der französischen Truppen, die jetzt seine Person und seine Schätze bewachten, verursachte, daß er sich eben nicht vor den Nabobs fürchtete; um sie jedoch nicht durch positive abschlägige Antworten aufzubringen, so sagte er ihnen, daß seine Verbindungen mit der französischen Nation ihm nicht erlaubten, etwas ohne das Gutachten ihres Statthalters Dupleix zu be-

schließen, wobey er ihnen versicherte, daß alles zu ihrer Zufriedenheit in Pondichery festgesetzt werden sollte.

Hier war mittlerweile die Nachricht von dem Tode Nazir-jings und der Thronbesteigung seines Neffen angekommen. Chunda-sahab erfuhr sie zuerst, und wurde so davon hingerissen, daß er alle Ceremonien bey Seite setzte, ohne Gefolge, das sonst von einem indischen Fürsten unzertrennlich ist, nach dem Palast der Regierung lief, und Dupleir diese glückliche Neuigkeit mittheilte. Sie umarmten einander aufs zärtlichste, und wünschten sich Glück. Das Freudengeschrey ertönte durch die Straßen, alle Kanonen in der Stadt wurden abgeseuert, und das Conseil sogleich versammelt. Den folgenden Tag wurde das Te Deum mit großer Feyerlichkeit gesungen, und drey Abgeordnete an Murzasa-jing abgeschickt, ihn zu complimentiren; diesen folgten zwey Tage darauf andre Abgeordnete mit Geschenken. Diese bestanden in sechs kostbaren Kleidern und einem Elephanten, der eine weiße Fahne trug. Die Fahne schien dem Murzasa-jing so sehr zu gefallen, daß er befahl, sie künftig allezeit in die Mitte der Reichs-Insignien zu stellen.

Er langte den 15ten December in der Nacht mit einem zahlreichen, prächtigen Gefolge vor den Thoren von Pondichery an, wo ihn Dupleir und Chunda-sahab unter einem Zelte empfangen. Man wollte, daß er seinen Einzug in die Stadt auf einem Elephanten machen sollte; allein das Thier war zu groß, um unter den Balken der Schlagbrücke durchgehen zu

vingen, enthält die Nabobschaften von Arcot, Canoul, Eudapa, Raza-mandrum und Chicacole; überhaupt hat der Subah dreßsig Nabobs und verschiedene mächtige indische Könige, desgleichen viele andre kleinere Fürsten unter sich. Die ganze Volksmenge in Decan übersteigt fünfunddreßsig Millionen Menschen.

Von allen diesen Staaten sahe sich Murzafajing jetzt Herr; er, der wenig Stunden zuvor ein Gefangener in Ketten, ja selbst zum Tode verurtheilt gewesen war. Er hatte dabey die größte Hoffnung sich im Besiz dieser Würde zu erhalten, da der oberste Bezir in Delhi sein warmer Freund war. Die Sonne ging aber nicht unter, bevor diese schnelle Freude nicht durch große Unruhe geschwächt wurde; denn die pitaischen Nabobs verlangten mit Ungestüm ihre Belohnungen für den Antheil, den sie an dieser Revolution genommen hatten; diese Forderungen aber waren ganz ausschweifend, und den Grundsätzen der mogulschen Regierung gänzlich entgegen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Murzafajing während seiner Gefangenschaft alles versprach, was man verlangte, mit dem Vorbehalt, nicht mehr zu halten als was die Nothwendigkeit erfordern würde. Die Gegenwart der französischen Truppen, die jetzt seinen Hof und seine Schätze bewachten, verursachte, daß er sich eben nicht vor den Nabobs fürchtete; er brachte doch nicht durch positive abschlägige Antworten, so sagte er ihnen, daß seine Verträge mit der französischen Nation ihm nicht erlaubt ohne das Gutachten ihres Statthalters Dupr

hende Caffern ihren Posten und zogen sich endlich in guter Ordnung zurück; woben sie die Todten und Verwundeten mitnahmen. Hätten sie nur gemeinen Muth bewiesen, so würde der Feind wahrscheinlich geschlagen worden seyn, denn Abdul-wahab Khan hatte einen der feindlichen Generals gewonnen, mit 4000 Mann auf dem Schlachtfelde zu ihm überzugehen. Dieses Corps sonderte sich von den übrigen Truppen auch wirklich ab, und setzte den Chunda-sahab in solche Bestürzung, daß er es nicht wagte, die Engländer zu verfolgen, denen es sonst übel gegangen seyn würde.

Das panische Schrecken hörte nicht mit diesem Tage auf, sondern wirkte noch immer fort, daher Gingen beschloß, um üble Folgen zu vermeiden, die Truppen von dem so gefürchteten Feinde zu entfernen. Er brach um Mitternacht auf, und erreichte den folgenden Abend den Paß von Uratoor, 25 englische Meilen von Tritchinapoly. Dieser Paß besteht aus einer Reihe von Gebirgen, welche die Provinz Arcot begränzen, und in einem mit Felsen bedeckten Boden, die den Marsch einer mit Wagen beladenen Armee hier unmöglich machen. Der Eingang zu diesem Paß wurde mit 100 Mann besetzt, und die übrigen Truppen campirten im Thale.

Den folgenden Tag erblickte man den Feind, der den nämlichen Weg genommen, und sich acht englische Meilen vom Paß gelagert hatte. Ein Trupp von ungefähr 100 Reitern näherten sich den Vorposten und schwungen ihre Säbel um den Kopf, als ein Zeichen der Drohung. Der Capitain Gingen befand sich mit

können. Murzafa-jing bequeme sich also, sich in Dupleir Palankin tragen zu lassen. Der Zug ging nach dem Palast der Regierung, wo sie eine geheime Unterredung hatten, die sich vorzüglich auf die Forderungen der pitanischen Nabobs bezog; sodann begab er sich nach dem für ihn bestimmten Hause, wo er mit Ungebuld von seiner Mutter, seiner Gemahlin und seinem Sohne erwartet wurde.

Den folgenden Tag trafen auch die pitanischen Nabobs hier ein, und überließen es der Entscheidung des Dupleir, welche Belohnungen sie für ihre Dienste zu erwarten hätten. Sie verlangten, daß der von drey Jahren her rückständige Tribut ihnen erlassen, ihre Länder vergrößert, und alle insgesamt von fernern Tributem gänzlich befreuet werden sollten; überdem begehrten sie die Hälfte aller Reichthümer, die Nazir-jing hinterlassen hätte.

Es war bekannt, daß alle Großen nur auf die Bewilligung dieser Forderungen lauerten, um darnach die ihrigen einrichten zu können. Hätte man die erstern eingeräumt, so würden alle Staaten von Decan nicht hinreichend gewesen seyn, die ausschweifenden Erwartungen der übrigen zu befriedigen; auf der andern Seite war eine Revolte zu befürchten, wenn man ihnen nicht Gehör gäbe. Dupleir setzte daher alle eigenen Angelegenheiten zurück, und beschäftigte sich einige Tage lang, blos die Pitanen zufrieden zu stellen. Er räumte die große Verbindlichkeit ein, die ihnen Murzafa-jing schuldig sey, behauptete aber dabey, daß die Franzosen so viel wie sie zur Revolution beigetragen hätten, und daher eben so außerordentliche



Belohnungen fordern könnten; thäte man dieses aber, so müßte die Würde des Subah aufhören. Zu gleicher Zeit wollte er ihnen das Beyspiel der Mäßigung geben, und sagte ihnen in der letzten Conferenz, daß er keinen andern Antheil an Murzafa-jings Schätzen zu haben wünschte, als nur so viel, wie der Subah in seiner jetzigen Lage entbehren könnte. Da die Pitanen ihn völlig entschlossen fanden, die Sache des Subah nachdrücklich zu unterstützen, so kamen sie unter sich überein, sich anzustellen, als ob sie mit seinen vorgeschlagenen Bedingungen endlich zufrieden wären. Diese enthielten, daß ihre Länder durch einige Districte, die aber lange nicht ihren Forderungen gemäß waren, vermehrt, und ihre Einkünfte noch überdem durch niedrig verpachtete Kronländer vergrößert werden sollten; auch sollten sie die Hälfte von allem baaren Gelde bekommen, das man in Nazir-jings Schatzkammer gefunden hatte, die Kleinodien aber behielt sich Murzafa-jing allein vor.

Diese Convention wurde von den Nabobs unterzeichnet, die sodann auf den Koran dem Subah ihren Huldigungseid ablegten, wobey sie erklärten, daß Mizam-al-muluck selbst nie von ihnen dieses Zeichen der Untwürdigkeit hätte erhalten können. Murzafa-jing dagegen schwur sie zu beschützen, so lange sie ihm und dem Reiche treu bleiben würden.

Alle Zwistigkeiten schienen nun geendigt zu seyn, und machten den Gastmählern und Festen Platz, wobey Dupleir keine Kosten sparte, um seinen Gästen einen hohen Begriff von der Größe seiner Nation beyzubringen. Mitten unter diesen Ergötzlichkeiten

geschah die feyerliche Cereemonie der Thronbesteigung des Subah mit dem größten Pomp. Dupleir spielte hiebey nächst dem Subah die vornehmste Rolle; denn in der Tracht eines muhamedanischen Fürsten von Indostan, worein ihn Murzafasing selbst eighändig gekleidet hatte, war er der erste, der ihm huldigte; worauf er denn zum mogulschen Statthalter aller Länder ernannt wurde, die südwärts vom Flusse Kristna liegen; ein Erdstrich, der fast so groß wie ganz Frankreich ist. Er erhielt auch den Titel eines Münsab, oder Befehlshabers von 7000 Reitern, nebst der Erlaubniß, unter seinen Fahnen eine derselben mit einem Fisch zu bezeichnen; beides waren Gnadenbezeugungen, die nur den Vornehmsten des Reichs bewilligt werden. Es wurde verordnet, daß im ganzen Carnatic kein Geld circuliren sollte, das nicht in Pondichery geschlagen wäre, und daß die mogulschen Einkünfte von allen unter Dupleir Statthalterschaft stehenden Ländern ihm zugeschickt werden sollten, um sie hernach dem Subah zu berechnen. Chundahasah wurde zum Nabob von Arcot und allen davon abhängenden Ländern ernannt. Alle mogulsche und indische Fürsten huldigten nunmehr auch, und brachten ihre Geschenke. Pensionen, Ehrentitel und Statthalterschaften wurden denjenigen gegeben, die zur Revolution beigetragen hatten. Keine dieser Belohnungen aber wurde ertheilt, wenn nicht die Bittschriften von Dupleir unterzeichnet waren.

Die unmittelbaren Vortheile, die durch diese Cessionen der französisch-ostindischen Compagnie zuwuchsen, waren der Besiz von Ländereyen bey Pondi-

Herr, die jährlich 96000 Rupien einbrachten, ferner von andern bey Karikal, im Königreich Tanjore gelegenen, deren Einkünfte 106000 betrugten, und der Stadt Masulipatnam, die alle Jahre 144000 Rupien abwarf, in allem 38000 Pf. St. Dennoch waren diese Vortheile nur geringe in Vergleich mit denen, die Dupleix noch von seiner ausgedehnten Auctorität zu erlangen hoffte. Obgleich nicht eine einzige von allen Bewilligungen nach der Staatsverfassung des mogulischen Reichs gültig seyn konnte, bis sie der Kaiser bestätigt hatte, so trug er doch kein Bedenken sie als ein gesetzmäßig erlangtes Eigenthum zu betrachten. Indessen so ungewiß auch der Besitz dieser Vortheile war, so dienten sie doch sehr, die Wichtigkeit des Dupleix in einem Lande zu vermehren, wo der Subah mehr geehrt wird, als der Groß-Mogul selbst. Diese Cessionen setzten auch den Mahomed-Alli in Bestürzung, der aus Trichinapoly einen Abgeordneten an Dupleix schickte, um mit ihm wegen der Uebergabe der Stadt zu tractiren, wobey er sich erbot, alle Ansprüche auf die Nabobschaft von Arcot aufzugeben, wenn Murzafa-sing ihm seine Schätze lassen, seine Rechnung von seines Vaters Administration fodern, und ihm eine andre Statthalterschaft in Golkonda geben wollte. Dupleix räumte diese Bedingungen ein, und glaubte, daß sie keinen Anstand finden würden; so daß nunmehr nichts die Abreise des Murzafa-sing nach Aurengabad aufhielt, wo seine Gegenwart höchst nöthig war. Da das Ansehen und die Macht des Dupleix von der Erhaltung dieses Fürsten abhing, dessen Regierung, wie er besorgte, nicht

frey von Unruhen seyn würde, so schlug er vor, daß ein Corps französischer Truppen ihn begleiten sollte, bis er sich auf seinem Throne festgesetzt hätte. Dieses Anerbieten wurde mit Vergnügen angenommen.

Man rechnete die Schätze des Nazir-jing auf zwey Millionen Pf. St. und die Kleinodien auf 500,000 Pf. St. Bey der Vertheilung dieser Reichthümer wurde Dupleir nicht vergessen, denn, außer vielen Juwelen, erhielt er für seine Person an baarem Gelde 200,000 Pf. St. Murzasa-jing gab ferner 50,000 Pf. St. an die Truppen, die in der Schlacht bey Singee gefochten hatten, desgleichen bezahlte er 50,000 Pf. St. in den Schatz der Compagnie für die Kriegskosten. Die lange Erfahrung des Schanavaze Khan in Regierungsgeschäften machte seine Kenntnisse dem neuen Regenten nothwendig, Murzasa-jing nahm ihn daher in seine Dienste, und vergab alles Vergangene.

Dupleir und der Subah schieben von einander unter wechselseitigen Versicherungen ewiger Dankbarkeit und Treue. Die Armee brach von Pondichery auf; die französischen Truppen unter Commando des Obersten von Bussy bestanden in 300 Europäern und 2000 Sepoys mit zehn Kanonen. Der Marsch ging ungestört fort, bis sie Eudapa erreichten. Hier entstand ein Streit zwischen einigen Reitern und den Bewohnern eines Dorfs, da denn die erstern mit der Zügellosigkeit, die den berittenen Soldaten in Indostan eigen ist, nicht allein dieses, sondern noch drey andre benachbarte Dörfer in Brand steckten. Der Nabob von Eudapa, unter dem Vorwande diese Beleidigung,

zu rächen, befahl seinen Truppen, die Arrieregarde des Murzasa-jing anzufallen. Dies geschah, sie wurden aber zurückgeschlagen. Ihr Angriff, (ob durch Zufall oder aus Absicht, ist ungewiß,) war gegen den Theil des Heers gerichtet gewesen, wo sich die Weiber befanden, daher dieser Troß noch durch die bitterste Beleidigung vermehrt wurde, die man einem indischen Fürsten nur anthun konnte; weil selbst im Kriege Frauenspersonen vom Rang als geheiligt betrachtet werden. Sobald also der Subah diese tiefe Kränkung vernahm, ließ er das ganze Heer Halt machen, und setzte sich selbst an die Spitze einer Anzahl Truppen, um den Nabob von Cudapa anzugreifen. Bussy, dem aufgetragen war, soviel wie immer möglich, auf dem Marsche Feindseligkeiten zu verhindern, schlug sich ins Mittel, und brachte es, jedoch mit vieler Mühe, dahin, daß man erst den Nabob kommen lassen und um die Ursache seines Betragens fragen sollte. Es wurden sowohl von Murzasa-jing als von Bussy Boten an ihn abgeschickt; den erstern antwortete der Nabob, daß er ihren Herrn mit dem Schwert in der Faust erwartete, allein Bussy ließ er sagen, daß er bereit sey, sich dem Subah durch seine Vermittelung zu unterwerfen.

Die Verschiedenheit dieser Antworten brachte den Fürsten so auf, daß er nun durch nichts mehr aufgehalten werden konnte. Er sagte zu Bussy, der alles anwandte, seinen Zorn zu stillen, daß jeder Pitane in seinem Heer ein geborner Verräther sey. Die Wahrheit dieser Behauptung wurde in wenig Minuten bestätigt, denn die Nachricht kam, daß die Truppen

der drey Nabobs in Schlachtordnung ständen, daß sie vermöge ihrer Stellung im Stande wären einen hohen Weg zu vertheidigen, den die Armee passiren mußte, und daß sie Kanonen bey sich hätten, die schon vor einigen Tagen dahin geschafft worden wären. Diese Zurüstungen ließen keinen Zweifel übrig, daß die Rebellion der Nabobs überdacht sey, und in der That hatten sie solche bereits in der nämlichen Stunde verabredet, da sie in Pondichery den Huldigungseid leisteten. Murzasa-jing voller Ungebuld eilte an der Spitze seiner Reiteren fort, ohne erst die Franzosen abzuwarten. Die Truppen der pitanischen Nabobs, ob sie gleich an Anzahl weit schwächer waren, hielten doch den Angriff aus, und schlugen sogar des Subah Truppen zurück, bevor Bussy ankam. Das Feuer der französischen Artillerie aber veränderte die Scene, und brachte die Pitanen nach einem großen Blutbade zum Weichen. Murzasa-jing, um die erste Flucht der Seinigen zu rächen, brachte seine Truppen in Ordnung, und ohns auf die Vorstellungen des Bussy zu hören, verfolgte er die Flüchtigen, und verließ abermals seine tapfern Franzosen, die sich vergeblich bemühten ihm nachzukommen. Sie erreichten einen Trupp Reiter, die den Körper des Nabobs von Savanore auf der Erde in Stücken hieben. Der Nabob von Eudapa war gefährlich verwundet vom Schlachtfelde geflohen, und da ihn Murzasa-jing aufsuchte, traf er auf den dritten dieser rasenden Pitanen, den Nabob von Canoul, der, da er keine Rettung vor sich sah, sich mit seinen wenigen Truppen setzte, und auf den Elephanten des Subah losging. Diese Auffo-

berung entflammte seine Wuth noch mehr, so daß er seinen Leuten ein Zeichen gab, ihm den Nabob allein zu überlassen. Die beiden Esophanten wurden gegen einander getrieben, und Murzasa-jing hatte eben sein Schwert aufgehoben, einen Streich zu führen, als sein Gegner mit einem Wurffspieße ihn vor die Stirne traf, und ihm so den Kopf zerschmetterte. Alle stürzten nun auf den Nabob, der tödlich verwundet hinsank; die Truppen aber, noch nicht damit zufrieden, fielen wüthend über alle ihm gehörige Soldaten her, und hieben sie in Stücke. Die Franzosen waren vorbereitet sie mit Siegesgeschrey zu empfangen, als die Nachricht von Murzasa-jings Tode sie in die entsetzlichste Bestürzung versetzte. Sie marschirten sogleich ins Lager zurück, wo sie alles in der äußersten Verwirrung antrafen; denn die Armee hatte viel rückständigen Sold zu fodern, und man fürchtete jeden Augenblick Rebellion und allgemeine Plünderungen. Kein Feldherr traute dem andern.

Allein dieses Unglück schien niemanden so nachtheilig zu seyn als den Franzosen, denn hiedurch wurden alle durch den Mord des Nazir-jing erlangte Vortheile gänzlich vernichtet, und Bussy hatte keine Ansprüche mehr, sich in die Regierungsangelegenheiten Decans zu mischen. Dieser Befehlshaber sah die Folgen seiner erschrecklichen Lage ein, verlor aber dabey den Muth nicht. Er versammelte die Feldherren und Minister, und fand sie so bereitwillig wie er selbst war, ein Mittel zu erfinden, wodurch der Verlust ihres Regenten ersetzt werden könnte. Außer dem Sohne des Murzasa-jing, einem kleinen Kinde, be-

fanden sich noch drey Brüder des Nazir-jing im Lager, die dieser Fürst immer mit sich geführt, und in strenger Verwahrung gehalten hatte, weil er ihnen nicht traute. Diese Gefangenschaft hatte auch noch nach seinem Tode aus ähnlichen Bewegungsgründen fortgedauert. Bussy schlug daher vor, daß die Subah-Würde dem ältesten dieser Brüder übertragen werden sollte, der den Namen Salabat-jing führte. Die Feldherren, die sich vor den Unruhen fürchteten, die unter einer Minorenität wahrscheinlich entstehen würden, setzten den Sohn des Murzasa-jing bey Seite, und gaben dem Vorschlage des Bussy Beyfall. Man schritt sofort zur Ausführung; die drey Prinzen wurden losgelassen, und Salabat-jing mit Zustimmung des ganzen Heers zum Subah von Decan ausgerufen. Seine Erhebung und der sonderbare Umstand, daß an eben diesem Tage alle drey gegen das Leben des Nazir-jing verschworne Nabobs umkamen, wurde als ein göttliches Gericht betrachtet.

Bussy gab sogleich von dieser Revolution und von seinen genommenen Maaßregeln dem Dupleix Nachricht. Salabat-jing bestätigte alle von seinem Vorgänger gemachte Cessionen, und zeigte sich bereitwillig, der französisch-ostindischen Compagnie noch größere Vortheile zukommen zu lassen. Auf diese Bedingungen erkannte Dupleix sein Recht zur Subahschaft mit so vielem Eifer, als er das Recht des Murzasa-jing behauptet hatte. Sobald dieses in Ordnung gebracht war, brach die Armee von Cudapa auf, und setzte ihren Marsch nach Golconda fort.



### D r i t t e s   B u c h .

---

Die Nationen von Coromandel, die bisher ge- 1751  
wohnt waren, die Europäer nur als Kaufleute  
zu betrachten, welche ruhig ihren Handel trieben, und  
gegen die mogulische Regierung so viel Ehrfurcht bezeig-  
ten, als sie selbst, erstaunten über die schnellen Fort-  
schritte der französischen Waffen. Die großen Tähig-  
keiten des Dupleir erregten ihre Bewunderung, der  
sich in den indostanischen Angelegenheiten als der  
feinste Politiker gezeigt hatte, so als wenn er von Ju-  
gend auf an dem Hofe zu Delhi erzogen worden wäre.  
Da die Rivalität zwischen den Franzosen und Eng-  
ländern bekannt war, so mußte ihnen die Unthätigkeit  
der letztern bey diesen wichtigen Begebenheiten uner-  
klärbar scheinen; denn seit der Rückkunft ihrer Trup-  
pen von Trivadi hatten sie gar keine Maassregeln ge-  
nommen, die Progressen der Franzosen zu hemmen.  
In der That ist diese Unthätigkeit in einem so kritischen  
Zeitpunkte unverzeihlich, man mußte sie denn durch  
die Furcht entschuldigen, sich ohne Autorität von Eng-  
land in offenbare Feindseligkeiten gegen die Franzosen  
einzulassen, da eben in Europa der allgemeine Friede  
geschlossen worden war. Ihre Bewegungsgründe  
mögen indessen gewesen seyn, welche sie wollen, genug  
ihre Friedens-Disposition war so groß, daß selbst der  
Major Lawrence, der die Truppen commandirte, und  
bey der englisch-ostindischen Regierung viel Einfluß

hatte, wegen Privatangelegenheiten nach England zurück ging.

Die Ermordung des Nazir-jing und deren Folgen setzten sie in die äußerste Bestürzung, und zeigten ihnen, wiewohl zu spät, ihren begangenen Fehler, die englischen Truppen von der Armee dieses Subah zurück gerufen zu haben. Es waren jedoch selbst nach seinem Tode noch Mittel übrig, die Lorbeeren den Siegern zu entreißen, und alle ihre glücklichen Unternehmungen fruchtlos zu machen; denn Murzafa-jing, mit seines Onkels Schätzen beladen, marschirte von Gingee aus sehr langsam, und zwar nur in Begleitung eines Detaschements von seinen Truppen und 300 Franzosen, die, weil sie keine Gefahr besorgten, ziemlich unordentlich daher zogen. Benjamin Robins, der eben damals als Generalingenieur der Compagnie aus England angelangt war, schlug dem Gouverneur Saunders vor, 800 Europäer ihnen entgegen zu schicken, und so einen Meisterstreich auszuführen. Dieser Rath war sehr wohl überdacht, und eines Mannes würdig, der sich ohnehin durch wissenschaftliche Speculationen ausgezeichnet, und seiner Nation Ehre gemacht hatte; denn es ist höchst wahrscheinlich, daß ein kluger Angriff geglückt haben würde, und sodann wären die Schätze des Nazir-jing nach dem Fort St. David anstatt nach Pondichery gebracht worden. Saunders genehmigte den Entwurf; da ihn aber der Capitain Cope, als jetziger Befehlshaber, den Offiziers vortrug, so erklärten sie ihn einmüthig für verwegen und unausführbar.

Mahomed-Ally, der noch in größerer Verlegenheit als die Engländer war, hatte die einzige Hoffnung seiner Erhaltung auf ihren Beystand gesetzt, um den er dringend bat, selbst zu der Zeit, als er mit Dupleix wegen der Uebergabe von Tritchinapoly tractirte. Die Engländer, die diesen Tractat fürchteten, der ihnen allen Vorwand geraubt haben würde, sich dem Dupleix und Chunda-sahab zu widersetzen, entschlossen sich endlich, nochmals ein Detaschement Truppen nach Tritchinapoly zu schicken, um Mahomed-Ally zur Vertheidigung der Stadt aufzumuntern. Es bestand in 200 Europäern und 300 Sepoys, die daselbst unter Anführung des Capitain Cope im Anfange des Februar anlangten.

Um diese Zeit brach auch Chunda-sahab von Pondichery auf mit 8000 Mann, die er angeworben hatte, wozu noch 800 Europäer stießen. Mit diesen Truppen kam er im Königreiche Arcot an, wo man ihn in allen nordwärts vom Flusse Coleroon gelegenen Distrieten als Nabob empfing. Mortiz-ally von Belore, der sich immer nach den Umständen gerichtet, und dem Nazir-jing bisher seinen Gehorsam gezeigt hatte, wandte sich nach dessen Tode sofort zum Chunda-sahab, und war der erste, der ihm huldigte.

Die Länder, welche zwischen dem Coleroon und der Spitze der Halbinsel liegen, sagten zwar dem Mahomed-Ally den Gehorsam nicht ganz auf, waren ihm aber wenig ergeben; er schickte daher seinen Bruder Abdul-rahim mit 5500 Mann Indier und 30 Engländern nach Tinivelly, einer 160 Meilen von Tritchinapoly gelegenen Stadt, die als Hauptstadt eines

großen Landstrichs beyrn Vorgebirge Comorin bekannt ist. Abdul-rahim fand keinen Widerstand von den Einwohnern des Landes, dagegen war es desto schwerer, eine Rebellion bey seinen Truppen zu verhindern; die mehresten indischen Offiziers waren Landbesitzer und ihrem Fürsten ungefähr so viel schuldig, als er ihren untergebenen Soldaten an rückständigem Sold zu bezahlen hatte; sie erwarteten daher als einen Preis ihrer Desertion, daß Chunda-sahab nicht allein ihnen ihre Zahlungen erlassen, sondern auch Geld zum Unterhalt der Truppen hergeben würde. Große Versprechungen indessen beruhigten sie etwas; allein dieser Geist des Aufbruchs zeigte sich in einer andern Gegend noch heftiger.

Allum-Rhan, ein Mann, der vom niedrigsten Stande als Soldat emporgestiegen, ehemals in Diensten des Chunda-sahab gewesen, und hernach dem Könige von Tanjore gedient hatte, verließ diesen letztern und kam nach Madura, wo sein Ruf als ein vortreflicher Offizier ihm Ehrerbietung und Einfluß verschaffte, den er anwandte die Besatzung zu verführen, die ihn zu ihrem Gouverneur ausrief. Er erkannte nun öffentlich den Chunda-sahab als seinen Oberherrn.

Das Land von Madura liegt zwischen Tritchinapoly und Tinivelly, und ist sehr beträchtlich. Die Stadt war vor Alters die Residenz eines Fürsten, der alle drey Länder besaß. Ihre Form ist fast ein Viereck, das viertausend englische Ellen im Umfange hat, und mit doppelten Mauern und Graben umgeben ist. Der Verlust dieses Orts entzog dem Mahomed-Ally mehr

als die Hälfte seiner noch übrig gebliebenen Staaten. Da er diese üble Nachricht erhielt, erbot sich der Capitain Cope, es wieder einzunehmen. Sein Detaschement war jedoch gar nicht zu einer Belagerung ausgerüstet, denn die Engländer hatten keine schweren Kanonen mit sich vom Fort St. David genommen, inzwischen brachen sie, 150 Europäer stark, mit vier Feldstücken auf. Bey Madura stieß das Corps von Tinivelly zu ihnen. Man entschloß sich zum Sturm, wozu sich die Truppen bequerten, nachdem man unter ihnen Geld ausgetheilt, und große Versprechungen gethan hatte. Sie bestiegen beide Manern unter einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Kugeln, konnten sie aber nicht behaupten, weil 4000 Mann sie aufs äußerste vertheidigten; sie mußten daher wieder zurück. Den folgenden Tag bereitete sich Cope zum Rückmarsch nach Tritchinapoly und sprengte eine seiner Kanonen, da er sie nicht mit fortbringen konnte. Die Truppen des Mahomed-Ally wollten sich nun nicht länger aufziehen lassen, sondern gingen 3500 Mann stark zum Allum Khan über. Diese Unglücksfälle wurden noch durch die Nachricht vermehrt, daß sich Chunda-sahab rüstete, Tritchinapoly zu belagern. Mahomed-Ally stellte nun der Regierung in Madras seine erschreckliche Lage aufs ernsthafteste vor, und flehte um ihren Beystand, wobey er sich erbot, der Compagnie einen ansehnlichen Strich Landes abzutreten, und alle Kriegskosten zu tragen.

Es war jetzt die Zeit der Aernte, bis auf der Küste von Coromandel zwischen dem Landeigentümer und dem Landbauer gleichmäßig getheilt wird. Duplet

in Stricken über die Mauer herunter zu lassen; sie kamen auch unentdeckt in die Häuser, zeigten aber bey Stellung der Tonnen so wenig Geschicklichkeit, daß bey dem Sprengen nicht die gehoffte Wirkung erfolgte. Man zog sie mit Stricken alle wieder herauf, allein derjenige Strick, an dem der commandirende Offizier befestigt war, riß entzwey, und machte ihn zum fernern Dienst untüchtig. Auf diese Weise waren nun bey dem Anfang der Belagerung schon vier Offiziers von den achten zur Garnison gehörigen für den Dienst verloren, und die Truppen im Fort bis auf 120 Europäer und 200 Seponys geschmolzen, die jetzt von 7000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 150 Europäern belagert wurden.

Alle im Fort vorhandene Lebensmittel waren nur zum Unterhalt der Besatzung auf sechzig Tage hinreichend, daher man nöthig fand, alle Einwohner fortzuschicken, die der Feind auch ungestört passiren ließ. Nur wenige Arbeiter blieben zurück; unter diesen war ein Maurer, der Clive Nachricht von einer unterirdischen Wasserleitung gab, die nur sehr Wenigen bekannt sey, wenn man sie aber entdeckte, so würde man dem Fort gänzlich das Wasser abschneiden können. Diese Entdeckung wurde belohnt, und ein Theil dieser Wasserleitung bedächtlich vermauert. Da es dem Feinde vierzehn Tage lang an schweren Kanonen fehlte, so geschah die Belagerung nur für jezo aus vier Mörsern und durch das kleine Gewehrfeuer aus den Häusern. Die Bomben thaten wenig Schaden, und um den kleinen Kugeln auszuweichen, durfte niemand außer den Schildwachen die Wälle besteigen. Dennoch

zu ihm stießen. Dieses war der Ueberrest von des Nabobs Truppen, die sein Bruder Abdul - wahab Khan anführte.

Nicht lange nach dieser Vereinigung erblickte man die Armeen des Chunda-sahab, die sich bey Wol-con-dah gelagert hatte. Dieses ist ein sehr festes auf einem Felsen gelegenes Fort an der Landstraße, die von Arcot nach Trichinapoly führt. Der Commandant desselben war noch zur Zeit keiner Partey ergeben, um desto theurer erkauft zu werden. Die Wichtigkeit des Orts verursachte; daß ihn beide Theile zu gewinnen suchten. Die Antwort an Chunda-sahab waren Ausflüchte, an Abdul-wahab Khan aber ließ er geradezu melden, daß er erst eine Schlacht abwarten wollte, um sich zu erklären. Dem ungeachtet fing er mit Beiden eine Unterhandlung an, die vierzehn Tage dauerte, während welcher Zeit sich beide Armeen ruhig hielten. Endlich verlor Gingen die Geduld, und beschloß das Fort anzugreifen, woben er jedoch alle seine Truppen so postirte, daß sie die Annäherung des Chunda-sahab verhindern konnten; denn man zweifelte nicht, daß ihn der Commandant zu Hülfe rufen würde, sobald er sich angegriffen sähe. Man machte den Anfang damit, daß man in der Nacht die am Fuße des Forts gelegene Stadt in Brand steckte; da man aber dem Felsen näher kam, sahe man die Unmöglichkeit ihn zu stürmen, bevor man eine Bresche gemacht hätte; daher marschirten die zum Sturm bestimmten Soldaten wieder ins Lager zurück.

Mittlerweile hatte der Commandant, so wie man erwartet, an Chunda-sahab einen Boten abgeschickt,

Kanone pflanzen, die der Tradition zufolge von Kengzeb nach Arcot geschickt, und von tausend Joch Ochsen dahin gezogen worden war. Es waren auch einige dazu gehörige Kugeln vorhanden, deren jede zweihundsebenzig Pfund wog. Man legte die Kanone auf den Erdbaufen, lud sie mit dreißig Pfund Pulver und brante sie los. Die Kugel ging durch des Nabobs Palast, und erregte großes Schrecken. Dieses war auch der absichtliche Endzweck. Man wiederholte dieses Experiment täglich nur einmal, zu der Zeit, wenn die vornehmsten Offiziers im Hauptquartiere versammelt waren; den vierten Tag aber sprang die Kanone.

Obgleich das Fort von so zahlreichen Feinden umringt war, so unterhielt Elive dennoch einen Briefwechsel mit Madras und dem Fort St. David, wo man Anstalten machte ihm Hülfe zu verschaffen. Man schickte zu diesem Ende 100 Europäer und 200 Sepoys ab; ehe sie aber noch Arcot erreichten, wurden sie von 2000 Arcoten umringt, die Raja-sahab betaschirt hatte. Das Gefecht war heißig, die Engländer siegten, jedoch mit großem Verlust, der sie nöthigte zurück zu marschiren.

Dieser Rückzug ließ der bedrängten Besatzung wenig Hoffnung übrig, von den Ibrigen unterstützt zu werden, dagegen aber zeigten sich von einer andern Seite angenehme Aspecten. Ein Corps von 6000 Naratten, unter Anführung des Morari-rom, waren schon einige Zeit am Fuße der westlichen Gebirge, 30 Meilen von Arcot, gelagert gewesen. Der König von Mysore hatte sie gedungen, dem Mahomed-Alli beyzustehn;



hende Caffern ihren Posten und zogen sich endlich in guter Ordnung zurück; woben sie die Todten und Verwundeten mitnahmen. Hätten sie nur gemeynen Muth bewiesen, so würde der Feind wahrscheinlich geschlagen worden seyn, denn Abdul-wahab Khan hatte einen der feindlichen Generals gewonnen, mit 4000 Mann auf dem Schlachtfelde zu ihm überzugehen. Dieses Corps sonderte sich von den übrigen Truppen auch wirklich ab, und setzte den Chunda-sahab in solche Verstärzung, daß er es nicht wagte, die Engländer zu verfolgen, denen es sonst übel gegangen seyn würde.

Das panische Schrecken hörte nicht mit diesem Tage auf, sondern wirkte noch immer fort, daher Gingen beschloß, um üble Folgen zu vermeiden, die Truppen von dem so gefürchteten Feinde zu entfernen. Er brach um Mitternacht auf, und erreichte den folgenden Abend den Paß von Uratoor, 25 englische Meilen von Tritchinapoly. Dieser Paß besteht aus einer Reihe von Gebirgen, welche die Provinz Arcot begränzen, und in einem mit Felsen bedeckten Boden, die den Marsch einer mit Wagen beladenen Armee hier unmöglich machen. Der Eingang zu diesem Paß wurde mit 200 Mann besetzt, und die übrigen Truppen campirten im Thale.

Den folgenden Tag erblickte man den Feind, der den nämlichen Weg genommen, und sich acht englische Meilen vom Paß gelagert hatte. Ein Trupp von ungefähr 100 Reitern näherten sich den Vorposten und schwungen ihre Säbel um den Kopf, als ein Zeichen der Drohung. Der Capitain Gingen befand sich mit

einigen englischen Offiziers gegenwärtig, und wurde durch diese Bravade so aufgebracht, daß sieben von ihnen zu Pferde stiegen, und nebst zwölf Reitern und 100 Sepoys auf sie losgingen; diese zogen sich nunmehr langsam zurück, bis sie drey englische Meilen weit weg waren, da sie denn im vollen Gallop davon jagten. Als die Engländer nun ihren Rückweg nahmen, wurden sie von 3000 Reitern angefallen, die in einem Walde als Hinterhalt gelegen hatten. Die Sepoys erhielten hierauf Befehl sich zu zerstreuen, der kleine Haufen Europäer schloß sich nun dicht zusammen, und bahnte sich durch die zahlreichen Feinde den Weg mit dem Degen in der Faust. Ein englischer Offizier, der Lieutenant Maskelyne, nebst drey Reitern wurden bey diesem verwegenen Versuche zu Gefangenen gemacht, die übrigen entkamen glücklich; alle Sepoys aber wurden entweder niedergehauen oder gefangen genommen. Maskelyne erhielt bald nachher seine Freyheit vom Chunda-sahab auf sein Ehrenwort; denn die Franzosen, die damals so behutsam als die Engländer waren, nicht als Urheber des Kriegs angesehen zu werden, gaben vor, kein Recht über die Gefangenen zu haben. Der üble Erfolg dieser so übereilten Unternehmung diente noch das ohnehin schlechte Vertrauen der Engländer auf ihre Offiziers zu verringern; auch diese letztern wurden unter sich uneins: nur in der Meynung waren sie einig, daß der Feind viel zu stark für sie sey.

Chunda-sahab rückte indessen näher an, und erschien den 13ten Julius in Schlachtordnung. Die Cavallerie griff die Vorposten an, die sich unter be-

ständigem Feuern zurückzogen, und mit ihren Kanonen glücklich den Felsengrund erreichten, wo ihnen die Reiterey nicht folgen konnte. Sie verlor bey diesem Versuch 300 Mann. Die Franzosen zeigten sich nicht, sondern nahmen blos von einem Dorfe Besitz, das sich am Eingange des Passes befand, bey welchem nun auch die ganze Armee ihr Lager aufschlug.

Obgleich nichts leichter war, als den Paß zu vertheidigen, so fürchtete man doch, daß Chunda-sahab vermöge seiner großen Uebermacht an Truppen ein Corps detaschiren könnte, um den Engländern die Communication mit Tritchinapoly abzuschneiden, von da sie die Lebensmittel bekommen mußten. Diese Besorgniß vermochte sie in der Nacht aufzubrechen, und sich zurück zu ziehn; sie thaten einen Marsch von achtzehn Stunden ohne alle Erfrischung in der heißesten Jahreszeit, und zwar in einem solchen Klima. Glücklicherweise hielt sich die feindliche Cavallerie ruhig, ob sie gleich in der Entfernung folgte. Die englischen Truppen schlugen ihr Lager an dem Ufer des Coleroon auf, drey englische Meilen von Tritchinapoly.

Dieser Fluß ist der Arm eines andern, Caveri genannt, der in den Gebirgen an der malabarischen Küste entspringt, durch das Königreich Mysore fließt, und nach einem Laufe von 400 englischen Meilen Tritchinapoly erreicht. Unweit dieser Stadt theilt sich der Caveri in zwey Arme. Der nördliche derselben wird Coleroon genannt, und fließt bey Devi-Cotah ins Meer; der andre behält den Namen Caveri und theilt sich in verschiedene große Arme, die alle durchs Rd-

Sepoys, der bey dem Angriff großen Muth bewiesen hatte, und von den Seinigen so geliebt wurde, daß einer derselben über den Graben schwamm, um den Körper unter dem stärksten Mustetenfeuer zu holen. Es schien, als ob die Feinde erwarteten, daß die Befehlung ihnen erlauben würde, ihren Freunden diese Pflicht zu leisten; da sie aber sahen, mit wie viel Gefahr dieser Dienst verknüpft war, so gaben sie ihn auf, und zogen sich zurück. Ihr Verlust bestand in 400 Mann Todte und Verwundete, worunter sehr wenig Europäer waren; denn die französischen Truppen hatten keinen Antheil an dem Sturm genommen, sondern waren in der Ferne Zuschauer gewesen. Im Fort hatte man nur vier Todte und zwey Verwundete. Da sich hier so viele Kranke und Invaliden befanden, so war die Anzahl sämtlicher Soldaten, die diesen Generals Sturm abschlugen, nur 80 Europäer und 120 Sepoys, die während dem Angriff, außer dem Genes aus fünf Kanonen, 12000 Flintenpatronen verschossen.

Die Feinde baten um Erlaubniß ihre Todten zu begraben, die ihnen zugestanden wurde; zugleich bewilligte man einen zweyständigen Waffenstillstand. Nach dessen Endigung ging das Feuer wieder an, und dauerte bis nach Mitternacht, da es denn auf einmal gänzlich aufhörte. Mit Tagesanbruch erfuhr man die Nachricht, daß die ganze Armee die Stabs verlassen hätte. Ihre Eilfertigkeit war so groß gewesen, daß sie vier Kanonen, vier Mörser, und eine Menge Munition zurück gelassen hatten, die man im Triumph ins Fort brachte.

der Bramanen bestimmt, welche die Pagode bewohnen, und deren Anzahl sich ehemals nebst ihren Familien auf 40,000 Menschen belief, die so an einem einzigen Orte ohne alle Arbeit durch den Aberglauben ernährt wurden. Hier sowohl wie in allen andern großen Pagoden in Indien leben die Bramanen in einer Subordination, die keinen Widerstand, und in einer Wollust, die keinen Mangel kennt. Da sie ihre Glückseligkeit einsehen, so verlassen sie nie ihre geruhigen Wohnsitze, um sich in Weltgeschäfte zu mischen, oder reißen die flammenden Brände von den Altären, um damit die Autorität der Fürsten zu zerstören und ganze Staaten zu zertrümmern. Das Schicksal wollte, daß diese Ruhe nunmehr hier unterbrochen, und der Tempel nie zuvor erlittene Entweihungen erfahren sollte.

Die Engländer nahmen Pitchandah in Besitz, eine befestigte Pagode, eine Meile von Seringham; die übrigen Truppen campirten in der Nähe am Ufer des Coleroon. Man konnte sich dem Lager nur von der Landstraße her nähern, denn alles andre Erdreich bestand in Reisfeldern, die bey jesiger Jahreszeit überströmt waren und einen Morast bildeten, den keine Cavallerie passiren konnte. So sehr dadurch nun der Angriff erschwert wurde, eben so sehr war aber auch die Zufuhr der Lebensmittel erschwert, die vielleicht gänzlich abgeschnitten werden konnte, im Fall die Feinde die große Pagode in Besitz nehmen sollten. Es wurde daher beschloffen, ihnen zuvor zu kommen, und die ganze Armee ging über den Fluß.

Der Coleroon, so wie alle andre Flüsse auf der Küste von Coromandel, ist sehr schleunigen Veränderungen unterworfen, die von dem Regen abhängen, der auf die Gebirge an der malabarischen Küste fällt; so daß in Zeit von vierundzwanzig Stunden man durch den Strom waden kann, und der denn auf einmal wieder so stark anwächst, daß man ihn selbst in Booten nicht zu passiren vermag. Diesmal war er sehr reißend; der Uebergang geschah jedoch ohne Verlust.

Sowohl die Engländer, als auch die Truppen des Nabobs, rückten in die Pagode ein. Man öffnete ihnen mit großem Widerwillen die Thore der drey äußersten Mauern, in welchem Bezirk sie hinreichend Raum hatten. Die Bramanen flehten demüthigst, nicht die Entweihung des Tempels weiter zu treiben, und sich nicht dem Heiligthum ihres Gottes zu nähern. Ihre Bitte wurde ihnen auch zugestanden. Dieser Posten konnte gegen die ganze Macht des Feindes mit Vortheil vertheidigt werden, da die Kanonen des benachbarten Trichinapoly noch überdem den feindlichen Angriff würden erschwert haben, allein die Muthlosigkeit war immer noch bey der Armee sichtbar; es hieß daher, die äußerste Mauer der Pagode wäre in schlechtem Zustande, und der Umfang zu groß, um von so wenigen Truppen besetzt zu werden. Es ist indessen wahr, daß die Engländer jetzt nur 400 Mann stark waren; auf des Nabobs Truppen aber konnte man sich nicht verlassen. Es wurde daher beschlossen, die letzte Zuflucht zu ergreifen, und sich unter die Mauern von Trichinapoly zu ziehen, und

dieser Entschluß wurde zwen Tage nach der Ankunft in der Pagode auch ausgeführt.

Die Stadt Trichinapoly ist neunzig englische Meilen von der Seeküste entfernt; ihre Länge ist 2000 und ihre Breite 1200 englische Ellen. Sie hat doppelte Mauern mit runden Thürmen versehen; die äußere derselben ist achtzehn Fuß hoch und fünf dick, die innere aber dreißig Fuß hoch; auch hat diese letztere einen steinernen Wall. Der Zwischenraum der beiden Mauern ist fünfundzwanzig Fuß, und vor der äußern ist ein dreißig Fuß breiter Graben. Innerhalb der Stadt befindet sich ein Felsen 150 Fuß hoch, von dessen Gipfel man das benachbarte Land auf viele Meilen weit übersehn kann. Die Truppen schlugen ihr Lager nahe an den Mauern auf.

Chunda-sahab und die Franzosen nahmen vor der großen Pagode Besitz, sobald die Engländer solche verlassen hatten, und schickten ein starkes Detachement ab, um Coliddy anzugreifen, das einzige Fort, das dem Nabob noch getreu geblieben war. Die Engländer schickten eine kleine Verstärkung dahin, die den Ort einige Tage lang vertheidigten, da sie ihn aber nicht länger haltbar fanden, ihn in der Nacht mit der übrigen Besatzung verließen. Chunda-sahab ging nunmehr über den Caveri, und lagerte sich bey Trichinapoly.

Die Regierung im Fort St. David sah mit größter Bekümmerniß, daß ihre Bemühungen, den Mahomed-Ally zu unterstützen, durch den Rückzug seines Heers aus dem Carnatic vereitelt wären, woselbst er jetzt keinen Fuß breit Land mehr besaß, als Verdache-

Glasß befohl, einen Brief an Clive zu schreiben, und ihm zu melden, daß, wenn er ihn angriffe, er sie selbst auf die Mauern hinstellen würde. Sie schrieben dieses, fügten aber die Bitte hinzu, um ihrentwillen nicht seine Operationen gegen den Ort aufzugeben. Man fing daher an die Pagode zu beschiefen, und in drey Tagen war die Bresche gemacht. Die Besatzung, die wegen ihrer unmenschlichen Thaten den Zorn der Engländer fürchtete, wartete nicht den Sturm ab, sondern flüchtete in der Nacht mit Hinterlassung der beiden großmüthigen Gefangenen. Nach dieser Expedition verstärkte Clive die Garnison in Arcot, und ging sodann nach dem Fort St. David zurück.

Chunda-sahab hatte in dieser Zwischenzeit Tritchinapoly belagert, und seit dem Anfang des Septembers war die Stadt beschossen worden. Die Batterien aber waren in so großer Entfernung angelegt, daß sie den Mauern keinen Schaden zufügen konnten. Dieser Umstand erregte die Verachtung der Engländer, die sich schämten vor einem Feinde geflohen zu seyn, dem es so sehr an Muth als an kriegerischen Fähigkeiten fehlte. Sie verlangten die Batterien zu stürmen; Gingen, ihr Befehlshaber, war aber zu vorsichtig, dieses zu bewilligen, da die feindlichen Truppen zu stark verschanzt waren, und sie überdem, ohne der Stadt zu schaden, ihre Munition verschwendeten und ihre Soldaten abmatteten.

Obgleich diese Bemühungen keine Besorgniß erregten, so war doch alles von der Armuth des Nabobs zu fürchten. Seine Truppen drohten zum Feinde überzugehen. Die Kosten des englischen Corps,



Verloren niedergemacht war, da sich denn Nigot und Elive durch die Schnelligkeit ihrer Pferde retteten.

In der Mitte des Julius wurde eine neue Verstärkung nach Tritchinapoly geschickt, und weil daselbst das Mißvergnügen unter den Offiziers fortdauerte, so rief man einige zurück, und ernannte Elive zum Capitain, der als Befehlshaber das Detaschement von 150 Mann durch das Königreich Tanjere führte. Der König dieses Landes war so wie alle indische Fürsten sehr behutsam sich zu erklären, so lange der Krieg noch zweifelhaft schien, er ließ daher sowohl englische als französische Truppen durch seine Staaten marschiren. Unerachtet dieser Verstärkungen aber waren die Engländer nicht über 600 Mann stark, dahingegen die Franzosen 900 Mann Soldaten, und Chundasahab wohl zehnmal soviel Truppen als der Nabob hatte. Die Festigkeit von Tritchinapoly machte zwar die Einnahme sehr schwer, allein die Schätze des Mahomed Ally waren erschöpft, und seine Einkünfte von allen Seiten abgeschnitten.

Elive ging nach dem Fort St. David zurück, und stellte der Regierung vor, daß nur ein Mittel vorhanden sey, die Sachen auf einen andern Fuß zu bringen, und dieses wäre, Chundasahab in Arcot selbst anzugreifen, wobei er sich erbot, die Expedition in Person anzuführen. Dieser Vorschlag wurde genehmigt; man zog aus dem Fort St. David und Madras fast alle Truppen heraus, so daß nur im erstern 100 und im letztern 50 Mann Soldaten zurück blieben; dennoch brachte man nicht mehr als 200 Europäer und 300 Sepoys nebst acht Offiziers zusam-

und der Dalamay versprach ihn nachdrücklich zu unterstützen. Die Folge dieses Tractats zeigte sich schon im Anfange des Octobers, da in Tritchinapoly siebenzig Reiter von Seringapatnam, der Hauptstadt von Mysore anlangten, und 500,000 Rupien überbrachten. Gegen das Ende des Novembers versammelte sich die mysorische Armee bey Caroor, zu welcher noch 6000 Maratten stießen, unter Commando des in dieser Geschichte so oft erwähnten Morori-ron. Der Dalamay nahm sie in Sold, da denn 500 derselben eiligst nach Tritchinapoly abgeschickt wurden. Gleich nach ihrer Ankunft beritten sie die Ebene bey der Stadt, wohin sich nie des Nabobs Reiterrey gewagt hatte, und fielen bey dieser Gelegenheit in ein debachirtes Lager ein, das sie ausplünderten, ohne sich um Chundabshahs Cavallerie zu bekümmern, die sämtlich in Bewegung war.

Der Maratten Anführer Innis-Khan hatte bemerkt, daß die französischen Dragoner weit thätiger als die übrige Reiterrey waren, und bey dem geringsten Allarm ausrückten. Hierauf baute er den Entwurf, sie in einen Hinterhalt zu locken, der auch sehr glücklich ausgeführt wurde. Sechzig Dragoner, alle Europäer, eine ehrwürdige Kriegsschaar in Indien, ließen sich durch einen verstellten Angriff hintergehn, und wurden alle bis auf zehn niedergehauen. Dieser Vorfall, der das Schrecken unter den feindlichen Truppen verbreitete, flößte zugleich den Maratten eine so verächtliche Meynung von dem Feinde ein, daß sie ihren Bundsgenossen dringend anlagen, ein Treffen zu liefern, wobey sie versprachen, daß, wenn die Eng-

Schrecken erholen und nach der Stadt zurückkommen würden; er beschloß daher sie aufzusuchen, und verließ in dieser Absicht den 4ten September mit dem größten Theile seiner Truppen die Stadt. Er traf auch die flüchtige Garnison an, die aber nicht Stand hielt, sondern sich nach den Gebirgen zog, worauf denn die Engländer zurückmarschirten.

Clive machte den 6ten September einen abermaligen Versuch, fand die Feinde verstärkt, konnte es aber nicht zum Treffen bringen. Mittlerweile wurde an der größern Befestigung des Forts stark gearbeitet, und keine unnütze Ausfälle mehr gethan. Die Feinde, die jetzt 3000 Mann stark waren, legten dies als Furcht aus, und schlugen ihr Lager drey englische Meilen von Arcot auf. Clive beschloß diese Sicherheit zu nützen, marschirte den 14ten September nach Mitternacht mit dem größten Theile seiner Truppen aus, und überfiel das feindliche Lager, wo er alles im tiefsten Schlafe fand. Das Schrecken und die Verwirrung war außerordentlich, sehr wenige bedienten sich ihrer Waffen, und auch diese flohen bald mit den andern davon. Als der Tag anbrach, war niemand mehr zu sehn. Dieser Sieg hatte den Engländern nicht einen einzigen Mann gekostet.

Die beiden schweren Kanonen waren in dieser Zeit von Madras unterwegs; die Feinde, die es erfuhr, hofften sie wegzunehmen, und machten dazu die nöthigen Anstalten. Clive, der diesen Verlust besorgte, schickte alle bey sich habende Truppen der Convoy entgegen, und behielt nur 30 Europäer und 50 Sepoys zur Besatzung des Forts zurück. Dieser

mit weißen Menschen zu sechten, die mit Flinten und Kanonen versehen wären. Der Capitain Cope erhielt diesen Auftrag mit einigen hundert Mann. Er hatte Befehl den Feind zu vertreiben; der Angriff glückte aber nicht, die Engländer mußten sich mit großem Verlust zurückziehen, wobey Cope selbst tödtlich verwundet wurde.

1752. Der Capitain Dalton wurde an seiner Stelle geschickt, der sich mit der mysorischen Armee vereinigte, die nebst den Maratten 20,000 Mann stark war. Der Regent empfing Dalton mit großer Höflichkeit, und bewunderte den kriegerischen Anstand und die Regelmäßigkeit der englischen Truppen. Da er nun eben die hohe Meynung von den Franzosen faßte, so erklärte er, daß er nicht Willens sey Zeit zu verlieren, oder seine Truppen in Gefahr zu setzen, sondern daß er um Mitternacht mit der halben Armee einen andern Weg nach Tritchinapoly nehmen wollte, den Ueberrest sollte Dalton bey sich behalten, um den Feind zu verhindern, seinen Marsch zu unterbrechen; dabey wünschte er auch einige Europäer als Leibwache bey sich zu haben. Dies geschah. Dalton scharmüthete mit den Franzosen die ganze Nacht durch; eine Maassregel, die desto nöthiger war, da die kriegerische Unwissenheit der Mysoren allen Glauben überstieg; denn sie hatten bey ihrem Nachtmarsch, der doch ganz in der Stille geschehn sollte, viele tausend Lichter, als ob sie mit einer Indischen Prozeßion gingen, so daß ihr Zug weit in der Ferne gesehen werden konnte.

Den folgenden Tag folgte die übrige Armee nach, nachdem die Befehlshaber Dalton ersucht hatten, bey

aber wurden manche getödtet und verwundet, da die Feinde in den Häusern sicher waren, und ruhig zielen konnten.

Wenig Tage nach seiner Ankunft zeigte sich Mortiz-Ally unzufrieden mit Raja-sahab, sonderte seine Truppen von den andern ab, und zog sich nach einem entfernten Theile der Stadt hin, von da er einen Boten zum Fort schickte, um die Garnison zu vermögen, einen Ausfall zu thun, wobey er sie mit seiner ganzen Macht zu unterstützen versprach. Clive mißtrauete diesem Anerbieten, da er aber den Vortheil überlegte, eine so große Anzahl Soldaten unthätig zu erhalten, so stellte er sich, als ob er den Vorschlag genehmigte, und hielt ihn mehrere Tage unter allerhand Vorwand auf, bis Mortiz-Ally überzeugt war, daß man seine List merke, und wieder seinen alten Posten einnahm.

Die Franzosen erhielten endlich den 24sten October ihr Geschüs aus Pondichery; sie brauchten es auch so geschickt, daß schon am ersten Tage die beiden schweren Kanonen der Engländer zum fernern Gebrauch untüchtig gemacht wurden. In Zeit von sechs Tagen war ein großer Theil der Mauer herunter geschossen, und eine Bresche von funfzig Fuß breit gemacht. Die Belagerten waren jedoch nicht müßig, sondern warfen innerhalb der Mauer andre Werke mit Pallisaden auf, so daß die Feinde noch keinen Sturm wagen wollten.

Clive, um Raja-sahab zu überzeugen, daß seine Besatzung selbst noch überflüssige Arbeiten übernehmen könnte, ließ auf den Gipfel des höchsten Thurms einen Berg Erde auftragen, und darauf eine ungeheure

in Stricken über die Mauer herunter zu lassen; sie kamen auch unentdeckt in die Häuser, zeigten aber bey Stellung der Tonnen so wenig Geschicklichkeit, daß bey dem Sprengen nicht die gehoffte Wirkung erfolgte. Man zog sie mit Stricken alle wieder herauf, allein derjenige Strick, an dem der commandirende Offizier befestigt war, riß entzwey, und machte ihn zum fernern Dienst untüchtig. Auf diese Weise waren nun bey dem Anfang der Belagerung schon vier Offiziers von den achten zur Garnison gehörigen für den Dienst verleren, und die Truppen im Fort bis auf 120 Europäer und 200 Sepsos geschmolzen, die jetzt von 7000 Mann Infanterie, 3000 Mann Cavallerie und 150 Europäern belagert wurden.

Alle im Fort vorhandene Lebensmittel waren nur zum Unterhalt der Besatzung auf sechzig Tage hinreichend, daher man nöthig fand, alle Einwohner fortzuschicken, die der Feind auch ungestört passieren ließ. Nur wenige Arbeiter blieben zurück; unter diesen war ein Maurer, der Elive Nachricht von einer unterirdischen Wasserleitung gab, die nur sehr Wenigen bekannt sey, wenn man sie aber entdeckte, so würde man dem Fort gänzlich das Wasser abschneiden können. Diese Entdeckung wurde belohnt, und ein Theil dieser Wasserleitung bedächtlich vermauert. Da es dem Feinde vierzehn Tage lang an schweren Kanonen fehlte, so geschah die Belagerung nur für jezo aus vier Mörsern und durch das kleine Gewehrfeuer aus den Häusern. Die Bomben thaten wenig Schaden, und um den kleinen Kugeln auszuweichen, durfte niemand außer den Schildwachen die Wälle besteigen. Dennoch

aber wurden manche getödtet und verwundet, da die Feinde in den Häusern sicher waren, und ruhig zielen konnten.

Wenig Tage nach seiner Ankunft zeigte sich Mortiz-Ally unzufrieden mit Raja-sahab, sonderte seine Truppen von den andern ab, und zog sich nach einem entfernten Theile der Stadt hin, von da er einen Boten zum Fort schickte, um die Garnison zu vermögen, einen Ausfall zu thun, wobey er sie mit seiner ganzen Macht zu unterstützen versprach. Elive mißtrauete diesem Anerbieten, da er aber den Vortheil überlegte, eine so große Anzahl Soldaten unthätig zu erhalten, so stellte er sich, als ob er den Vorschlag genehmigte, und hielt ihn mehrere Tage unter allerhand Vorwand auf, bis Mortiz-Ally überzeugt war, daß man seine List merke, und wieder seinen alten Posten einnahm.

Die Franzosen erhielten endlich den 24sten October ihr Geschüs aus Pondichery; sie brauchten es auch so geschickt, daß schon am ersten Tage die beiden schweren Kanonen der Engländer zum fernern Gebrauch untüchtig gemacht wurden. In Zeit von sechs Tagen war ein großer Theil der Mauer herunter geschossen, und eine Bresche von funfzig Fuß breit gemacht. Die Belagerten waren jedoch nicht müßig, sondern warfen innerhalb der Mauer andre Werke mit Pallisaden auf, so daß die Feinde noch keinen Sturm wagen wollten.

Elive, um Raja-sahab zu überzeugen, daß seine Besatzung selbst noch überflüssige Arbeiten übernehmen könnte, ließ auf den Gipfel des höchsten Thurms einen Berg Erde auftragen, und darauf eine ungeheure

Kanone pflanzen, die der Tradition zufolge von Alexander nach Arcot geschickt, und von tausend Joch Ochsen dahin gezogen worden war. Es waren auch einige dazu gehörige Kugeln vorhanden, deren jede zweyundsiebenzig Pfund wog. Man legte die Kanone auf den Erdbausen, lud sie mit dreyßig Pfund Pulver und brante sie los. Die Kugel ging durch des Nabobs Palast, und erregte großes Schrecken. Dieses war auch der absichtliche Endzweck. Man wiederholte dieses Experiment täglich nur einmal, zu der Zeit, wenn die vornehmsten Offiziers im Hauptquartiere versammelt waren; den vierten Tag aber sprang die Kanone.

Obgleich das Fort von so zahlreichen Feinden umringt war, so unterhielt Elive dennoch einen Briefwechsel mit Madras und dem Fort St. David, wo man Anstalten machte ihm Hülfe zu verschaffen. Man schickte zu diesem Ende 100 Europäer und 200 Sepoys ab; ehe sie aber noch Arcot erreichten, wurden sie von 2000 Arcoten umringt, die Raja-sahib betaschirt hatte. Das Gefecht war hitzig, die Engländer siegten, jedoch mit großem Verlust, der sie nöthigte zurück zu marschiren.

Dieser Rückzug ließ der bedrängten Besatzung wenig Hoffnung übrig, von den Ihrigen unterstützt zu werden; dagegen aber zeigten sich von einer andern Seite angenehme Aspecten. Ein Corps von 6000 Maratten, unter Anführung des Morari-rom, waren schon einige Zeit am Fuße der westlichen Gebirge, 30 Meilen von Arcot, gelagert gewesen. Der König von Mysore hatte sie gebunden, dem Mahomed-Ally beyzustehn;



zustehn; der Rückzug der Engländer aber nebst des Nabobs Truppen nach Trichinapoly hatte so nachtheilige Gerüchte veranlaßt, daß man die Sache dieses Fürsten für ganz verzweifelnd hielt, daher denn die Maratten unthätig blieben. Elive schickte einen Boten an Morari-row, um ihn von seiner Lage zu unterrichten, und um Hülfe zu bitten. Der Bote kam glücklich wieder zum Fort zurück, und brachte ein Schreiben von diesem Befehlshaber, welches ausdrücklich enthielt, daß er nicht einen Augenblick säumen wollte, so braven Männern, als die Vertheidiger von Arcot wären, beizustehn, deren Verhalten ihn nunmehr überzeugt hätte, daß die Engländer auch fechten könnten.

Raja-sahab, der davon Nachricht erhielt, ließ den 30sten October das Fort auffodern, wobey er eine ehrenvolle Capitulation der Besatzung, und dem Capitain Elive eine große Summe Geld antrug; dagegen drohte er, wenn man sein Anerbieten nicht annehmen würde, ohne Verzug das Fort zu stürmen, und alles darin niedermachen zu lassen. Elive beantwortete diesen Antrag mit Verachtung, und sagte, er hätte eine bessere Meynung von seiner Klugheit, als zu glauben, daß er mit seinen jetzigen elenden Soldaten einen Sturm wagen würde.

Mittlerweile zeigte sich ein Detaschement Maratten, die sich fruchtlos bemühten in die Stadt zu dringen, da alle Straßen und Zugänge pallisadirt und gesperrt waren; sie begnügten sich daher zu plündern, und einige Häuser in Brand zu stecken. Die Furcht vor ihrer Rückkehr und die beleidigende Ant-

Lawrence setzte seinen Marsch fort, und langte Abends in Tritchinapoly an. Den folgenden Tag berathschlugte man über den Operationsplan, da denn alle der Meinung waren, daß man das feindliche Lager ohne Verzug angreifen mußte; als man aber den Tag dazu festsetzen wollte, so zeigten sowohl Mohren als Indier ihre abergläubischen Begriffe von glücklichen und unglücklichen Tagen, so daß man nicht zu Stande kommen konnte. Lawrence sah ein, daß er in Erwartung einer sogenannten glücklichen Stunde viel Zeit verlieren würde, und daß es nöthig sey, von der Bestürzung des Feindes über seine Ankunft ungesäumt Vortheile zu ziehen; er beschloß daher, blos mit seinen eignen Truppen Versuche zu machen. Da die Franzosen zu stark verschanzt waren, so wählte er das Lager des Chunda-sahab zum Angriff, das sich ohne Befestigung befand. Die Nacht vom 1ten April wurde zu diesem Ueberfall ausgesperrt, und Dalton mit 400 Mann erhielt den Auftrag, durch einen großen Umweg dem Feind im Rücken zu kommen, und das Lager in Brand zu stecken. Die bisherige Unthätigkeit der Engländer war Schuld, daß sie die Gegend um Tritchinapoly gar nicht kannten, und sich deshalb auf indische Wegweiser verlassen mußten. Diese, um dem Befehl, die Vorposten zu umgehen, desto besser nachzukommen, führten die Truppen so weit aus dem Wege, daß, als der Tag anbrach, sie sich noch zwey Meilen von Chunda-sahabs Lager und im Mittelpunkt aller feindlichen Posten befanden. Der Entwurf des Ueberfalls war nun auf einmal vernichtet, und die Engländer der Gefahr ausgesetzt, von der ganzen

Thore des Forts und die Breschen alle zugleich anzugreifen.

Clive war bereitet sie zu empfangen. Die Feinde trieben Elephanten vor sich her, an deren Stirne große Eisen befestigt waren, womit sie die Thore durchzubrechen hofften. Diese Thiere aber wurden verwundet, da sie sich denn umwandten, und ihre eignen Leute zu Boden traten. Man bestürmte dann eine der Breschen mit rasender Wuth; das wohlgeordnete Feuer der Engländer aber that eine schreckliche Wirkung, denn alle Vertheidiger der Bresche hatten hinter sich Leute stehn, die ihnen in der größten Geschwindigkeit die Gewehre luden, wodurch denn ein ununterbrochenes Feuer unterhalten wurde. Die Stürmenden stürzten zurück, und wurden von andern abgelöst, und diese wieder von andern, alle aber zurück geschlagen; die Reserva-Corps ängstigte man mittlerweile durch Bomben, die alle unter bewaffnete Schaaren fielen, und außerordentliche Verwirrung anrichteten. Um die andre Bresche zu bestürmen, mußte man über einen mit Wasser angefüllten Graben; ein Haufen Soldaten bestiegen zu diesem Endzweck ein Floß, das mit Kanonen beschossen wurde; Clive ward gewahr, daß die Kanontiers nicht gut zielten, und richtete daher selbst die Kanonen; die Kugeln zerschmetterten nun das Floß, viele von den Feinden erschossen, und andre retteten sich durch Schwimmen.

So dauerte der Sturm eine Stunde lang, da denn die Feinde alle fernern Versuche auf einmal aufgaben, und sich blos beschäftigten ihre Todten wegzubringen. Unter diesen war der Befehlshaber ihrer

seiner ganzen Macht auf einen Theil fallen, und ihn überwältigen könnte; dahingegen waren die Vortheile auch sehr groß, alle Verstärkung und Communication mit Pondichery durch diese Maaßregel zu vernichten. Die Kühnheit dieses Plans gefiel dem Major Lawrence, der von keiner niedern Eifersucht etwas wußte, und sogar beschloß, dem Clive das Commando des Corps zu übertragen, wenn er die andern ältern Offiziers zu ihrer Einwilligung bereden könnte. Diese Schwierigkeit aber wurde aus dem Wege geräumt, sobald nur der Entwurf bekannt wurde; denn die Maratten und Mysoren erklärten einstimmig, keine Truppentheilung zu gestatten, wenn ein anderer als Clive das Commando erhielt. Dieser muthige Befehlshaber brach also den 6ten April in der Nacht auf, mit 400 Europäern, 700 Sepoys, 1000 Mann tanjorescher Reiterer und 3000 Maratten, die Innis Khan anführte; seine Artillerie bestand in zwey schweren Kanonen und sechs Feldstücken. Die Truppen passirten noch in der nämlichen Nacht den Fluß.

Dupleix wurde durch diese Nachricht sehr beunruhigt. Law hatte sich wider seine Ordre zurückgezogen; und die Lage, worin sich die französischen Truppen und ihre Bundsgenossen befanden, war sehr kritisch. Er wandte indessen mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit die größten Bemühungen an, ihnen Hülfe zu leisten, und schickte sogleich eine Verstärkung von 130 Europäern, 500 Sepoys und vier Kanonen ab, die eine große Conboy von Provision und Munition escortirten. Auteuil ging mit diesem Detaschement ab, und hatte dabey den Auftrag, dem Law das Com-

So endigte sich diese in den indischen Annalen höchst denkwürdige Belagerung, nachdem sie fünfzig Tage lang in der allernachtheiligsten Lage gedauert hatte. Das Fort selbst, ein unhaltbarer Steinhau- sen, und die Vertheidiger eine Handvoll Leute, die ihren ersten Festzug thaten, von einem Jünglinge an- geführt, der sich eigentlich dem Civilstande gewidmet, und nie taktische Bücher gelesen hatte; dennoch waren alle Mittel, die er bey dieser Belagerung von Arcot anwandte, so wie sie von den größten Meistern der Kriegskunst vorgeschrieben werden. Die Feinde hin- gegen waren über 10,000 Mann stark, und wurden überdem in ihren Operationen durch Franzosen gelei- tet.

Den folgenden Tag kam der Capitain Killpatrick mit einer Verstärkung von 150 Europäern in Arcot an. Diesen ließ Clive im Fort, und ging den Feind selbst aufzusuchen. Raja-sahab hatte alle Hülfsstruppen nach Hause geschickt, und nur diejenigen bey sich be- halten, die ihm sein Vater von Tritchinapoly gesandt hatte; mit diesen und den Franzosen ging er nach Wel- lore, wo er sich stark verschanzte. Man erwartete stündlich die Ankunft der Maratten. Morari-row hatte seinen Neffen, Basin-row, mit 1000 Mann abgeschickt, sich mit Clive zu vereinigen, allein anstatt dessen streiften sie herum und plünderten das Land. Sie hatten sich unweit Belore nachlässig gelagert, dies- ses nutzten die Franzosen und Chunda-sahab; man überfiel sie in der Nacht, tödtete eine Anzahl ihrer Pferde und plünderte ihr Lager. Durch diese Nieder- lage gekränkt, kamen sie zu Clive und baten ihn mit

Elivischen Corps in der jetzigen Lage gefährlich schien, so schickte Lawrence von seiner Armee die dazu erforderlichen Truppen ab, unter Anführung des Dalton. Er nahm 150 Europäer, 400 Sepoys und 500 Mar-ratten nebst vier Kanonen mit sich. Auteuil, der die Engländer auf sich losrücken sah, und es für die ganze Armee hielt, verließ eilig das Fort nebst allen seinen Truppen, mit Zurücklassung einer großen Menge Munition und Lebensmittel, die Dalton in Besitz nahm. Einige Tage nachher, da der zu sehr angeschwollene Fluß ihm den Uebergang verhinderte, um wieder zur Hauptarmee zu stoßen, vereinigte er sich mit Elive, und um allen Rangstreit zu vermeiden, that er den Dienst eines Volontairs.

Man fand an dem Ufer des Coleroon einen hohen Damm, der keinen Kanonenschuß vom feindlichen Lager entfernt war; dieses erzeugte den Gedanken, es zu beschiefen. Ein jeder gemeiner Soldat bey einem indischen Heer hat entweder seine Frau oder eine Bey-schläferin bey sich im Lager, die Offiziers haben deren mehrere, und die Befehlshaber führen ganze Serails mit sich. Außer diesen ist die Armee mit vielen Bedienten und Knechten beladen, die eine größere Anzahl als die Soldaten selbst ausmachen; hiezu kommt noch ein zahlloser Troß von Kaufleuten, Krämern und Marktendern aller Art, die dem Lager folgen. Diese haben ein abgesondertes Quartier, wo sie täglich ihre mannichfaltigen Waaren in größerer Menge und mit mehr Ordnung auslegen, als man auf den berühmtesten Messen in Europa sieht. Sie sitzen alle auf der Erde in langen Linien, und haben ihre Waaren vor-

folgten sie, und erbeuteten 400 Pferde und Raja-sahabs Kriegskasse, worin sie 100,000 Rupien fanden. Eine große Menge feindlicher Sepoys kamen als Ueberläufer und boten Elive ihre Dienste an; alle, die gute Waffen mit sich brachten, wurden auch von ihm angenommen, deren Anzahl 600 war. Auf die Nachricht, daß Raja-sahab viele Sachen von Werth im Fort Arni gelassen hätte, wurde der Commandant desselben aufgefordert, sie nebst dem Fort zu überliefern, der darauf einen Elephanten, eine Anzahl Pferde, und viel Bagage herausandte, auch sich erbot, dem Mahomed-Ally den Eid der Treue zu schwören, allein das Fort wollte er nicht übergeben. Da man keine schweren Kanonen hatte, konnte man ihn nicht dazu zwingen.

Die Franzosen hatten während der Belagerung von Arcot von der großen Pagode Conjeveram Besitz genommen, um die Communication zwischen Arcot und Madras zu unterbrechen; sie überfielen auch eine Anzahl Verwundeter, die von der Belagerung zurückkehrten, und waren so grausam, mehrere Engländer, die in Sänften getragen wurden und unfähig waren Widerstand zu thun, zu ermorden; zwey Offiziers aber, Glas und Revel, ließen sie leben. Elive beschloß Conjeveram einzunehmen, und marschirte dahin, nachdem er sich von den Maratten getrennt hatte, die nach Tritchinapoly ihren Zug nahmen. Die Pagode war mit 30 Europäern und 300 Sepoys besetzt, und wurde nun aufgefordert. Niemand von der Besatzung verstand Englisch, daher der commandirende französische Offizier seinen beiden Gefangenen Revel und

andre aber baten blos um Erlaubniß, durch die Posten passiren zu dürfen. Die indischen Bundsgenossen, die schon einige Zeit her die ganze feindliche Bagage als ihr Eigenthum betrachtet hatten, das ihnen nicht entgehn könnte, wollten von dieser Erlaubniß nichts hören; die Maratten besonders, die das Leben eines Menschen nicht einige Rupien werth halten, waren gänzlich abgeneigt, Bedingungen einzugehn, die sie hindern könnten, ihre Säbel zum Beutemachen zu gebrauchen. Die Engländer aber vereitelten diese schändlichen Absichten, und erklärten, daß sie den durchgehenden Truppen ihre eignen Pässe erteilen würden, wenn die Bundsgenossen die ihrigen versagten; worauf sie sich denn auch mit großem Widerwillen dazu bequemten.

Man steckte an den Ufern des Caveri und des Coleroon Flaggen auf, als ein Sicherheits-Signal für die abziehenden Soldaten. Hierauf fanden sich 2000 Mann von Chunda-sahabs bester Reiteren und 1500 Sepoys bey dem Capitain Clive ein; andre gingen zu den mysoreischen Truppen, aber nur sehr wenige zum Nabob. Die Truppen von Morawar, von Madura und andre unabhängige Schaaren kehrten in ihr Vaterland zurück. Chunda-sahab behielt nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bey sich, die ihre Zuflucht in die große Pagode von Seringham nahmen. Unter diesen waren 1000 Rajpouts, die, vom Religionseifer angetrieben, die Vertheidigung des innern Tempels übernahmen. Die Franzosen mit 2000 Sepoys nahmen von einer andern unweit davon liegenden Pagode, Jumbakistina, Besitz, und erklärten of-



die bisher aus seinem Schatz geflossen waren, mußten nun von der Regierung im Fort St. David bezahlt werden; er besorgte mit Recht, daß sie ihn nicht länger unterstützen würden, als sie eine Wahrscheinlichkeit sähen, ihn aus seinem Unglücke herauszureißen. Nichts schien ihm gewisser als die Vermehrung seines Glends, wenn er nicht ein eben so zahlreiches Heer als Chunda-sahab zusammen bringen könnte, um den Beystand der Engländer gehörig zu nutzen.

Der einzige Fürst in Indien, von dessen Lage, Neigung und Macht der Nabob noch Hülfe hoffen konnte, war der König von Mysore. Die Länder desselben gränzen ostwärts am Carnatic und nach Westen zu erstrecken sie sich bis auf 30 englische Meilen von der malabarischen Küste. Seine jährlichen Einkünfte werden auf zwanzig Millionen Rupien gerechnet. Die ganze mysorische Nation hatte einen tödtlichen Haß gegen den Chunda-sahab, der, als er ehemals Tritchinapoly besaß, den Entwurf gemacht hatte, das Königreich zu erobern, und auch wirklich einige Monat lang Caroor, die stärkste der östlichen Gränzfestungen, belagerte. Der jetzige König von Mysore war ein Kind, und stand unter der Vormundschaft seines Onkels, der das Land uneingeschränkt regierte. An diesen Regenten, den man den Dasa-wan von Mysore nannte, wandte sich Mahomed-Alli um Hülfe. Da er fand, daß die Furcht vor Chunda-sahab ihn nicht allein vermögen konnte, die Waffen zu ergreifen, so bewilligte er alle Forderungen, die man verlangte, so ausschweifend diese auch waren. Der Nabob bestätigte den Tractat durch einen Eid,

andre aber baten blos um Erlaubniß, durch die Posten passiren zu dürfen. Die indischen Bundsgenossen, die schon einige Zeit her die ganze feindliche Bagage als ihr Eigenthum betrachtet hatten, das ihnen nicht entgehn könnte, wollten von dieser Erlaubniß nichts hören; die Maratten besonders, die das Leben eines Menschen nicht einige Rupien werth halten, waren gänzlich abgeneigt, Bedingungen einzugehn, die sie hindern könnten, ihre Säbel zum Beutemachen zu gebrauchen. Die Engländer aber vereitelten diese schändlichen Absichten, und erklärten, daß sie den durchgehenden Truppen ihre eignen Pässe ertheilen würden, wenn die Bundsgenossen die ihrigen versagten; worauf sie sich denn auch mit großem Widerwillen dazu bequerten.

Man steckte an den Ufern des Caveri und des Coleroon Flaggen auf, als ein Sicherheits-Signal für die abziehenden Soldaten. Hierauf fanden sich 2000 Mann von Chunda-sahabs bester Reiteren und 1500 Sepoys beym Capitain Clive ein; andre gingen zu den mysoreischen Truppen, aber nur sehr wenige zum Nabob. Die Truppen von Morawar, von Madura und andre unabhängige Schaaeren kehrten in ihr Vaterland zurück. Chunda-sahab behielt nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bey sich, die ihre Zuflucht in die große Pagode von Seringham nahmen. Unter diesen waren 1000 Rajpouts, die, vom Religionseifer angetrieben, die Vertheidigung des innern Tempels übernahmen. Die Franzosen mit 2000 Sepoys nahmen von einer andern unweit davon liegenden Pagode, Jumbakistna, Besitz, und erklärten öf-

länder nur die Franzosen auf sich nehmen wollten, so würden sie mit ihren 500 Mann die ganze feindliche Reiteren, die 12000 stark war, im Zaum halten. Sie ließen sich diese Verwegenheit ausreden, bis Basin-row mit 1000 Maratten aus Arcot zu ihnen stieß. Nunmehr glaubten sie es ohne Bedenken mit dem Feinde allein aufnehmen zu können, und geizten nach dem Ruhm, den Krieg ohne Beyhülfe zu endigen. Sie wurden immer dringender, und erbieten sich, nicht nur die ganze feindliche Reiteren zurückzuschlagen, sondern auch selbst den Franzosen in beide Flanken zu fallen. Die Engländer wollten jedoch kein so ungewisses Treffen wagen, sondern erst die Ankunft der mysorischen Armee und eine Verstärkung vom Fort St. David abwarten. Diese Behutsamkeit mißfiel den Maratten so sehr, daß sie den Engländern ins Gesicht sagten, sie gehörten nicht zu demselben Volk, das so brav in Arcot gefochten hätte.

Indessen brach die Armee von Mysore nebst 4000 Maratten unter Morari-row auf, um Tritchinapoly zu entsetzen. Diese Nachricht brachte die Franzosen zu einem kühnen Entschluß; sie schickten nämlich ein starkes Detaschement nach Mysore, das einen besetzten Gränzort, der ohne Besatzung war, in Besitz nahm, die Festungswerke verbesserte, und dabey aussprengte, daß sie die Mysoren auf ihrem Marsch angreifen und das Land plündern würden. Dies hielt den Marsch des Regenten auf, der einen Boten an den Nabob sandte, um ein europäisches Detaschement zu seinem Beystand zu haben, weil, wie er schrieb, er gar nichts von der Methode wußte,

und öffneten die Thore, da sich denn die Ihrigen heranzogen, bevor das englische Fußvolk anrücken konnte.

Auteuil hielt in dieser großen Verlegenheit Kriegsrath, da denn jedermann auf die Uebergabe stimmte. Man kam bald wegen den Bedingungen überein. Diese waren: daß die französischen Offiziers in zwölf Monat nicht wider den Nobob dienen, die Gemeinen zu Kriegsgefangenen gemacht, und die Deserteurs begnadigt werden sollten. Das ganze Detaschement bestand jetzt noch in 100 Europäern, worunter 35 englische Deserteurs waren, 400 Sepoys, und 340 Mann Cavallerie nebst drey Kanonen. Eine ungeheure Menge Provision und Munition fiel den Engländern dabey in die Hände; zu der letztern gehörten 800 Pulverfässer und 3000 Muffeten. Man wußte, daß Auteuil eine große Summe Geld bey sich hatte; da man ihm aber zugestanden, seine eigne Bagage ohne Untersuchung abzuführen, so bediente er sich dieser Gelegenheit, den größten Theil dieses Geldes heimlich mit fortzubringen. Die Truppen von beiden Seiten plünderten das Uebrige, so daß nur 50,000 Rupien der englischen Compagnie anheim fielen. Die Reiter und Sepoys wurden wie gewöhnlich entwaffnet, und sodann in Freyheit gesetzt; mit den übrigen Gefangenen kehrte Clive in sein Lager zurück.

Nun befanden sich die Franzosen in Jumbakistna in der schrecklichsten Lage. Chunda-sahab war bey ihnen, und hatte oft lam die Nothwendigkeit vorgestellt, einen großen Versuch zu machen sich durchzuschlagen; da man aber davon nichts hören wollte, und er keine Aussicht hatte, das Ende seines Unglücks zu

dem Fort stehen zu bleiben, um ihnen den Rücken zu decken; sie versprachen in einer gewissen Entfernung Halt zu machen; kaum aber befanden sie sich außer Gefahr, als sie aufs schleunigste ihren Marsch fortsetzten. Die Engländer zogen sich ruhig zurück, und erreichten den 6ten Februar Tritchinapoly.

Dieser Beystand der Mysoren verursachte, daß sich der König von Tanjore auch für den Nabob erklärte, und 5000 Mann Hülfsstruppen nach Tritchinapoly schickte. Der Polygar Sondiman, dessen Land zwischen Tanjore und Madura liegt, schickte dahin ebenfalls 400 Reiter und 3000 Colliers. Dies sind Menschen, die unter verschiedenen kleinen Oberhäuptern die Wälder zwischen Tritchinapoly und dem Vorgebirge Comorin bewohnen. Ihr Name bedeutet in ihrer eignen Sprache Diebe, und bezeichnet auch richtig ihren Charakter, ob er gleich nach den Districten seine Verschiedenheiten hat. Die nordwärts von Madura wohnenden sind fast Wilde; ihre Waffen bestehen in einem achtzehn Fuß langen Speiß, womit sie auf der Erde herum kriechen, und dessen sie sich im Hinterhalt sehr gut zu bedienen wissen. Der vornehmste Dienst aber, den sie einer Armee leisten, besteht darin, daß sie die Pferde der feindlichen Truppen entweder stehlen oder tödten.

Auf diese Weise war das Heer des Mahomed-Alli schleunig stärker als das feindliche geworden; denn er hatte jetzt 40,000 Mann beisammen, wovon die Hälfte Cavallerie war. Der Kern derselben waren die Engländer und 6000 Maratten. Die Armee des Chunda-sahib war auch während der Belagerung

jee ein erklärter Feind des obersten Ministers, und überhaupt mit seinem Hofe unzufrieden war; daher man auf ihn sein Augenmerk richtete. Man folgte diesem schwachen Strale der Hoffnung, da sich kein andrer zeigte.

Monack - jee nahm den Antrag an, und brachte mit so viel Geschicklichkeit und anscheinender Gutmüthigkeit einen Briefwechsel im Gang, daß Chunda-sahab und Law glaubten, daß alles seine Richtigkeit hätte. Man zahlte eine große Summe Geld voraus, und noch viel mehr, nebst andern Vortheilen, wurde nachher zu geben versprochen. Die Zeit zur Ausführung des Vorhabens war noch nicht festgesetzt, als den 31sten May die Engländer ihre schweren Kanonen von Devi-Cotah erhielten, und Law aufgefodert wurde, sich auf Discretion zu ergeben. Monack - jee zeigte sich nun als ein Freund, und ließ Chunda-sahab wissen, daß er noch die nämliche Nacht zu ihm kommen möchte, weil eine Verzögerung alles vereiteln dürfte.

Um den Engländern allen Verdacht einer so wichtigen Unternehmung zu entziehen, machte Law wohlbedächtlich Notomontaden in seiner Antwort an Lawrence. Er versicherte, die Pagode bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, wenn man ihn nicht mit seinen Truppen frey abziehen ließe, und zwar ohne die geringste Nachfrage nach Personen und Sachen. Unter diesen Bedingungen wollte er die Hälfte seiner Artillerie überliefern.

Sobald es Nacht war, hatte Law die Kühnheit, sich heimlich selbst zum Monack - jee zu begeben, von

länder vernahmten. Clive hatte die Absicht ihnen im Rücken zu kommen, und ihr Lager zu überfallen, hörte aber bey der Annäherung zu seinem Erstaunen, daß sie es verlassen hätten, und zwar glaubte man, daß dieser schleunige Ausbruch die Folge gewisser übler Nachrichten gewesen, die von Trichinapoly gekommen wären. Es lag aber eine andre Ursache zum Grunde. Man hatte, um das Elivesche Corps zu verstärken, die Besatzung von Arcot sehr geschwächt; hiervon wollten die Feinde Nutzen ziehn und den Ort überfallen. Clive erhielt auch den folgenden Tag von dem Commandanten Nachricht, daß sie in Arcot eingetroffen wären, und sich wegen der Ueberrumpelung des Forts auf zwey Offiziers von den englischen Sepoys verlassen hätten, mit denen sie einen Briefwechsel unterhalten, der aber entdeckt worden wäre; worauf denn der Feind schleunig wieder die Stadt verlassen, ohne daß man wüßte, wohin er seinen Marsch genommen hätte. In dieser Ungewißheit beschloß Clive nach Arcot aufzubrechen.

Auf dem Wege dahin kam es zu einem Treffen zwischen den Franzosen und Engländern, da sich die erstern in einem Walde nahe an der Landstraße verborgen hatten, und die Engländer unvermuthet mit ihren Kanonen begrüßten; die Folge davon war erst eine Unordnung und Flucht der Engländer, die aber mit einer Niederlage der Franzosen endigte, die neun Kanonen, drey Haubizen, und sechzig europäische Gefangene einbüßten, nachdem 50 derselben nebst 300 Sepoys auf dem Schlachtfelde geblieben waren. Die

berathschlagten. Mit Tages Anbruch gingen sie zum Major Lawrence, in dessen Zeit ihre Debatten fortgesetzt wurden. Ein jeder verlangte den Gefangenen zu besitzen, und führte Gründe zu dieser Forderung an; allein Monack- jee wollte ihn durchaus nicht aus seinen Händen geben. Lawrence hatte bisher geschwiegen; da er aber fand, daß die Uneinigkeit immer größer wurde, und üble Folgen haben könnte, schlug er vor ihn den Engländern zu übergeben, die ihn in einem ihrer Forts bewahren lassen würden. Dieser Vorschlag war allen zuwider; man brach die Conferenz ab, ohne zu einem Entschlusse zu kommen. Einer war gegen den andern aufs äußerste erbittert, und alle waren es gegen Monack- jee, der den Verdruß hatte zu sehn, daß seine Verrätherey gar nicht als ein der gemeinschaftlichen Sache geleisteter großer Dienst betrachtet wurde. Der Nabob sowohl als die mysore- schen und marattischen Feldherren wünschten vielmehr, daß Chunda- saheb nicht gefangen worden wäre; da sie ihn nicht in ihrer Gewalt hatten.

Lawrence ließ nun die Franzosen von neuem auf- fodern, und verlangte den nächstfolgenden Tag eine bestimmte Antwort; wobei er wissen ließ, daß, wenn man einen förmlichen Angriff abwartete, kein Mann in der Pagode mit dem Leben davon kommen sollte. Law hatte schon das unglückliche Schicksal seines Bundsgenossen erfahren, so wie auch die Niederlage bey Vol-condah, er ersuchte daher um eine persönliche Unterredung mit Major Lawrence, die auf den nächsten Tag festgesetzt wurde.



England zurück kam, und selbst das Commando übernahm. Das Corps bestand aus 400 Europäern und 1100 Sepoys mit acht Kanonen, die nach Tritchinapoly aufbrachen. Hier waren sowohl die Mysoren als die Maratten sehr mit dem Capitain Gingen unzufrieden, der trotz allen Vorstellungen nicht ehe den Feind angreifen wollte, bis er Verstärkung erhalten würde; ja der Dalaway von Mysore war mehr als einmal auf dem Punkt gewesen, mit seinen Truppen zurück zu gehn. Der Nabob fand jedoch Mittel ihn zu befänstigen, da er ihm die Einkünfte aller Districte übergab, die seit seiner Ankunft erobert worden waren; Morariorow aber war durch diese Unthätigkeit so aufgebracht, da sie ihm die Gelegenheit zu plündern raubte, daß er den Entwurf machte zum Feinde überzugehn, und auch wirklich mit dem Chunda-sahab in Unterhandlung trat.

Die Verstärkung sollte das Schicksal beider Armeen entscheiden, daher Dupleir auch zu wiederholtenmalen dem Befehlshaber der französischen Truppen Law Ordre zuschickte, die so gefürchtete Vereinigung durchaus zu verhindern. Die Engländer hatten indessen ein dem Könige von Tanjore gehöriges Fort erreicht, zwanzig Meilen von Tritchinapoly, wo sie ihre schwere Bagage in Verwahrung brachten, um ihre Operationen zu erleichtern. Ungeachtet einer großen Kanonade und aller andern Hindernisse geschah die Vereinigung dennoch. Die Franzosen hatten zwey- undzwanzig Kanonen und die Engländer neune, und hieraus entstand das stärkste Artilleriefuer, das man noch je in den Ebenen von Indostan gehört hatte.

nition, Wagen u. s. w. alles in sehr gutem Stande. Die große Pagode von Seringham wurde auch den Siegern eingeräumt, und allen darin befindlichen Truppen der freye Abzug verstattet. Die Rajpouts aber wollten durchaus nicht den innern Tempel verlassen, und drohten, alles zu morden, wenn man nur bis zur dritten Mauer dringen würde. Die Engländer, die ihren Religions-Enthusiasmus bewundern, versprachen sie in Ruhe zu lassen.

Auf diese Weise war nun die große Armee des Chunda-sahab, ohne eine Schlacht zu liefern, in zwey Monat Zeit gänzlich zu Grunde gerichtet. Soldaten, welche die Kriegskunst studiren, werden hier Beyspiele finden, die ihr Nachdenken verdienen, sowohl in Ansehung der unüberlegten Schritte der Feinde, als der daraus gezogenen Vortheile. Es war hier nicht das bloße Kriegsglück, sondern militärische Fähigkeiten und Entschlossenheit von Seiten der Engländer, sobald Lawrence und Elive in Tritchinapoly anlangten; und der gänzliche Mangel dieser Eigenschaften bey den französischen Befehlshabern; diese gaben bey dieser großen Fehde den Ausschlag.

Nun war noch die Entscheidung von Chunda-sahabs Schicksal übrig. Monack-je empfing stündlich Boten und Vorschläge. Der Mysore versprach Geld, der Nabob drohete Rache, und Morari-row redte von einem Besuch mit seinen 6000 Maratten. Der Verräther war in der größten Angst, da er, wenn er gleich seine eignen Ansprüche ganz aufgeben wollte, doch nicht allen dreyen zugleich willfahren konnte. Er fürchtete die unausbleiblichen Folgen, wenn er einem  
den

Macht des Feindes umringt zu werden: man beschloß daher eiligst nach Trichinapoly zurück zu gehn. Die Franzosen erfuhren den gehabten Anschlag, und hielten sich daher in ihrem Lager nicht sicher. Ungeachtet aller Vorstellungen des Chunda = saheb gingen sie noch den nämlichen Tag über den Caveri zurück, da denn die ganze Armee ihnen folgen mußte. Der Rückzug geschah mit solcher Uebereilung, daß nur ein Theil der Bagage mitgenommen werden konnte, alles übrige mit dem ungeheuern Vorrath von Lebensmitteln wurde verbrannt.

Die jetzige Thätigkeit der Engländer söhnte sie wieder mit Morari = row aus, der nun auch seinen Briefwechsel mit Chunda = saheb aufgab. Die Verstärkung unter den Feinden war so groß, daß sie ganz sinnlos handelten. Sie hatten den ganzen Carnatic vor sich, und wenn sie dahin marschirten, konnten sie den Krieg verzögern, bis der Geldmangel den Zwist entscheiden würde. Anstatt dieser vernünftigen Maassregel aber schlossen sie sich in den zwey großen Pagoden auf der Insel Seringham ein, wo sie an Lebensmitteln Mangel litten, und diese nur aus einer großen Entfernung bekommen konnten; sie fürchteten sich zu sechten, und schämten sich zurück zu gehn.

Es war eine Entschliesung nöthig, die an Verwegenheit gränzte, um dem Kriege ein schleuniges Ende zu machen, welcher der englischen Compagnie schon so viel Kosten und Nachtheil verursacht hatte. Clive schlug Lawrence vor, die Armee zu theilen, und ein starkes Corps über den Caveri zu schicken. Man setzte sich hiedurch der Gefahr aus, daß der Feind mit

indischer Manier mit den niederträchtigsten Schimpfwörtern belegten. Der Kopf wurde nachher in eine Schachtel gepackt, und einer Escorte übergeben, unter dem Vorwand ihn nach Delhi zu schicken; eine Rolle, die gewöhnlich gespielt wird, um den Ruf einer glücklichen Begebenheit zu erhöhen. Es ist jedoch höchst wahrscheinlich, daß er nicht außerhalb dem Carnatick geführt worden ist.

So war das schmachvolle Ende dieses Mannes. Die vielen Beispiele eines ähnlichen Schicksals, das in diesem Reiche beständig durch den Kampf des Ehrgeizes erzeugt wird, haben ein indisches Sprüchwort veranlaßt: das Glück ist ein Thron. Derjenige also, der bey einem solchen Kampf unterliegt, wird blos als unglücklich betrachtet, ohne daß sein Andenken mit dem Schandfleck der Rebellion oder der Verrätheren gebrandmarkt ist; es sey denn, daß er sich dem Großen-Mogul selbst widersetzt. Alles übrige gehört zum gemeinen Lauf der politischen Begebenheiten in Indostan, denn es ist kaum im ganzen Reich ein Nabob, der nicht einen erklärten oder heimlichen Rival hat. Den Privat-Charakter des Chunda-sahab betreffend, so wurde er durchaus für einen tapfern, wohlthätigen und großmüthigen Mann gehalten. Seine militärischen Talente waren viel größer, als man sie gemeinhin unter den Feldherren in Indien antrifft, daher kann man wohl behaupten, daß, wenn er das Commando über die französischen Truppen gehabt hätte, so würde er gewiß nicht die groben Fehler begangen haben, die den gänzlichen Verlust seiner Armee und sein Ende verursachten.

mando abzunehmen. Das Schicksal beider Heere hing gewissermaßen von dem Glück und Unglück dieser Convoy ab. Clive marschirte ihr daher selbst mit einem großen Theile seiner Truppen entgegen. Die Nachricht dieses Marsches bewog Auteuil, sich ins Fort Utatoor zurückzuziehen; Clive eilte daher ebenfalls zurück und erreichte in der Nacht das Lager. Seine Abwesenheit hatte den Plan zu einem Ueberfall erzeugt, den die Franzosen auch ausführten. Eine Anzahl englischer Deserteurs, die sich bey den Vorposten als eine vom Major Lawrence abgeschickte Verstärkung angaben, führten die Feinde an, und drangen glücklich um Mitternacht ins Lager, wo sie alles schlafend fanden, und die äußerste Unordnung anrichteten. Clive selbst, im tiefsten Schlaf, der die Möglichkeit nicht träumte, von den Feinden in seinem Zelt aufgeweckt zu werden, sprang auf, sammelte seine Truppen und führte sie zum Gefecht, wobei er gefährlich verwundet wurde. Die französischen Sepoys verließen endlich das Lager wieder und zogen sich zurück. Mittlerweile aber waren die Maratten zu Pferde gestiegen, die besonders beym Nachjagen schrecklich sind. Von 700 Sepoys, die in ziemlich guter Ordnung zurück marschirten, kam auch nicht ein Einziger davon; alle wurden niedergefäbelt.

Die Noth wurde indessen im Lager der Feinde immer größer, und ihre ganze Hoffnung beruhte nun auf der Convoy aus Pondichery. Auteuil befand sich noch im Fort Utatoor, um eine Gelegenheit abzuwarten, sicher seinen Marsch fortzusetzen. Man beschloß daher, ihn anzugreifen; da aber die Trennung des

## Viertes Buch.

---

**V**on den französischen Gefangenen wurden 400 nach dem Fort St. David, die übrigen aber mit aller erbeuteten Artillerie und dem Vorrath aller Art nach Trichinapoly gebracht. Der Major Lawrence stellte nun dem Nabob die Nothwendigkeit vor, ohne Verzug mit der conföderirten Armee im Carnatic zu erscheinen, woselbst der Ruf ihrer Siege wahrscheinlich dienen würde, sich alle Festungen unterwürfig zu machen, die noch der Sache des Chunda-sahib anhängen, und seine Regierung in einer Provinz zu gründen, von welcher er bisher weder Einkünfte noch Unterstützung erhalten hatte. Der Nabob versprach diesem Rathe zu folgen, zeigte aber einige Tage lang, wenn man ihn an den Ausbruch erinnerte, beständig einen unerklärbaren Widerwillen. Dieses wunderliche Betragen erregte jedermanns Nachdenken, bis endlich zu aller Erstaunen der Dalaway von Mysore das Geheimniß entdeckte, indem er sich aufzubrechen weigerte, bis die Stadt Trichinapoly nebst allen dazu gehörigen Ländern ihm, dem geheimen Tractat gemäß, überliefert würde.

Man war überein gekommen, diese Cession niemand zu entdecken, allein entweder hatte der Scharfsinn des marattischen Felbherrn das Geheimniß errathen, oder der Tractat war mit seiner Zustimmung gemacht worden; genug, der Maratte hatte schon

sich ausgebreitet; gegen die Sonne werden sie durch aufgespannte Matten geschützt.

Man stelle sich nun die außerordentliche Verwirrung vor, die in Chunda- sahebs Lager ausbrach, da es den 15ten April von den Engländern beschossen wurde. Alle Zelter wurden sogleich niedergerissen, und alles, was nur von einigem Werth war, weggeschafft. Elephanten, Kameele, Ochsen und Pferde vermischten sich unter Männern, Weibern und Kindern, die erschrecklich heulten und schrien. Das Lager wurde an einem andern Orte aufgeschlagen. Man fürchtete aber eine neue Kanonade; da nun überdem die Noth bey der Armee sich täglich vergrößerte, so beschloffen die meisten Befehlshaber von Chunda- sahebs Truppen, seinen Dienst zu verlassen. Sie versammelten sich und gingen alle in sein Zelt, ihm diesen Entschluß zu melden. Er hörte sie mit vieler Gelassenheit an, und anstatt ihnen Vorwürfe zu machen, sagte er, daß, wenn sie ihm nicht zuvor gekommen wären, so würde er selbst ihnen diesen Antrag gethan haben; daß, ob er gleich nicht im Stande sey, ihnen den ganzen rückständigen Sold zu zahlen, so sollten sie doch versichert seyn, daß er genau diese Schuld abtragen würde, sobald ihm das Glück wieder günstig wäre; und als einen Beweis seiner Aufrichtigkeit erbot er sich, ihnen den größten Theil seiner Elephanten, Kameele, Pferde und anderer militärischen Effecten zu überliefern; dieses edelmüthige Anerbieten wurde auch angenommen.

Den folgenden Tag schickten diese Offiziers Boten ins englische Lager; einige trugen ihre Dienste an,

andre aber baten bloß um Erlaubniß, durch die Posten passiren zu dürfen. Die indischen Bundsgenossen, die schon einige Zeit her die ganze feindliche Bagage als ihr Eigenthum betrachtet hatten, das ihnen nicht entgehen konnte, wollten von dieser Erlaubniß nichts hören; die Maratten besonders, die das Leben eines Menschen nicht einige Rupien werth halten, waren gänzlich abgeneigt, Bedingungen einzugehn, die sie hindern könnten, ihre Säbel zum Beutemachen zu gebrauchen. Die Engländer aber vereitelten diese schändlichen Absichten, und erklärten, daß sie den durchgehenden Truppen ihre eignen Pässe ertheilen würden, wenn die Bundsgenossen die übrigen versagten; worauf sie sich denn auch mit großem Widerwillen dazu bequemten.

Man steckte an den Ufern des Caveri und des Coleroon Flaggen auf, als ein Sicherheits-Signal für die abziehenden Soldaten. Hierauf fanden sich 2000 Mann von Chunda-sahabs bester Reiterey und 1500 Sepoys bey dem Capitain Clive ein; andre gingen zu den mysoreischen Truppen, aber nur sehr wenige zum Nabob. Die Truppen von Morawar, von Madura und andre unabhängige Schaaren kehrten in ihr Vaterland zurück. Chunda-sahab behielt nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bey sich, die ihre Zuflucht in die große Pagode von Seringham nahmen. Unter diesen waren 1000 Rajpouts, die, vom Religionseifer angetrieben, die Vertheidigung des innern Tempels übernahmen. Die Franzosen mit 2000 Sepoys nahmen von einer andern unweit davon liegenden Pagode, Jumbakistna, Besitz, und erklärten öf-



fentlich ihren Vorsatz, sie bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Sie schmeichelten sich immer noch, daß Auteuil Mittel finden würde zu ihnen zu gelangen, und daß durch seine Convoy sie in den Stand gesetzt werden dürften, sich hier bis Ende des Junius zu halten, um welche Zeit man Verstärkungen aller Art aus Frankreich in Pondichery erwartete.

Es kamen täglich französische Ueberläufer an, die von der großen Hoffnung auf die Convoy Nachricht gaben. Ein neuer Versuch diese zu vernichten wurde daher von den Engländern beschlossen. Man hatte erfahren, daß Auteuil die starken Festungswerke bey Vol-condah in Besiß genommen habe; da hier jedoch ein indischer Commandant war, so fand man nöthig, wo möglich, diesen in des Nabobs Interesse zu ziehn. Ein Brief voller Versprechungen that die gehörige Wirkung; er erbot sich, wenn man Truppen senden wollte, die Franzosen anzugreifen, so wollte er seinerseits auch über sie herfallen. Auteuil, der vielleicht hievon Argwohn hegte, verließ Vol-condah. Dieses war den Engländern noch erwünschter als die Verrätherey des Commandanten, daher Clive sogleich aufbrach ihn aufzusuchen. Er nahm mit sich 100 Europäer, 1000 Sepoys, 2000 Maratten, und sechs Kanonen.

Clive traf den Feind an, da dieser in der Unentschlossenheit wieder zurück nach Vol-condah marschirte. Auteuil erreichte auch dasort unter beständigem Scharmützieren und in größter Unordnung. Der verrätherische Commandant wollte die Franzosen nicht einlassen, diese aber erstiegen einen unbefetzten Theil der Mauer,

Thellen wegen dieser Angelegenheit angegangen wurde. Die Engländer beschloffen keinen Antheil am Streit zu nehmen, es sey denn, daß man gegen den Nabob Gewaltthätigkeiten verübte; dabey versicherten sie dem Regenten von Mysore ihre Freundschaft, empfahlen aber ernstlich beiden Parteyen einen freundschaftlichen Vergleich.

Die Streitigkeiten wurden jedoch mit großer Hitze fortgesetzt, woben der arglistige Morari-rono eine so scheinbare Unparteylichkeit bewies, daß ihn beide Fürsten zum Schiedsrichter erwählten. An dem zur Entscheidung bestimmten Tage hielt er mit großem Pomp seinen Einzug in Tritchinapoly, begleitet von zwey mysoresehen Commissarien. Der Zug ging nach des Nabobs Palast, wo der Capitain Dalton, als Befehlshaber der englischen Garnison, gegenwärtig war.

Nachdem die gewöhnlichen Ceremonien vorbei waren, fing der Maratte an die vielen Verbindlichkeiten umständlich anzuführen, die der Nabob dem Regenten schuldig sey; er schilderte mit den lebhaftesten Farben die unglückliche Lage seiner Angelegenheiten, als der Regent sich so großmüthig für seine Sache verwandte; zu keiner Zeit, da er zwar dem Namen nach Herr von allen zwischen dem Fluß Penar bis zum Vorgebirge Comorin gelegenen Ländern war, allein doch in Wirklichkeit nicht mehr als den Boden besaß, den die Stadt Tritchinapoly bedeckte, und auch diese war kaum mehr sein zu nennen, da sie von mächtigen und unerbittlichen Feinden belagert war, und keine Rettung vorhanden schien. Er be-

sehn, so verließ ihn seine gewöhnliche Standhaftigkeit, und machte einem Gram Raum, der seine Gesundheit schwächte. Lam war nicht wenig um die Sicherheit eines Fürsten bekümmert, den er durch sein unentschlossenes Betragen in die gegenwärtige Gefahr gestürzt hatte. Er glaubte, und vielleicht mit Recht, daß, wenn Chunda-sahab gezwungen werden sollte sich zu ergeben, der Nabob gewiß nicht das Leben eines solchen Rivals schonen dürfte, und von dem Vorurtheil des Nationalhasses geblendet, bildete er sich ein, daß selbst die Engländer ihn dem Nabob überliefern würden. Er drang daher in Chunda-sahab, sich durch die Flucht zu retten, und daß, um diese desto sicherer zu veranstalten, man einen vornehmen Befehlshaber von der conföderirten Armee bestechen müßte, damit er heimlich durch die Posten kommen könnte. Der gebeugte Fürst bewilligte endlich diesen Vorschlag; allein es war nicht leicht eine Wahl zu treffen, da jede derselben fast gleiche Gefahr darstellte. Die Mysoren, mußte er, würden sich seiner Person als ein Mittel bedienen, den Nabob zu vermögen, seinen mit ihnen geschlossenen Tractat zu erfüllen, und die Maratten würden ihn an den Meistbietenden verkaufen; die Polygars waren nicht stark genug, und ihre Truppen auch nicht so gelagert, um seine Flucht befördern zu können. Nun waren noch die Tanjoren übrig; diese hatte Chunda-sahab ehemals höchlich beleidigt, ja noch kürzlich selbst ihre Hauptstadt belagert; wenn daher ihre Truppen vom König in Person commandirt worden wären, so würde es unsinnig gewesen seyn, sich ihm zu vertrauen; aber man wußte, daß ihr Feldherr Monact-

einfältigen Commissarien habe Rücksicht nehmen müssen. „Du mußt natürlich glauben,“ sagte er, „daß ich so viel Beurtheilungskraft habe, einzusehn, daß du gewiß keinen Vorsatz hast dein gethanes Versprechen zu erfüllen. Wie könntest du es gegen den Großen-Mogul verantworten, einen so wichtigen Theil seiner Staaten einem so unbedeutenden Volk abzutreten! Es würde unsinnig seyn, nur daran zu denken. Dieses, kannst du sicher glauben, sind meine wahren Gesinnungen, obgleich mein Privatinteresse mich nöthigt, öffentlich anders zu reden.“ Der Nabob war nicht wenig vergnügt, diese seine Meinung zu hören, weil er bey seiner Weigerung die Maratten aufzubringen gesücht hatte, und diese ihm weit mehr als die Mysoren Kummer verursachten. Er machte dem Morariorow daher auf der Stelle ein Geschenk mit 50,000 Rupien, und versprach ihm noch viel mehr, wenn er einen Vergleich zu Stande bringen, und den Regenten dahin vermögen wollte, auf die Erfüllung des Tractats nicht genau zu bestehn. Der Maratte versprach es zu thun, obgleich er an nichts weniger dachte. In der That war er der unschicklichste Schiedsrichter, den man nur erwählen konnte. Sein Plan war, sich erst bey dem Nabob einzuschmeicheln, und ihn sodann zu bereben, einige tausend Maratten in die Stadt aufzunehmen, als das beste Mittel den Regenten von Mysore glauben zu machen, er sey wirklich willens sein Versprechen zu halten; sodann sollten seine kühnen Krieger die erste Gelegenheit ergreifen, die übrige Besatzung entweder zu verführen

dem er nebst andern Sicherheits-Maasregeln verlangte, daß Geißel gegeben werden sollten, bevor Chunda-sahab sich einstellte. Hierauf antwortete der Tanjore mit vieler Gelassenheit, daß, wenn man Verrätherey im Sinne hätte, keine Geißeln etwas helfen würden, und wenn er wirklich deren gäbe, so dürfte das Geheimniß entdeckt, und die Flucht unmöglich gemacht werden. Indessen schwur er den feyerlichsten und für einen indischen Soldaten heiligsten Eid, bey seinem Säbel und Dolch, die er wünschte zu seinem eignen Untergange geschliffen zu seyn, wenn er seinem Versprechen nicht nachkäme; dieses Versprechen bestand darin, sogleich als Chunda-sahab sein Lager betreten würde, ihn unter einer Escorte von Reitern nach dem französischen Etablissement Karical bringen zu lassen. Ein gegenwärtiger tanjorescher Befehlshaber erklärte sich gegen Law als ausersehn zu diesem Auftrag, und zeigte ihm auch den Palankin und andre schon zur Reise gemachte Zubereitungen. Auf diese Versicherung nahm ihn Law sogleich mit an einen Ort, wo Chunda-sahab mit einigen Freunden heimlich den Ausgang der Conferenz erwartete. Die erhaltene Nachricht beruhigte ihn, und er eilte daher in Monack-jee's Lager, wo er anstatt der gehofften Escorte einen Trupp Soldaten antraf, die über ihn herfielen, ihn mit Gewalt in ein Zelt schleppten, und in Ketten legten.

Dieser wichtige Vorfall wurde sogleich dem Nabob und den beiden Feldherren der Mysoren und Maratten berichtet, welche die ganze Nacht versammelt blieben, und über das Schicksal ihres Gefangenen

hemmen würde, woselbst er große Vortheile zu erlangen gedachte, bevor der Regent seine Feindseligkeiten anfangte; dieser hingegen wünschte bloß den Abzug des Nabobs mit den Engländern, damit er Tritchinapoly überrumpeln könnte. Die Entschuldigungen, wodurch er seinen Ausbruch zu verzögern suchte, entdeckten seine Absicht hinreichend; um nur diese zu vereiteln, wurden 200 Europäer und 1500 englische Sepoys unter Commando des Capitain Dalton in die Stadt gelegt.

Die übrigen englischen Truppen, 500 Europäer und 2500 Sepoys stark, brachen den 28sten Junius auf, und begleiteten den Nabob, der 2000 Mann Cavallerie bey sich hatte. Diese und 2000 Peons, die er in Tritchinapoly zurückgelassen hatte, war seine ganze gegenwärtige Macht; denn von seinen zahlreichen Bundsgenossen, die noch vor wenig Tagen für ihn fochten, blieb niemand bey ihm. Die Tanjoren bestanden darauf, nach Hause zu ziehn, und die Polygars waren nicht verbunden, außerhalb den Gränzen vor Tritchinapoly zu sechten. Die Mysoren und Maratten blieben in ihrem Lager bey der Stadt stehn, und hielten die große Pagode von Seringham besetzt, welches ihnen der Nabob erlaubt hatte.

Diese Verringerung der Truppen des Nabobs, die durch einen unglücklichen Streit veranlaßt war, der die ernsthaftesten Folgen drohte, vernichtete die Hoffnungen der Engländer, ihre triumphirenden Waffen nach Belore und Gingee zu führen; sie zeigten daher auf ihrem jetzigen Marsch mehr den Unmuth geschlagener Truppen, als die Munterkeit siegreicher Krieger.

Beide Befehlshaber fanden sich ein. Law fing mit der Aeußerung an, daß, da zwischen ihren Nationen in Europa Friede sey, er bey den Engländern alle Achtung für die französischen Truppen zu finden hoffte, weil jetzt durch die Zerstreung von Chunda-sahabs Armee und seine Gefangenschaft, keine streitende Parteien mehr im Carnatic wären; er schmeichelte sich daher, daß die Engländer, anstatt sich als Feinde zu betragen, vielmehr als Freunde den Rückzug seiner Truppen befördern würden. Lawrence antwortete, daß er in dieser Conferenz blos als Dolmetscher der Gesinnungen des Nabobs zu betrachten sey, mit dem die Engländer in genauer Verbindung ständen; und als eine Rechtfertigung des Betragens dieses Fürsten, zeigte der Major einen Brief von Dupleix, worin dieser förmlich erklärte, daß er nie aufhören würde den Nabob zu verfolgen, so lange noch ein Franzose in Indien übrig wäre.

Nach vielen Gegenvorstellungen, die zu nichts dienten, wurde endlich die Capitulation unterzeichnet. Die Artikel waren: daß die Pagode Jumbaliskna mit allen Kanonen, Wagen und Gepäcke übergeben, daß die Offiziers nicht gegen den Nabob oder seine Bundesgenossen dienen, die Gemeinen, sowohl Europäer als Kaffern und Topassen, zu Kriegsgefangenen gemacht, und die Ueberläufer begnadigt werden sollten. Man fand in der Pagode 35 Offiziers und 785 Gemeine, desgleichen 2000 Sepoys. Die Menge Geschütz war außerordentlich, denn es befanden sich hier nicht weniger als vierundfünfzig Kanonen, Mörser und Petarden nebst einem erstaunlichen Vorrath von Mu-

dentlichen Mann sehr wenig. Schwierigkeiten und Unglücksfälle, anstatt ihn niederzudrücken, dienten vielmehr desto stärker seine Geistesgröße zu zeigen. In der That war sein Plan sich in Decan auszubreiten, mit so viel Klugheit entworfen worden, daß die Fortschritte seiner Waffen gegen Norden zu bereits den unglücklichen Vorfällen in Seringham das Gleichgewicht hielten.

Im Monat Februar des vorhergehenden Jahres, verließ Salabad-jing, der neue Subah, in Begleitung der französischen Truppen Cubapa, wo Murza-fa-jing sein Leben verloren hatte. Den 15ten März trafen sie in Canoul ein, der Hauptstadt des pitanischen Nabobs, durch dessen Hände der Fürst gefallen war. Man beschloß die Stadt wegen der Verrätherey ihres Herrn zu bestrafen. Ehmals war der Ort wohl besetzt gewesen, seitdem er aber im Besiz der Pitanen war, so hatte dieses Volk, das so geizig als muthig ist, die Festungswerke ganz zu Grunde gehn lassen, und der hart an der Stadt vorbeystromende Fluß hatte noch kürzlich einen großen Theil der Mauer mit fortgerissen. Die Besatzung bestand aus 4000 Pitanen, die zur Vertheidigung Niene machten; allein durch das ungewohnte Kanonenfeuer halb zum Weichen gebracht wurden; sie stoben ins Castell, das auch zum Theil in Ruinen lag. Die Franzosen stürmten und bestiegen es. Mittlerweile kam die Armee des Salabad-jing an; die ganze Garnison wurde niedergehauen, und auch eine Menge Einwohner massacrirt. Die Gemahlin aber des vorigen



den Vorzug gäbe; er sah daher kein ander Mittel den Streit zu endigen, als seinem Gefangenen das Leben zu rauben. Da indessen der Major Lawrence den Wunsch geäußert hatte, ihn in Verwahrung zu nehmen, so begab er sich ins Lager der Engländer, um ihren Entschluß zu hören. Er besorgte, nach seinen Grundsätzen, daß diese auch mit Drohungen auf dem Vorzug bestehn würden; Lawrence aber erklärte, daß er sich nicht ferner in den Streit mischen wollte. Daher führte er nun seinen Vorsatz aus, und befahl dem Chunda-sahab den Kopf abzuhauen.

Der Scharfrichter war ein Pitane von dem Gesolge des Monack-jee. Er fand in dem bestimmten Schlachtopfer einen alten Mann, der ausgestreckt auf der Erde lag, und Krankheit halber unfähig war aufzustehn. Der Anblick und das Hereinstürzen des Mörders erzeugte sogleich in Chunda-sahab den Gedanken von seinem Vorsatze; er winkte daher mit der Hand und sagte, daß er vor seinem Tode mit Monack-jee zu sprechen wünschte, weil er ihm etwas sehr wichtiges zu entdecken habe. Der Pitane achtete auf seine Worte nicht, sondern schritt zum Werke, stieß ihm einen Dolch ins Herz, und hieb ihm sodann den Kopf ab.

Monack-jee übersandte den Kopf dem Nabob, der nun zum erstenmal das Gesicht seines Rivals sahe. Er zeigte ihn seinen Hofleuten, und ließ ihn sodann um den Hals eines Kameels binden, und so fünfmal rund um die Mauern von Trichinapoly tragen, unter einem Zulauf von mehr als 100,000 Zuschauern, die das Andenken dieses unglücklichen Fürsten nach

Erster Band. R

Delhi besand, ließen sich jetzt gegen baares Geld leicht bereden, sich nicht allein zurückzuziehen, sondern sogar ein Bündniß mit dem nämlichen Fürsten zu schließen, gegen den sie als Feinde ausgesandt worden waren.

Nichts verhinderte nunmehr den Marsch des Heers, das den 2ten April mit dem größten Pomp eines orientalischen Triumphs in Golconda einzog. Salabadjing wurde förmlich als Subah anerkannt, und vollbrachte auch die große Ceremonie, öffentlich den Thron zu besteigen, und die Huldigung zu empfangen, wobey sich auch die mehresten Fürsten und Statthalter aller benachbarten Staaten einfanden.

Die Dienste der französischen Truppen wurden nun reichlich belohnt. Die Geschenke, die Buffy empfing, betrugten allein an 100,000 Pf. St., die andern Offiziers erhielten Summen nach Verhältniß ihres Ranges; ein Fähndrich sogar bekam 50,000 Rupien. Der monatliche Sold eines Capitains wurde auf 1000 Rupien festgesetzt, außer dem Unterhalt seiner Kameele, Pferde u. s. w., den Salabadjing für alle französische Offiziers übernahm; der Sold eines lieutenants war 500, eines Fähndrichs 300, eines Unteroffiziers 90 und eines gemeinen Soldaten 60 Rupien. Die tiefe Politik des Dupleix bey Besiznehmung von Masulipatnam war nunmehr sichtbar, durch die Leichtigkeit, womit die Armee in Golconda von diesem Hasen aus mit Rekruten, Waffen, Munition und allen Bedürfnissen versehen werden konnte.

So auffallend groß auch die erlangten Vortheile waren, und so gewiß man nun die Ruhe im Carnatic wieder herzustellen hoffte, so war man doch weit davon entfernt; denn in dieser scheinbaren Ruhe lag der Samen eines andern mehr gefährlichen und mehr hartnäckigen Krieges.

---

herrscht hatte. Der Empfang geschah mit aller Ehrfurcht, die dem Repräsentanten eines so großen Kaisers gebührte. Salabad-jing selbst, von den französischen und vielen andern Truppen begleitet, ging ihm eine englische Meile weit vom Lager entgegen; die Ueberreichung der mogulischen Papiere geschah unter einer Generalsalve von allen Kanonen und Musketen des Heers, da denn nachher alle anwesende Großen sich vor dem Abgeordneten nach der Reihe niederwarfen. Bussy war der erste, der hiezu das Beispiel gab. Nach dieser Farce brach die Armee auf, und rückte den 18ten Junius in die Stadt ein, wo der Ruf der kaiserlichen Gunstbezeugungen alle Gemüther wieder zufrieden stellte. Einige mußten zwar mit der größten Gewißheit, daß Gazi-odin Khan der wirklich ernannte Subah sey, und im Begriff stehe, diese Würde an der Spitze eines mächtigen Heers zu behaupten; allein diese wenigen Stimmen wurden nicht gehört, da das zahllose Volk ungeduldig war, einen Subah von Decan zu sehn, der die Stadt wieder zu seiner Residenz machte; eine Ehre, deren sie seit dem Tode des Nizam-al-muluk beraubt worden war.

Der Einzug in Aurengabad war weit prächtiger und glänzender als der in Golconda; die Stadt verdiente auch diesen Vorzug, da sie nächst Delhi die volkreichste und reichste in allen mogulischen Staaten war; ihre Einwohner werden, wenn sich der Subah da befindet, auf 1500,000 Seelen gerechnet. Den Franzosen wurde ein bequemes Quartier angewiesen, das sie auf Bussys Befehl nicht verlassen durften, damit

lange den Entwurf im Sinn, daraus für sich allen nur möglichen Vortheil zu ziehen. Da der Nabob sah, daß er sich nicht länger verstellen konnte; so gestand er die Wahrheit dieser Forderung ein, als Lawrence ihn darum befragte; er bezeugte, daß seine außerordentliche Verlegenheit allein von ihm ein Versprechen erpreßt hätte, dessen Erfüllung, wie der Regent von Mysore selbst wissen sollte, nicht in seiner Macht wäre. Tritchinapoly, sagte er, gehörte dem Großen-Mogul, und er selbst sey nur als Vizekönig des Landes von diesem Monarchen ernannt: wenn er also diese wichtige Provinz einem indischen Könige übergäbe, so würde dieses sowohl ihn als die Engländer in beständige Kriege mit dem ganzen mogulischen Reiche verwickeln. Er erklärte daher förmlich, daß er fest entschlossen sey, Tritchinapoly nicht abzutreten, es möchte kommen wie es wollte, und war der Meinung, den Regenten noch zwei Monat lang mit Versprechungen aufzuhalten, weil er in dieser Zeit aus der Provinz Arcot große Summen zu ziehen hoffte, die er sodann zur Befriedigung der Mysoren anwenden wollte; dabey sollte ihnen auch das Fort Madura mit allen dazu gehörigen Ländereyen eingeräumt werden. Dieses, glaubte er, sey eine völlig hinreichende Belohnung für den ihm geleisteten Beystand, um so viel mehr, da die Vernichtung von Chunda-sahabs Macht eben so sehr dem Interesse der Mysoren, als seinem eignen beförderlich gewesen wäre. Lawrence, dessen Gewalt auf militärische Operationen eingeschränkt war, wartete auf Befehl von der englisch-indischen Regierung, die zu eben der Zeit von beiden

Thellen wegen dieser Angelegenheit angegangen wurde. Die Engländer beschloffen keinen Antheil am Streit zu nehmen, es sey denn, daß man gegen den Nabob Gewaltthätigkeiten verübte; dabey versicherten sie dem Regenten von Mysore ihre Freundschaft, empfahlen aber ernstlich beiden Parteien einen freundschaftlichen Vergleich.

Die Streitigkeiten wurden jedoch mit großer Hitze fortgesetzt, wobei der arglistige Morari-roy eine so scheinbare Unparteylichkeit bewies, daß ihn beide Fürsten zum Schiedsrichter erwählten. An dem zur Entscheidung bestimmten Tage hielt er mit großem Pomp seinen Einzug in Tritchinapoly, begleitet von zwey mysoreischen Commissarien. Der Zug ging nach des Nabobs Palast, wo der Capitain Dalton, als Befehlshaber der englischen Garnison, gegenwärtig war.

Nachdem die gewöhnlichen Ceremonien vorbei waren, fing der Maratte an die vielen Verbindlichkeiten umständlich anzuführen, die der Nabob dem Regenten schuldig sey; er schilderte mit den lebhaftesten Farben die unglückliche Lage seiner Angelegenheiten, als der Regent sich so großmüthig für seine Sache verwandte; zu einer Zeit, da er zwar dem Namen nach Herr von allen zwischen dem Fluß Pennar bis zum Vorgebirge Comorin gelegenen Ländern war, allein doch in Wirklichkeit nicht mehr als den Boden besaß, den die Stadt Tritchinapoly bedeckte, und auch diese war kaum mehr sein zu nennen, da sie von mächtigen und unerbittlichen Feinden belagert war, und keine Rettung vorhanden schien. Er be-

Dupleix machte diese Mandate und Gunstbezeugungen im ganzen Carnatic bekannt, wo jedermann noch über die Unglücksfälle des Chunda-sahab bestürzt war. Dieser außerordentliche Mann aber blieb dabey nicht stehen. Er hatte von dem Mißvergnügen der Mysoren bey Trichinapoly gehört, und arbeitete eifrig, sie abwendig zu machen. Es waren zu der Zeit, da Laro sich mit seinem Corps übergeben mußte, Schiffe aus Frankreich mit Soldatenverstärkungen in Pondichery angelangt. Um deren Anzahl zu vermehren, nahm er die Matrosen von den Schiffen weg, und besetzte sie mit Mascars, die sie auch glücklich nach China, ihren Bestimmungsort, brachten. Auf diese Art wieder bewaffnet, und voll gerechter Erwartungen, machten die Unfälle in Seringham nur geringen Eindruck auf ihn; er war so weit entfernt, den Engländern oder dem Nabob Friedensvorschläge zu thun, daß er vielmehr gleich dadurch seinen festen Vorsatz den Krieg fortzusetzen zu erkennen gab, daß er den Raja-sahab, den Sohn des Chunda-sahab, zum Nabob von Arcot ernannte, vermöge der Autorität, die er als Nabob vom Carnatic zu haben vorgab, und die er dadurch bestätigte, daß er 500 Mann ins Feld rücken ließ.

Mahomed-Ally fühlte täglich mehr und mehr die üblen Folgen seiner den Mysoren gethanen Versprechungen, denn niemand als unbedeutende Befehlshaber in der Provinz erkannten ihn als Nabob, die übrigen warteten mit ihrer Unterwerfung bis man sie angreifen würde. Da seine militärischen Kenntnisse nur geringe waren, und ihn sein zunehm-

cher Zeit schwärmten ihre Detachements herum, alle Lebensmittel zu vernichten, und alle Zufuhren des Subah zu hemmen, die sämtlich von hinten und aus fernen Gegenden kamen. Sie drangen sogar oft bis ans Lager des Subah, wurden aber allemal durch die französische Artillerie mit Verlust zurückgeschlagen. Die Hungersnoth stellte sich indessen bey beiden Heeren ein, ohne Hoffnung aus den verwüsteten Ländern Unterhalt zu ziehen. Balagerow bequeme sich daher desto leichter, für ein Geschenk von 100,000 Rupien, einen Waffenstillstand einzugehn. Dieses geschah im Anfange des Julius; da denn Salabad-jing nicht nach Aurenghabad, sondern nach Golconda mit seiner ganzen Armee marschirte. Auf seinem Zuge dahin sammelte er von einigen widerspenstigen Rajahs den Tribut mit Gewalt ein. Der mächtigste derselben aber, der Rajah von Neirmel, nebst andern geringern, vereinigten sich, zogen alle ihre Truppen zusammen, die sehr zahlreich, aber auch sehr unregelmäßig waren, und widersezten sich der Armee des Salabad-jing. Es kam zu einer großen Schlacht, worin die Rajahs eine gänzliche Niederlage erlitten, und der von Neirmel selbst getödtet wurde. Da Bussy im Anfange dieses Feldzugs das sinkende Glück des Chunda-sahab vernahm, so bediente er sich seines großen Einflusses bey Salabad-jing, um Duplex die Würde als Nabob vom Carnatick zu verschaffen, obgleich Chunda-sahab damals noch lebte. Die Bestallungsbrieffe wurden mit Pomp nach Pondichern geschickt, und der Subah versprach, daß ein Abgeordneter des Großen-Moguls auch nächstens dort eintriften sollte.



ober zu überwältigen; wenn dieser Entwurf glückte, so wollte er die Stadt für sich behalten. Sollte er aber hiebei Schwierigkeiten finden, so beschloß er den Streit wenigstens so lange als möglich durch Unterhandlung zu verlängern, während welcher Zeit er der Fortdauer des Soldes von den Mysoren gewiß war, und auch nicht zweifelte, durch seine Künste noch ansehnliche Geschenke vom Nabob zu erhalten. Wenn aber alles fehlschlüge, so wollte er die Mysoren zum Kriege aufheßen, da denn diese ihn gewiß nicht ohne die Maratten führen würden.

Die Furcht eines schleunigen Bruchs vermochte die englischen Truppen, die schon bis Utatoor zurück marschirt waren, wieder umzukehren, denn die Mysoren hatten sogar gedroht den Nabob anzugreifen, wenn er Miene machen würde, die Stadt zu verlassen, um sich mit den Engländern zu vereinigen. Ihre Erscheinung that die gehoffte Wirkung, und erzeugte eine Art von Vergleich. Der Nabob überließ dem Regenten die Einkünfte der Insel Seringham und einiger andern Districte, nebst der Vollmacht sie selbst einzusammeln; er erneuerte dabei das Versprechen, Tritchinapoly nach Verlauf von zwey Monaten zu überliefern, und bewilligte, daß 700 Mann, nur keine Maratten, in der Stadt eingenommen werden sollten. Auf diese Bedingungen versprach der Regent ihm zur Unterjochung von Arcot mit seiner Macht beizustehn. Kein Theil maß dem andern Glauben bey, allein beide hofften Zeit zu gewinnen. Der Nabob wußte, daß eine augenblickliche Kriegserklärung die Fortschritte seiner Waffen im Carnatic

mendes Unglück sehr beunruhigte, so bildete er sich ein, daß es den Engländern nicht schwer fallen dürfte, Gingee zu erobern. In dieser Ueberzeugung ersuchte er die englisch-indische Regierung aufs dringendste, ihm diesen Dienst zu leisten, und man war auch so gefällig es zu bewilligen, obgleich der Major Lawrence sich selbst nach Madras begab, um die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs vorzustellen.

Diesen Versuch vorzunehmen, brach der Major Kineer, der kürzlich aus Europa gekommen war, den 23sten Julius mit 200 Europäern, 1500 Sepoys und 600 Mann von des Nabobs Cavallerie auf. Das Land rund um Gingee ist mit Bergen umgeben, und die dadurch führende Wege sind starke Pässe, in deren Besiß eine angreifende Armee nothwendig seyn muß, um die Communication offen zu behalten. Kineer hatte nicht Truppen genug, um sie zu vertheilen, er marschirte daher gerade auf Gingee los, und soberte das Fort auf. Der Commandant antwortete höflich, daß der Ort dem Könige von Frankreich gehörte, und er ihn vertheidigen würde. Man war nicht im Stande es anzugreifen, da man aus einem unbegreiflichen Leichtsinne nicht einmal die schweren Kanonen erwartet hatte, die vom Fort St. David unterwegs waren. Sobald Dupleix hörte, daß die Engländer die Gebirge passirt wären, schickte er 300 Europäer und 500 Sepoys mit sieben Kanonen ab, die von der Stadt Bieravandi Besiß nahmen; ein Ort, der nahe an den Gebirgen und den Engländern im Rücken lag. Dieser Umstand, und das fehlende schwere Geschütz, vermochte Kineer sogleich wieder zu

rück zu gehn; er fand Mittel über die Gebirge zu kommen, und sich noch mit einigen Truppen des Nabobs zu vereinigen, so daß er jetzt 200 Europäer, 1500 Sepoys, 100 Kaffern und 2000 Mann Cavallerie stark war; und nun beschloß er den Feinden eine Schlacht zu liefern. Diese hatten sich sehr vortheilhaft unter den Ruinen alter Häuser postirt, dennoch war eine Gegend, wo man ihnen benkommen konnte, allein die Engländer vernachlässigten den Ort vor dem Angriff zu recognosciren, und verloren dadurch alle Vortheile, die sich ihnen gleichsam darbieten. Sie rückten gerade auf die Franzosen los, die vermöge eines geschickten Manövers die Engländer irre machten, und sie sodann mit großem Verlust zurückschlugen. Einer wurde selbst verwundet, und obgleich die Wunde bald wieder geheilt war, so kränkte er sich doch über die mit so viel Ehre verknüpfte Expedition dermaßen, daß er kurz hernach starb.

Die englischen Truppen zogen sich nach Trivandri zurück. Dupleir, um die erhaltenen Vortheile auszu dehnen, verstärkte die Seinigen mit allen Soldaten, die er nur aufstreiben konnte. Hieburch kamen 450 Europäer, 1500 Sepoys, und 500 Reiter zusammen, die sich sämlich unweit dem Fort St. David lagerten. Die Engländer folgten ihnen nach, und verlangten Verstärkung von Madras, wo eben Schiffe aus England mit Truppen angekommen waren. Unter diesen befanden sich zwei Compagnien Schweizer, jede von hundert Mann, die von ihren eignen Offiziers commandirt wurden. Eine dersel-

dentlichen Mann sehr wenig. Schwierigkeiten und Unglücksfälle, anstatt ihn niederzudrücken, dienten vielmehr desto stärker seine Geistesgröße zu zeigen. In der That war sein Plan, sich in Decan auszubreiten, mit so viel Klugheit entworfen worden, daß die Fortschritte seiner Waffen gegen Norden zu bereits den unglücklichen Vorfällen in Seringham das Gleichgewicht hielten.

Im Monat Februar des vorhergehenden Jahres, verließ Salabad-jing, der neue Subah, in Begleitung der französischen Truppen Eudapa, wo Murza-fa-jing sein Leben verloren hatte. Den 15ten März trafen sie in Canoul ein, der Hauptstadt des pitanischen Nabobs, durch dessen Hände der Fürst gefallen war. Man beschloß die Stadt wegen der Verrätheren ihres Herrn zu bestrafen. Ehmals war der Ort wohl befestigt gewesen, seitdem er aber im Besiz der Pitanen war, so hatte dieses Volk, das so geizig als muthig ist, die Festungswerke ganz zu Grunde gehn lassen, und der hart an der Stadt vorbeystromende Fluß hatte noch kürzlich einen großen Theil der Mauer mit fortgerissen. Die Besatzung bestand aus 4000 Pitanen, die zur Vertheidigung Miene machten; allein durch das ungewohnte Kanonenfeuer bald zum Weichen gebracht wurden; sie flohen ins Castel, das auch zum Theil in Ruinen lag. Die Franzosen stürmten und bestiegen es. Mittlerweile kam die Armee des Salabad-jing an; die ganze Garnison wurde niedergehauen, und auch eine Menge Einwohner massacrirt. Die Gemahlin aber des vorigen

Nabobs und ihre beiden Söhne zu Gefangenen gemacht.

Die Franzosen, die bey dieser Grausamkeit das Beyspiel gaben, hatten wahrscheinlich die Absicht, das Schrecken ihrer Waffen in Länder zu verbreiten, wo noch nie Europäer gesehen worden waren. Um nun aber auch zu zeigen, daß ihre Gerechtigkeit ihrer Tapferkeit gleich käme, so vermochte der französische Befehlshaber Vussy gleich nach der Einnahme von Canoul den Salabad- jing dahin, für Saboudin- Khan, den jungen Sohn des Murzafa- jing, ihres letzten Bundsgenossen, zu sorgen. Er erhielt nebst dem Gouvernement von Aboni, das seines Vaters Erbschaft gewesen war, die Länder beider Nabobs von Cubapa und von Canoul, die nach französischer Angabe zusammen jährlich beynähe eine Million Pf. St. einbrachten. Dieses Beyspiel der Großmuth mußte Bewunderung in einem Lande erregen, wo die Verdienste des Vaters sehr selten das Unglück des Sohnes mildern.

Die Armee ging nun über den Kristna, zwischen welchem Fluß und Goleonda 25000 Maratten postirt waren, um die Besitznehmung dieser Hauptstadt zu verhindern; sie waren zu diesem Zweck von Gazi- odin Khan abgesandt, dem ältesten Bruder des Salabad- jing und Großfeldhern des mogulischen Reichs. Ihr Anführer war Valagerow, der Generalissimus des Sahah Rajah, Königs aller marat- tischen Völkerschaften. Es kam zu einer Unterhand- lung, und die Maratten, die bisher noch keinen Sold von Gazi- odin Khan erhalten hatten, der sich in

Deſſi beſand, ließen ſich jetzt gegen baares Geld leicht bereden, ſich nicht allein zurückzuziehn, ſondern ſogar ein Bündniß mit dem nämlichen Fürſten zu ſchließen, gegen den ſie als Feinde ausgeſchickt worden waren.

Nichts verhinderte nunmehr den Marſch des Heers, das den 2ten April mit dem größten Pomp eines orientaliſchen Triumphs in Golconda einzog. Salabad-ſing wurde förmlich als Subah anerkannt, und vollbrachte auch die große Ceremonie, öffentlich den Thron zu beſteigen, und die Huldigung zu empfangen, wobey ſich auch die mehreſten Fürſten und Statthalter aller benachbarten Staaten einfanden.

Die Dienſte der franzöſiſchen Truppen wurden nun reichlich belohnt. Die Geſchenke, die Buſſy empfing, betrugten allein an 100,000 Pf. St., die andern Offiziers erhielten Summen nach Verhältniß ihres Ranges; ein Fähndrich ſogar bekam 50,000 Rupien. Der monatliche Sold eines Capitains wurde auf 1000 Rupien feſtgeſetzt, außer dem Unterhalt ſeiner Kameele, Pferde u. ſ. w., den Salabad-ſing für alle franzöſiſche Offiziers übernahm; der Sold eines Lieutenants war 500, eines Fähndrichs 300, eines Unteroffiziers 90 und eines gemeinen Soldaten 60 Rupien. Die tiefe Politik des Dupleix bey Beſiznehmung von Maſulipatnam war nunmehr ſichtbar, durch die Leichtigkeit, womit die Armee in Golconda von dieſem Haſen aus mit Rekruten, Waffen, Munition und allen Bedürfniffen verſehen werden konnte.

Gazi-odin Khan hatte mittlerweile vom Großen-Mogul das kaiserliche Patent zur Subahschafft von Decan ausgefertigt erhalten. Das Gerücht verbreitete sich, daß er mit einem großen Heer nach Brampore im Anzuge sey; Salabad-jing beschloß daher sofort nach Aurengabad zu marschiren. Er verließ Golconda im Anfange des May, war aber noch nicht weit gekommen, als er Nachricht von dem Abfall vieler vornehmen Bewohner der Stadt erhielt, die sich förmlich gegen ihn erklärten. Schanavaze Khan, der ehemals oberster Minister des Nazir-jing gewesen, und seit dem Tode dieses Fürsten beständig dem Lager als Rathgeber des Subah gefolgt war, ging jetzt heimlich fort, und begab sich nach Aurengabad, wo er nicht wenig beytrug, das Volk gegen Salabad-jing aufzuwiegeln, den er als einen schwachen thörichten Prinzen vorstellte, der seine hohe Würde dadurch entehrte, daß er sich von einer Handvoll Ungläubigen willkührlich beherrschen ließe, die unter dem Vorwand, dem kaiserlichen Statthalter beyzustehn, nach nichts geringers strebten, als die Hälfte des mogulischen Reichs an sich zu reißen.

Diese durch so viel Nebenumstände unterstützte Nachrichten machten großen Eindruck, und man fürchtete die Folgen davon so sehr, daß Salabad-jing sich nicht getraute dieser Hauptstadt sich zu nähern, bis er den abgenutzten pompösen Betrug gespielt hatte, von den Händen eines sogenannten mogulischen Abgeordneten öffentlich falsche Bestallungsbriefe erhalten zu haben, worin er zum Vicekönig aller Staaten ernannt wurde, die sein Vater Nizam-al-muluck be-

herrscht hatte. Der Empfang geschah mit aller Ehrfurcht, die dem Repräsentanten eines so großen Kaisers gebührte. Salabad-jing selbst, von den französischen und vielen andern Truppen begleitet, ging ihm eine englische Meile weit vom Lager entgegen; die Ueberreichung der mogulischen Papiere geschah unter einer Generalsalve von allen Kanonen und Musketen des Heers, da denn nachher alle anwesende Großen sich vor dem Abgeordneten nach der Reihe niederwarfen. Bussy war der erste, der hiezu das Beispiel gab. Nach dieser Farce brach die Armee auf, und rückte den 18ten Junius in die Stadt ein, wo der Ruf der kaiserlichen Gunstbezeugungen alle Gemüther wieder zufrieden stellte. Einige wußten zwar mit der größten Gewißheit, daß Gazi-odin Khan der wirklich ernannte Subah sey, und im Begriff stehe, diese Würde an der Spitze eines mächtigen Heers zu behaupten; allein diese wenigen Stimmen wurden nicht gehört, da das zahllose Volk ungeduldig war, einen Subah von Decan zu sehn, der die Stadt wieder zu seiner Residenz machte; eine Ehre, deren sie seit dem Tode des Nizam- al- muluck beraubt worden war.

Der Einzug in Aurengabad war weit prächtiger und glänzender als der in Golconda; die Stadt verdiente auch diesen Vorzug, da sie nächst Delhi die volkreichste und reichste in allen mogulischen Staaten war; ihre Einwohner werden, wenn sich der Subah da befindet, auf 1500,000 Seelen gerechnet. Den Franzosen wurde ein bequemes Quartier angewiesen, das sie auf Bussys Befehl nicht verlassen durften, damit



mit die große Verschleidenheit der Sitten nicht Streitigkeiten und Unruhen erzeugen möchte, die üble Folgen haben könnten.

Im Monat August ließ Salabad-jing eine andre Gesandtschafts-Comödie spielen, um das Volk zu hintergehn. Es stellte sich abermals ein falscher Abgeordneter von Delhi ein, der die Staatsweste, das Reichsschwert, und andre Symbolen der Regierung überbrachte, die der Mogul gewöhnlich den Vicekönigen schickt. Er blieb in Aurengabad bis zu Ende des Jahrs ruhig. Allein im Frühling des folgenden 1752, fand sich Balagerow, der Großfeldherr der Maratten, durch große Summen von Gazi-odin Khan von neuem aufgemuntert, abermals mit 40,000 Mann ein; er vertheilte seine Armee in viele Corps, die alle das Land verheerten und jede Art von Grausamkeit begingen. Der Fluß Gunga, der 35 englische Meilen von Aurengabad fließt, war damals die Gränze der Staaten des Subah und des Balagerow. Die Hauptstadt dieses marattischen Feldherrn, Poni genannt, liegt nur 130 Meilen von Aurengabad, und hat gar keine Festungswerke. Salabad-jing rückte mit allen seinen Truppen ins Feld, und überließ Buffy die Anordnung des Feldzugs. Dieser, anstatt die Maratten in den Staaten des Subah aufzusuchen, und ihren Verheerungen Einhalt zu thun, fand für ratsamer das Vergeltungsrecht auszuüben, und marschirte auf Poni los. Auf diese Diverston eilten die Maratten zurück, und verbrannten alle ihre eignen Dörfer, die sich in der Nähe der Landstraßen befanden, ja selbst ihre Magazine in Poni. Zu glei-

sagte ihnen endlich geradezu, daß an keine Ueberlieferung der Stadt zu denken sey; daß dem Regenten aber seine Kriegskosten wieder erstattet werden sollten, sobald die Finanzen des Nabobs dieses erlauben würden.

Der Regent gab vor, durch diese Antwort sehr beleidigt zu seyn, dennoch schickte er seinen Minister, um dem Nabob seine Rechnungen vorzulegen, wobey er erklärte, daß er alle Ansprüche auf Tritchinapoly aufgeben wollte, wenn ihm sein Geld sogleich bezahlt würde. Diese scheinbare Mäßigung hatte bloß zur Absicht, den Charakter des Nabobs herabzusetzen, und die nachherigen Maaßregeln zu rechtfertigen; denn er kannte des Nabobs Lage zu wohl, um sich vorzustellen, daß er fähig seyn würde, eine so große Summe zu bezahlen, die sich nach den Rechnungen auf 8,500,000 Rupien belief.

Es war wenig Hoffnung vorhanden, diesen Zwist zu schlichten, besonders da Dupleix aus allen Kräften dagegen arbeitete. Da er wußte, daß die Maratten die Verlängerung des Kriegs wünschten, so wandte er sich besonders an Morari-roi, und schickte ihm beständig Briefe und Geschenke. In diesen Briefen stellte er die Engländer als ein zanksüchtiges Volk vor, das bloß vom Handel lebte, mit der Kriegskunst unbekannt wäre, und ganz unfähig sey sich mit der so martialischen französischen Nation im Felde zu messen, wobey er ihre bisherigen Siege ganz allein der Tapferkeit der marattischen Cavallerie zuschrieb.

Dupleix machte diese Mandate und Gunstbezeigungen im ganzen Carnatic bekannt, wo jedermann noch über die Unglücksfälle des Chunda-sahab bestürzt war. Dieser außerordentliche Mann aber blieb dabei nicht stehen. Er hatte von dem Mißvergnügen der Mysoren bey Tritchinapoly gehört, und arbeitete eifrig, sie abwendig zu machen. Es waren zu der Zeit, da Laro sich mit seinem Corps übergeben mußte, Schiffe aus Frankreich mit Soldatenverstärkungen in Pondichery angelangt. Um deren Anzahl zu vermehren, nahm er die Matrosen von den Schiffen weg, und besetzte sie mit Mascars, die sie auch glücklich nach China, ihren Bestimmungsort, brachten. Auf diese Art wieder bewaffnet, und voll gerechter Erwartungen, machten die Unfälle in Seringham nur geringen Eindruck auf ihn; er war so weit entfernt, den Engländern oder dem Nabob Friedensvorschläge zu thun, daß er vielmehr gleich dadurch seinen festen Vorsatz den Krieg fortzusetzen zu erkennen gab, daß er den Raja-sahab, den Sohn des Chunda-sahab, zum Nabob von Arcot ernannte, vermöge der Autorität, die er als Nabob vom Carnatic zu haben vorgab, und die er dadurch bestätigte, daß er 500 Mann ins Feld rücken ließ.

Mahomed-Ally fürchtete täglich mehr und mehr die üblen Folgen seiner den Mysoren gethanen Versprechungen, denn niemand als unbedeutende Befehlshaber in der Provinz erkannten ihn als Nabob, die übrigen warteten mit ihrer Unterwerfung bis man sie angreifen würde. Da seine militärischen Kenntnisse nur geringe waren, und ihn sein zunehm-

noch vor dem Regenwetter das Land zwischen Pondichery und dem Fluß Paliar zu unterwerfen. Der Nabob ersuchte deshalb die englisch-indische Regierung, durch andre Truppen die beiden starken an vorbesagtem Fluß gelegnen Forts, Chinglapet und Cobelong, angreifen zu lassen. Madras konnte nicht mehr als 200 europäische Rekruten liefern, die eben aus England angekommen waren, nebst 500 neu angeworbenen Sepoys. Mit solchen Truppen konnte man wohl schwerlich starke Forts belagern; auch durfte man nicht erwarten, daß ein Offizier von Ruf das Commando dabey übernehmen würde; Clive aber, dessen militärisches Leben ein beständiges Gewebe von Schwierigkeiten gewesen war, trug bey dieser Gelegenheit seine Dienste an, so schlecht auch damals sein Gesundheitszustand war.

Der Marsch ging also den 10ten September mit vier schweren Kanonen nach Cobelong. Dieses Fort liegt zwanzig englische Meilen von Madras nahe am Seeufer; es wurde von Anwar-odean Khan erbaut, dicht bey den Ruinen eines andern Forts, das der Compagnie von Ostende gehört hatte. Die Franzosen nahmen es 1750 durch List in Besiß. Ein Schiff warf hier Anker und gab Nothzeichen; man sagte den Mohren, die sich am Bord begaben, daß der größte Theil der Schiffsbesatzung am Scorbut gestorben sey, und daß die übrigen auch unkommen würden, wenn man ihnen nicht ohne Verzug erlaubte ans Land zu kommen. Der Commandant des Forts bewilligte dieses Gesuch, in der Hoffnung dafür gut bezahlt zu werden, worauf denn 30 Franzosen, die

rück zu gehn; er fand Mittel über die Gebirge zu kommen, und sich noch mit einigen Truppen des Nabobs zu vereinigen, so daß er jetzt 200 Europäer, 1500 Sepoys, 100 Kaffern und 2000 Mann Cavallerie stark war; und nun beschloß er den Feinden eine Schlacht zu liefern. Diese hatten sich sehr vortheilhaft unter den Ruinen alter Häuser postirt, dennoch war eine Gegend, wo man ihnen beikommen konnte, allein die Engländer vernachlässigten den Ort vor dem Angriff zu recognosciren, und verloren dadurch alle Vortheile, die sich ihnen gleichsam darbieten. Sie rückten gerade auf die Franzosen los, die vermöge eines geschickten Manövers die Engländer irre machten, und sie sodann mit großem Verlust zurückschlugen. Kineer wurde selbst verwundet, und obgleich die Wunde bald wieder geheilt war, so kränkte er sich doch über die mit so viel Schande verknüpfte Expedition dermaßen, daß er kurz hernach starb.

Die englischen Truppen zogen sich nach Tridabé zurück. Dupleix, um die erhaltenen Vortheile auszu dehnen, verstärkte die Seinigen mit allen Soldaten, die er nur aufstreiben konnte. Hiedurch kamen 450 Europäer, 1500 Sepoys, und 500 Reiter zusammen, die sich sämtlich unweit dem Fort St. David lagerten. Die Engländer folgten ihnen nach, und verlangten Verstärkung von Madras, wo eben Schiffe aus England mit Truppen angekommen waren. Unter diesen befanden sich zwei Compagnien Schweizer, jede von hundert Mann, die von ihren eigenen Offiziers commandirt wurden. Eine dersel-

Fort, der sich auf Discretion zu ergeben erbot, wenn man ihm erlaubte, seine eigenen Effecten abzuführen. Dieses wurde ihm willig zugestanden, und in wenig Stunden waren die Engländer im Besiz des Orts. Die Effecten des Befehlshabers bestanden in einer großen Anzahl indischer Hähne, und in einer Menge Tabak, beides Artikel, womit er Handel trieb. Außer den Kanonen auf den Wällen fand man noch 58 von dem größten Caliber, die man bey der Einnahme von Madras erbeutet hatte.

Man entdeckte den folgenden Morgen feindliche Truppen, die sich näherten. Der Commandant in Chinglapet hatte von dem in Cobelong den Tag zuvor Nachricht erhalten, daß dieser sich nicht vierundzwanzig Stunden mehr halten könnte; er beschloß darauf einen Versuch zu wagen, und das englische Lager zu überfallen, da er die Uebergabe des Forts nicht ahnete. Man ließ die Feinde nahe anrücken, lockte sie in einen Hinterhalt, und fiel sodann über sie her. Der Befehlshaber, 25 Europäer und 250 Sepoys wurden gefangen genommen, die andern warfen ihre Waffen weg, und flohen nach Chinglapet, wo sie alles mit Bestürzung erfüllten. Um diese zu nutzen, eilte Clive sogleich dahin.

Dieses Fort liegt 30 englische Meilen von Cobelong und 40 von Madras, nahe am Flusse Pallart es wurde für sehr fest gehalten. Die östliche und nordliche Seite desselben wird durch sumpfige Reisfelder, und die westliche durch einen großen See bedeckt. Unzugangbar von allen diesen Seiten würde es unüberwindlich seyn, wenn nicht die südliche Seite  
Blößen

haber Kirjean konnte sich nicht überreden, daß es aus Furcht geschähe, sein Onkel Dupleir aber hielt es dafür, und schickte ihm wiederholte Befehle zu, die Engländer zu verfolgen und sie anzugreifen.

Dieses war, was Lawrence wünschte; er rückte ihnen entgegen, und es kam nahe bey Bahoor zu einem sehr hitzigen Treffen, worin die Franzosen gänzlich über den Haufen geworfen wurden. Wenn des Nabobs Cavallerie dem Befehle gemäß nachgehauen hätte, so würde fast niemand davon gekommen seyn; allein diese, anstatt die Flüchtlinge zu verfolgen, fiel ins feindliche Lager, um es zu plündern. Kirjean mit 13 Offiziers und 100 gemeinen europäischen Soldaten wurden zu Gefangenen gemacht, die Anzahl der Todten war noch größer. Die Engländer zählten 82 Todte und Verwundete. Die ganze Artillerie des Feindes nebst aller Munition und Bagage fiel den Siegern in die Hände.

Dieser Sieg schwächte die Franzosen so sehr, daß Dupleir gezwungen war, erst weitere Verstärkungen aus Europa zu erwarten, bevor er das geringste im Felde ferner unternehmen konnte. Außer diesem Vortheile erlangte man dabey noch einen andern, denn die Mysoren wurden dadurch abgehalten, sich ihrem Vorsatze gemäß, öffentlich für die Franzosen zu erklären.

Die Engländer hatten kaum Tritchinapoly verlassen, als der Regent an seinem Entwurf arbeitete, sich der Stadt durch List zu bemächtigen; er sparte dabey kein Geld, und bemühte sich, 500 Mann von den besten Truppen des Nabobs, die mit Feuerge-

ben n  
sch  
sege  
Eva  
M  
E  
M  
a  
d  
r  
f





Wällen allein spazieren würde, erschiesen sollten; er aber erhielt hievon Nachricht, wenig Stunden der Ausführung, und ließ sie in dem Hause gegen nehmen, wo sie sich mit ihren Waffen verborg hatten. Einer war mürrisch, und sagte nichts; andre aber gestand alles, und zeigte an, daß sie sich drey Spießgesellen hätten, die am Thore des Palasts auf des Nabobs Bruder lauerten, um ihn zu erschiesen, wenn er bey dem durch des Commandanten Ermordung verursachten Tumult herauskommen würde. Diese Meuchelmörder aber entkamen. Der Regent läugnete alle Kenntniß von diesem Mordplan, er bediente sich jedoch des Morariorow, um den Mördern Begnadigung zu verschaffen. Da die Freundschaft dieses marattischen Anführers von Werth war, so wurde sein Gesuch bewilligt, jedoch mußten sie zuvor die Hinrichtungszeremonie ausstehn; man führte sie in Gegenwart der ganzen Besatzung, die in Waffen stand, zum Richtplatze, und ließ sie vor der Mündung zweyer Kanonen anbinden. Fünf Tage nachher kamen zwey Mysoren zu einem Offizier von den englischen Sepoys, der mit 180 Mann ein Thor besetzt hatte, und versuchten ihn zu verführen; allein dieser Mann, ein alter getreuer Diener der Compagnie, nahm die Unterhändler in Verhaft, und brachte sie zu Dalton. Ihre bey sich habenden Vollmachten waren von dem Regenten unterzeichnet, daher sie nichts läugnen konnten, und den folgenden Tag hingerichtet wurden. Diese Execution that die Wirkung, daß der Regent keinen mehr von seinen Leuten dahin vermögen konnte,

sich ähnlichen Geschäften zu unterziehen. Er blieb aber nur wenig Tage ruhig, um mit Debusfamkeit einen tauglichen Mann zu suchen, und fiel endlich auf Poverio, einen Neapolitaner, der in der Stadt eine Compagnie Topassen in des Nabobs Dienst commandirte, und oft die Wache bey den in Tritchinapoly befindlichen französischen Gefangenen hatte. Dieser Mensch handelte stark, und ging daher fast täglich ins Lager der Mysoren; dieses gab dem Regenten Gelegenheit, mit ihm persönlich zu reden. Er versicherte Poverio, daß er außer der mysorenschen Besatzung noch einen starken Anhang in der Stadt habe, und trug ihm große Belohnungen an, wenn er sich mit ihnen vereinigen wollte. Der Neapolitaner machte ihn glauben, daß er nicht schwer zu gewinnen sey, daß er aber zuvor seine Offiziers sondiren müsse. Sobald er nach der Stadt zurück kam, entdeckte er an Dalton das Vorgefallene. Er erhielt Befehl den folgenden Tag wieder ins Lager zu gehn, und sich genau nach Vorschrift zu richten; er betrug sich dabey mit so vieler Geschicklichkeit, daß er bald das völlige Zutrauen des Regenten gewann, und mit ihm einen schriftlichen Vergleich machte, dem das große Siegel von Mysore beygedruckt wurde. Er enthielt, daß Poverio für sich 20,000 Rupien bekommen sollte, desgleichen 3000, um Feuergewehr zu kaufen, womit er die französischen Gefangenen bewaffnen mußte; dabey sollte er sich des westlichen Thors bemächtigen, vor welchem die Mysoren campirten, und eine rothe Flagge aufstecken; auf dieses Signal würde die ganze Armee in die Stadt rücken.

An dem zur Ausführung bestimmten Tage wurden alle vorhandene Kanonen aufs mysore'sche Lager gerichtet, und 700 Europäer und Sepoys mußten sich mit Handgranaten in den Werken am westlichen Thore verbergen; die übrige Besatzung war auch unter Waffen, und das Blutbad würde entfesslich gewesen seyn, wenn nicht des Nabobs Bruder aus Furcht der ganzen Unternehmung Einhalt gethan hätte. Er war nicht völlig sicher, daß der Versuch der Mysoren mißlingen würde, und schickte daher einen Abgeordneten, um dem Regenten Vorwürfe zu machen, und ihn zu benachrichtigen, daß man zu seinem Empfang bereit sey. Der Regent hielt sich nach dieser Entdeckung in der Nähe der Stadt nicht mehr sicher, und nahm deshalb bey Seringham sein Lager.

Das gegenseitige Mißtrauen vergrößerte sich täglich, obgleich die äußern Freundschaftsformen beybehalten wurden; denn der Regent schickte alle Tage einen seiner vornehmsten Befehlshaber ab, um sich nach des Capitain Daltons Gesundheit zu erkundigen, die Absicht aber dabey war Kundtschaft einzuziehn. Da endlich die zur Ueberlieferung der Stadt festgesetzten zwey Monate verflossen waren, sandte er vier vornehme Befehlshaber ab, um förmlich die Uebergabe zu fodern; Kiroodin Khan, des Nabobs Bruder, ein hochmüthiger großsprecherischer Mann, wenn keine Gefahr vorhanden war, fing hierauf an zu toben, und in Commissarien die Niederträchtigkeit ihnen den unterzeichneten Poverio vor, und

sagte ihnen endlich geradezu, daß an keine Ueberlieferung der Stadt zu denken sey; daß dem Regenten aber seine Kriegskosten wieder erstattet werden sollten, sobald die Finanzen des Nabobs dieses erlauben würden.

Der Regent gab vor, durch diese Antwort sehr beleidigt zu seyn, dennoch schickte er seinen Minister, um dem Nabob seine Rechnungen vorzulegen, wobey er erklärte, daß er alle Ansprüche auf Tritchinapoly aufgeben wollte, wenn ihm sein Geld sogleich bezahlt würde. Diese scheinbare Mäßigung hatte bloß zur Absicht, den Charakter des Nabobs herabzusetzen, und die nachherigen Maaßregeln zu rechtfertigen; denn er kannte des Nabobs Lage zu wohl, um sich vorzustellen, daß er fähig seyn würde, eine so große Summe zu bezahlen, die sich nach den Rechnungen auf 8,500,000 Rupien belief.

Es war wenig Hoffnung vorhanden, diesen Zwist zu schlichten, besonders da Dupleix aus allen Kräften dagegen arbeitete. Da er wußte, daß die Maratten die Verlängerung des Kriegs wünschten, so wandte er sich besonders an Morari-roi, und schickte ihm beständig Briefe und Geschenke. In diesen Briefen stellte er die Engländer als ein zankfüchtiges Volk vor, das bloß vom Handel lebte, mit der Kriegskunst unbekannt wäre, und ganz unfähig sey sich mit der so martialischen französischen Nation im Felde zu messen, wobey er ihre bisherigen Siege ganz allein der Tapferkeit der marattischen Cavallerie zuschrieb.

Morari- row befolgte den Plan des Dupleir, und überredete den Regenten ohne Mühe ein gleiches zu thun. Es wurden Gesandte nach Pondichery geschickt, wo man bald einen Tractat entwarf, und den Krieg beschloß. Dupleir versprach darin Tritchinapoly zu erobern, und es den Mysoren zu geben. Dem Bündniß zufolge ging Innis Khan mit 3000 Maratten von Seringham ab, um sich mit den Franzosen zu vereinigen; erst aber befahl ihm Morari-row zum Nabob ins Lager zu gehn, um etwas Geld von ihm zu erpressen, denn dieser Artikel ist von allen marattischen Entwürfen unzertrennlich. Dieses Corps machte kleine Märsche, um desto bequemer plündern zu können, und war ziemlich weit von der Küste entfernt, als sie von dem Treffen bey Bahoor hörten. Innis Khan, über diesen Sieg bestürzt, machte sogleich Halt, um weitere Befehle von Tritchinapoly zu erwarten. Diese waren den Umständen angemessen, und veranlaßten neue Scenen von List und Betrug. Innis Khan eilte zum Nabob zu stoßen, denn er über den letztern Sieg seine Freude bezeugte, und sich untröstlich anstellte, daß er nicht früher eingetroffen sey, um auch daran Theil nehmen zu können; und damit er desto leichter Geld vom Nabob erhalten möchte, schwur er ihm förmlich den Eid der Treue.

Der Major Lawrence hielt es nicht für rathsam, von der letzten Schlacht eher Vortheile zu ziehn, bis er wüßte, was er thun würde, wenn er nun aber mit ihm vereinigen würde, um

noch vor dem Regenwetter das Land zwischen Pondichern und dem Fluß Paliar zu unterwerfen. Der Nabob ersuchte deshalb die englisch-indische Regierung, durch andre Truppen die beiden starken an vorbesagtem Fluß gelegnen Forts, Chinglapet und Colong, angreifen zu lassen. Madras konnte nicht mehr als 200 europäische Rekruten liefern, die eben aus England angekommen wären, nebst 500 neu angeworbenen Seponn. Mit solchen Truppen konnte man wohl schwerlich starke Forts belagern; auch durfte man nicht erwarten, daß ein Offizier von Ruf das Commando dabey übernehmen würde; Elive aber, dessen militärisches Leben ein beständiges Gewebe von Schwierigkeiten gewesen war, trug bey dieser Gelegenheit seine Dienste an, so schlecht auch damals sein Gesundheitszustand war.

Der Marsch ging also den 10ten September mit vier schweren Kanonen nach Colong. Dieses Fort liegt zwanzig englische Meilen von Madras nahe am Seeufer; es wurde von Anwar-odean Khan erbaut, dicht bey den Ruinen eines andern Forts, das der Compagnie von Ostende gehört hatte. Die Franzosen nahmen es 1750 durch List in Besitz. Ein Schiff warf hier Anker und gab Nothzeichen; man sagte den Mohren, die sich am Bord begaben, daß der größte Theil der Schiffsbesatzung am Scorbut gestorben sey, und daß die übrigen auch umkommen würden, wenn man ihnen nicht ohne Verzug erlaubte ans Land zu kommen. Der Commandant des Forts bewilligte dieses Gesuch, in der Hoffnung dafür bezahlt zu werden, worauf denn 30 Franzosen, d.

sich krank anstellten, aufgenommen wurden. Unter ihren Kleidern hatten sie Waffen verborgen, womit sie in der Nacht die Garnison übermächtigten, und sich seitdem im Besiz des Forts behauptet hatten. Jetzt bestand die Besatzung aus 30 Europäern und 300 Sepoys.

Der französische Commandant antwortete auf die Auffoderung, daß das Fort dem Könige von Frankreich gehöre, und daß, wenn die Engländer die geringste Feindseligkeit ausübten, so würde seine Nation es als eine Kriegserklärung ansehen; er hoffte daher, daß sie sich sogleich zurück ziehn würden, im widrigen Fall aber wäre er nebst seinen Leuten entschlossen, in der Bresche zu sterben. Diese hochtönende Sprache war durch sein Vertrauen auf eine Verstärkung von 700 Sepoys und 40 Europäern veranlaßt, die Dupleix von Pondichery nach Chinglapet geschickt hatte, mit Befehl, es koste auch was es wolle, sich in Cobelong zu werfen. Die Engländer errichteten eine Batterie, waren aber mit der größten Mühe auf ihren Posten zu erhalten; auf den geringsten Lärm flohen sowohl Europäer als Sepoys. Clive versuchte anstatt der Strenge sie durch das Gefühl von Schande zu ihrer Pflicht zu führen, und brachte sie auch durch sein eigenes Beispiel dahin, daß sie etwas Muth bekamen. Den dritten Tag hörte man von der Annäherung der französischen Truppen von Chinglapet; da die Engländer ihnen aber gleich entgegen rückten, zogen sie eifertig zurück. Am folgenden Morgen erhielt Clive zu seiner Verwunderung einen Trompeter vom Commandanten des

Fort, der sich auf Discretion zu ergeben erbot, wenn man ihm erlaubte, seine eigenen Effecten abzuführen. Dieses wurde ihm willig zugestanden, und in wenig Stunden waren die Engländer im Besiz des Orts. Die Effecten des Befehlshabers bestanden in einer großen Anzahl indischer Hähne, und in einer Menge Tabak, beides Artikel, womit er Handel trieb. Außer den Kanonen auf den Wällen fand man noch 56 von dem größten Caliber, die man bey der Einnahme von Madras erbeutet hatte.

Man entdeckte den folgenden Morgen feindliche Truppen, die sich näherten. Der Commandant in Chinglapet hatte von dem in Cobelong den Tag zuvor Nachricht erhalten, daß dieser sich nicht vierundzwanzig Stunden mehr halten könnte; er beschloß darauf einen Versuch zu wagen, und das englische Lager zu überfallen, da er die Uebergabe des Forts nicht ahnete. Man ließ die Feinde nahe anrücken, lockte sie in einen Hinterhalt, und fiel sodann über sie her. Der Befehlshaber, 25 Europäer und 250 Sepoys wurden gefangen genommen, die andern warfen ihre Waffen weg, und flohen nach Chinglapet, wo sie alles mit Bestürzung erfüllten. Um diese zu ruhen, eilte Clive sogleich dahin.

Dieses Fort liegt 30 englische Meilen von Cobelong und 40 von Madras, nahe am Flusse Paliart es wurde für sehr fest gehalten. Die östliche und nordliche Seite desselben wird durch sumpfige Reisfelder, und die westliche durch einen großen See bedeckt. Unzugangbar von allen diesen Seiten würde es unüberwindlich seyn, wenn nicht die südliche Seite bloßen



Blößen gäbe, wo das Erdreich hoch ist. Der in 1752  
 dische Ingenieur, der das Fort anlegte, scheint eine  
 größere Kenntniß seiner Kunst gehabt zu haben, als  
 man bey seinen Landsleuten gewöhnlich antrifft, wel-  
 ches die Wahl des Grundes und die kluge Verthei-  
 lung der Festungswerke beweisen. Die Besatzung  
 bestand damals aus 40 Europäern und 500 Sepoys.  
 Man beschloß das Fort einige Tage lang, allein es  
 waren noch große Schwierigkeiten zu übersteigen, als  
 der Commandant zu capituliren verlangte; er erbot sich  
 zur Uebergabe wenn man der Garnison einen freyen  
 Abzug erlauben wollte. Clive räumte dieses ein, und  
 nahm das Fort in Besiß. Durch die Eroberung  
 dieser beiden Dertter wurde dem Nabob das ganze  
 Land zwischen Sadras und Arcot unterwürfig gemacht.  
 Auf sein Ansuchen aber sprengte man die Festungs-  
 werke von Cobelong.

Die Gesundheit des Capitain Clive nahm nach  
 dieser Expedition täglich mehr und mehr ab, daher  
 er nach England zurückzugehn beschloß. Er verließ  
 Madras im Anfange des folgenden Jahrs mit dem  
 allgemein anerkannten Ruhme, der erste gewesen zu  
 seyn, dessen Beyspiel seine Landsleute aus ihrer  
 Schlassucht erweckte, worin sie vor der Belagerung  
 von Arcot wie betäubt lagen, und der durch eine  
 ununterbrochene Reihe glücklicher Unternehmungen  
 mehr als irgend ein anderer Offizier beygetragen hatte,  
 den Ruhm der englischen Waffen in Indien empor  
 zu bringen.

Währ

nerung

Major

Be

set.

30.

1752 Dieser Ort gehörte zu dem Gouvernement des Luckea-sahab, der eben so wie Chunda-sahab und Mortiz-Ally eine Schwester des Nabobs Subder-ally geheiratet hatte. Die Wittwe dieses unglücklichen Fürsten nebst seinem einzigen Sohne, Ally-Doast Khan, residirte mit Luckea-sahab im Fort. Man glaubte, daß ein mit so viel Prätendenten angefüllter Ort mit dem größten Nachdruck angegriffen werden würde; allein der Nabob hatte einen so großen Geldmangel, daß er lieber dem Anerbieten des Luckea-sahab Gehör gab, die Stadt und das Fort zu ranzioniren. Während man aber die Artikel entwarf, wurde durch einen Zufall eine Kanone im Fort abgefeuert, deren Kugel ins Lager fiel. Die Sepoys, die ohnehin wegen der vereitelten Hoffnung zu plündern unzufrieden waren, bedienten sich dieser Gelegenheit, die Unterhandlung abzubrechen. Unter dem Vorwande die Beleidigung zu rächen, stürzten sie in die Stadt ein, und fielen in die Häuser, wo die armen Bewohner keinen Widerstand thun konnten. Luckea-sahab, der die Ursache dieser jähligen Wuth nicht wußte, hielt es für Verrätheren, und ließ daher aus dem Fort auf die Stadt feuern. Dieses war das Signal zu weitem Feindseligkeiten; die Engländer warfen Bomben aufs Fort, die Besatzung hingegen machte einen guten Gebrauch von ihren Kanonen, bis man sich endlich den folgenden Tag verglich. Die Ranzionsgelder wurden auf 300,000 Rupien festgesetzt, und noch den nämlichen Tag bezahlt.

Die Maratten waren mittlerweile beständig herumgeschweift, um Feinde und Freunde zu plündern,

wofür sie noch überdem Bezahlung erwarteten, weil sie durch eine förmliche Vereinigung mit des Nabobs Feinden noch mehr Schaden hätten anrichten können.

Die Armee marschirte nun von Wandiwash nach Trivadi zurück, wo sie während dem Regenwetter cantoniren wollte. Dieses fiel den 31sten Oktober ein mit dem entseßlichsten Orkan, den man hier je erlebt hatte. Der Regen setzte in wenig Tagen das ganze Land unter Wasser und verursachte so viel Krankheiten unter den Truppen, daß diese gezwungen waren, den 15ten November nach dem Fort St. David zurück zu gehen. Da hier nur blos für die Engländer Raum war, so gingen fast alle Soldaten des Nabobs nach Hause, um nicht in dieser Jahreszeit im Felde zu bleiben.

Indessen hatte sich der Regent in Seringham von der Bestürzung erholt, die durch die Niederlage von Bahoor veranlaßt worden war; kaum hörte er also, daß die Engländer die Winterquartiere bezogen hätten, so schickte er den Morariorow mit allen seinen Maratten nach Pondichery, nur 500 behielt er bey sich; auch Innis Khan verließ mit seinen Maratten den Nabob, nachdem er vorher etwas von den Kanjionsgeldern in Wandiwash von ihm erpreßt hatte. Dupleir versprach europäische Soldaten nach Seringham zu senden; um nun bis zu deren Anfunft sicher zu sein, gab der Regent vor, daß er an keinen Krieg mit den Engländern, und Morariorow nur blos wegen der Kanjionsgelde vorgefaßt worden sey, die seit verlaßener Zeit nicht mehr her

1752 ließ er keine Lebensmittel nach Tritchinapoly passen. Die Wirkung dieser Feindseligkeit wurde bald gefühlt, und veranlaßte die Regierung zu Madras, ihn nunmehr als einen erklärten Feind zu behandeln.

Diesem Entschlusse zufolge nahm Dalton seine Maasregeln. Er marschirte in der Nacht vom 23sten December aus Tritchinapoly, und erreichte, ohne entdeckt zu werden, das feindliche Lager, wo er alles schlafend fand, sogar die Vorposten, die mit Bajonetten niedergestossen wurden. Das Geschrey verbreitete sich allenthalben, und sämtliche Truppen retteten sich mit der Flucht. Der Regent befand sich in der großen Pagode, und hätte wahrscheinlich den Engländern nicht entrimmen können, wenn diese nur mit einer Petarde versehen gewesen wären; ein Umstand, der sogleich den Krieg geendigt haben würde. Dalton erlaubte seinen Soldaten alles aus dem verlassenen Lager mitzunehmen, was sie nur bequem fortbringen konnten, und kehrte sodann nach der Stadt zurück. Diesen Abzug nutzten die Feinde; sie fanden sich wieder in ihrem Lager ein, brachen die Zelter ab, und rückten alle in die Pagode. Dieses bewies hinreichend ihre Furcht; da jedoch ihr fernerer Aufenthalt in dieser Gegend die Einwohner abhalten mußte, Lebensmittel nach Tritchinapoly zu bringen, so beschloß Dalton die Pagode zu bombardiren.

Man warf am Ufer des Caveri eine starke Befestigung auf, und besetzte sie mit Kanonen. Die Feinde blieben anfangs ruhig, berauschten sich aber

dichern zu kommen, sobald er die Reise ohne Gefahr 1752 thun könnte. Mittlerweile langten 50 Franzosen in Belore an, und mit ihrer Beyhülfe formirte er eine Verschwörung unter den französischen Gefangenen in Arcot, um die dasige englische Besatzung zu überwindigen, die nur schwach war. Man schöpfte aber in Zeiten Verdacht, und schickte den größten Theil der Gefangenen im December nach Chinglapet. So endigte sich das Jahr 1752 im Carnatic.

Im Januar 1753 rückten die Franzosen ins Feld mit 560 Europäern, 2000 Sepoys und 4000 Maratten, die Morari-roy anführte. Sie vermieden mit den Engländern zum Treffen zu kommen, die 700 Europäer, 1000 Sepoys und 1500 Mann vom Nabob zusammengeraffte Cavallerie stark waren. Die Maratten konnten jedoch nicht ruhig seyn, und wagten Kühne Angriffe auf die Batterien, die aber fruchtlos waren und viel Blut kosteten. Bey einem derselben blieben über hundert Maratten. Morari-roy warf den Franzosen nach seiner Rückkunft ins Lager ihre Feigheit vor, weil sie ihn gar nicht unterstützten hatten. Dennoch fuhr er fort den Engländern allen nur möglichen Abbruch zu thun, und besonders alle Zufuhr von Lebensmitteln zu verhindern. Der Mangel im englischen Lager nöthigte den Major Lawrence mit allen seinen Truppen beständig auf dem Marsch zu seyn, um die Convoys vom Fort St. David selbst zu escortiren. Diese Märsche waren so mühsam und gefährlich, daß, wenn die Franzosen sich so thätig als die Maratten gezeigt hätten, eine Niederlage der Engländer unfehlbar gewesen wäre.

1753 von 150,000 Mann. Zu gleicher Zeit fielen auch die marattischen Feldherren Salagerow und Nagogen Bensola mit 100,000 Maratten in Solconda ein. Salabad-jing und Bussy befanden sich in dieser Hauptstadt, als sie von der Annäherung dieser Heeren Nachricht erhielten. Sie rückten sogleich mit ihrer ganzen Macht ins Feld, und trafen bey Deber, einer alten festen Stadt, die Maratten an. Während diesem Marsch hatte Gazi-odin Khan, ohne Widerstand, Aurengabad eingenommen. Er führte einen französischen Wundarzt, Namens Volton, mit sich, der lange Zeit Leibarzt des Großen Moguls gewesen war. Diesen Mann schickte Gazi-odin Khan nach Pondichery, als einen Gesandten und Bevollmächtigten des Kaisers, um Duplex viele Vortheile anzubieten, wenn er die französischen Truppen von Salabad-jings Heere zurückrufen wollte. Als einen Beweis dieses Auftrags zeigte Volton ein Blanket mit dem großen Reichsiegel bezeichnet. Salabad-jing, um alle Unterhandlungen und Besorgnisse auf einmahl zu endigen, nahm die sicherste Maßregel; er beredete seine Mutter, die sich in Aurengabad befand, seinen Bruder, der ihr Stiefsohn war, zu vergiften. Dieses that sie, indem sie ihm eine Speise schickte, die sie mit nur zu vieler Wahrheit versicherte selbst zubereitet zu haben. Nach seinem Tode ging der größte Theil seiner Armee aus einander, einige Truppen aber stießen zu den Maratten bey Deber.

So groß auch die Furcht des Salabad-jing bisher gewesen war, so verstellte er sich doch, und behauptete mit einem ohnmächtigen Feinde und Betrüb-

ger zu thun zu haben, weil er allein der wahre Su-1753  
bah sey. Er schickte auch gleich nach Bazirodin Rhan  
Tode einen eignen Gesandten nach Pondichery, der  
ebenfalls vorgab vom Großen-Mogul zu kommen,  
und Patente und Siegel aufzeigte, wodurch, dem  
Versprechen des Salabad-jing gemäß, Dupleix vom  
Kaiser als Nabob:aller südwärts vom Kristna Fluß  
gelegenen Länder bestätigt wurde. Der Abgeordnete  
ward mit großem Pomp und Ehrfurcht empfangen,  
und die Bestallungsbriefe durch die ganze Provinz  
bekannt gemacht.

Dieser Titel indessen, so groß er auch war, ver-  
schaffte Dupleix doch kein Geld, das in den indosta-  
nischen Kriegen mehr Dienste thut, als alle Titel und  
Würden; denn die Einkünfte, die Salabad-jing in  
Aurengabad bezog, wurden alle auf das große Heer  
verwandt, das er unterhalten mußte; die Truppen  
des Ruffy allein kosteten ihm jährlich 400,000 Pf.  
St. In Pondichery war der Mangel eben so groß;  
denn obgleich viele Statthalter im Carnatick zur Un-  
terstützung des Chunda-sahab ohne Zwang alles be-  
getragen hatten, so hörte doch dieser Eifer mit seinem  
Tode auf, da sie die Unfähigkeit seines Sohnes Ra-  
ja-sahab kannten, der in jedem Betracht unvermögend  
war einen Krieg fortzusetzen, in welchem sein Vater  
mit allen seinen Talenten hatte unterliegen müssen.  
Ueberdem in dieser Anarchie und Verwirrung, wo  
die Autorität keines Fürsten sich weiter erstreckte, als  
sein Schwert reichen konnte, konnte sich jeder Statt-  
halter und Befehlshaber, wie er wollte, verhalten, die er nur  
zusammentreiben konnte. Obgleich also

1759 Dupleix's Würde von allen anerkannt war, die Mahomed-Ally nicht wohl wollten, so war dennoch seine Gewalt nur auf die Districte zwischen Pondichern und Gingee eingeschränkt, und diese brachten jährlich nicht mehr als 50,000 Pf. St. ein. Die französische Compagnie, die noch keine wirklichen Vortheile von allen diesen Kriegen und Unterhandlungen gehabt hatte, schickte nicht mehr Geld nach Indien, als zu ihrem Handel nöthig war, und zwar mit ausdrücklichem Befehl, daß es zu keinem andern Zweck gebraucht werden sollte.

Diese nachtheiligen Umstände würden wahrscheinlich die Franzosen dahin gebracht haben, nach dem Verlust bey Seringham, die Feindseligkeiten einzustellen, wenn Dupleix nicht in seinem Charakter eine höchst seltne Beharrlichkeit gehabt hätte, wogegen alles, selbst sein eignes Vermögen, nicht in Betrachtung kam. Er war so großmüthig gewesen, von seinen eignen erworbenen Reichthümern die erstaunliche Summe von 140,000 Pf. St. vorzuschiefen, und fuhr fort noch mehr herzugeben. Da jedoch diese Aufopferung bey der Unfähigkeit des Raja-sahab nicht angewandt war, so beschloß er ihn zu nöthigen, auf den Nabobs-Titel Verzicht zu thun, und ihn sodann einer andern Person zu übertragen, von dessen Reichthum und Verbindungen sich mehr erwarten ließe. Seine Wahl fiel auf Mortiz-ally von Belore, gegen den er sich entdeckte, und ihm von allen Unterhandlungen mit den Maratten und Mysoren-Nachricht gab. Dieser Statthalter nahm den Auftrag willig an, warb Truppen, und versprach nach Pon-



und räumte ihm dagegen so wenig Vortheile und Ge-1753  
walt ein, daß er wohl einsah, eine Nabobschaft un-  
ter solchen Bedingungen sey weniger werth, als der  
unabhängige Besitz seiner Statthalterchaft von Be-  
lore. Er fürchtete indessen, daß ihn Dupleir als  
Gefangener in Pondichery behalten würde, wenn er  
seine wahren Gesinnungen entdeckte, und verstellte sich  
daher. Dupleir war aber zu scharfsichtig, um sich  
hintergehn zu lassen, dabey aber viel zu klug sich der  
Person des sogenannten Nabobs mit Gewalt zu bemäch-  
tigen, weil er durch eine solche Verletzung von Treue  
und Glauben allen Credit bey Freunden und Feinden  
verlieren würde. Er ließ daher Mortiz: ally ruhig  
abziehen, der mit dem Versprechen, in der Provinz  
Arcot den Krieg fortzusetzen, Pondichery im März  
verließ, überzeugt, daß er zum erstenmale in seinem  
Leben einen listigern Mann, als er selbst sey, angetrof-  
fen habe.

Lawrence hatte mittlerweile eine Verstärkung von  
200 Europäern erhalten, und versuchte nun, der Un-  
thätigkeit überdrüssig, das französische Lager zu stür-  
men; er fand aber dasselbe bey der Annäherung so  
fest, und mit Redouten, tiefen Gräben und einer  
zahlreichen Artillerie so wohl versehen, daß er seinen  
Vorfaß aufgab, und einen andern Operationsplan  
entwarf. Er wollte den Krieg in eine andere Ge-  
gend hinspielen, um die Franzosen aus ihren unbe-  
zwingbaren Verschanzungen zu locken; es war aber  
nicht leicht zu bestimmen, wohin man sich wenden  
sollte. Eine ganz unerwartete Nachricht von Trit-  
chinapoh entschied auf einmal die Schwierigkeit.

1753 Dupleir's Plan aber war vorzüglich die Eroberung von Trichinapoly zu befördern, und daher den Krieg an der Seeküste so lang als möglich aufzuhalten, damit die Mysoren ungestört die Blokade der Stadt fortsetzen könnten. Er gab daher den Truppen am Fluß Pannar Befehl, blos defensive zu agiren, und ihre Verschanzungen zu verstärken, die denn auch bald einer regelmäßigen Festung ähnlich waren. Da es den Engländern sehr an Reitern fehlte, so wurde der König von Tanjore ersucht, ihnen Cavallerie zu schicken. Er versprochen es auch, befehlt sie aber zurück, da ihn die Maratten selbst mit einem Einfall in sein Land bedrohten. Dieser Umstand hielt den Major Lawrence in Unthätigkeit. Nach den Vorurtheilen in Indostan wird sowohl diese als ein Rückzug nie der Klugheit zugeschrieben, sondern der Thell, der zu siegen aufhört, wird seinem Untergange nahe gehalten. So waren die Begriffe von der Armee bey Trivabi, die Dupleir sich sorgfältig zu verbreiten bemühetete. Mortiz-ally bekam dadurch Muth, und marschirte mit seinen Truppen nach Pondichern, wo er 50,000 Pf. St. zur Führung des Kriegs hergab, und dafür mit großen Ceremonien und öffentlichen Freudenbezeugungen zum Nabob vom Carnatick ausgerufen wurde.

Diese seine Freude aber dauerte nicht lange. Man verlangte, er sollte so wie Chunda-sahab an der Spitze der Armee erscheinen, allein dawider hatte er eine natürliche Abspiegung. Ferner, da die Capitulationspunktes seiner Regentschaft entworfen wurden, verlangte man von ihm so viel Geld und Soldaten,

Der Mangel an Reiterey war bisher bey des Nabobs Angelegenheiten die größte Hinderniß gewesen. Man beschloß daher abermals dem König von Tanjore darum anzuliegen, und um ihn allenfalls durch Furcht dazu zu bringen, so sollte der Marsch nach Tritchinapoly durch seine Staaten geschehn. Die Armee rückte ein, und ging über den Coleroon, wo sich denn Succjee, des Königs Premierminister, bald einfand, um den Nabob und den Major Lawrence im Namen seines Herrn zu complimentiren. Der König kam ihnen selbst unweit seiner Hauptstadt mit großer Pracht entgegen, in Begleitung von 3000 Reitern und 200 Elephanten mit reichgestickten Decken. Er schien überzeugt zu seyn, daß es sein Interesse verlange, den Nabob zu unterstützen, und befahl daher seiner Cavallerie, mit den Engländern nach Tritchinapoly zu marschiren. Den folgenden Tag aber, nachdem sie nur einige Meilen mitgezogen waren, verließen sie die Armee schleunig, jedoch mit dem Versprechen sich bald wieder einzufinden.

Dalton war in dieser Zwischenzeit in Tritchinapoly nicht unthätig gewesen. Ein Theil des feindlichen Heers wurde von Wirana commandirt, den Dalton Gelegenheit gehabt hatte genau kennen zu lernen. Seine Kriegstalente waren sehr geringe, überdem war er äußerst furchtsam, besonders in der Nacht, daher der englische Befehlshaber nicht zweifelte, ihn durch häufiges Allarmiren in seinem eignen Lager dahin zu bringen, keine Truppen mehr zur Hemmung der Zufuhr auszusenden. Dieser Anschlag gelang. Eine nächtliche Kanonade ins feindliche Lager setzte

1753

Dalton, dem alle Zufuhr in die Stadt abgeschnitten war, und die größte Noth in der Folge befürchtete, hatte oft den Statthalter Kiroodin Khan wegen dem Vorrath der noch vorhandenen Lebensmittel befragt, der ihm beständig mit großer Zuversicht bezeugte, daß er so viel hätte, um die Besatzung vier Monat lang zu ernähren. Da sich noch manche Zufuhren, trotz der Wachsamkeit der Feinde, in die Stadt schlichen, wurden die Magazine nicht sehr angegriffen; sobald aber die Mysoren, wie oben gemeldet, ihre Armee in zwey Läger vertheilten, hörte alle Zufuhr gänzlich auf. Nunmehr bestand Dalton darauf, die Magazine zu untersuchen, da ihm denn Kiroodin Khan zu seinem Erstaunen meldete, daß er den zeitherigen Mangel benutzt habe, um den Vorrath an die Einwohner von Tritchinapoly zu einem hohen Preis zu verkaufen, in der Hoffnung Gelegenheit zu finden, den Abgang wieder zu ersetzen; wobey er frey gestand, daß alles übrig gebliebene höchstens für funfzehn Tage zureichen würde; ein Zeitraum, in welchem die Armee bey Trivabi kaum diese Nachricht erhalten und der Stadt zu Hülfe kommen konnte. Klagen und Vorwürfe waren vergebens, denn das Uebel war geschehn. Es wurde sogleich ein Bote an Major Lawrence mit dieser heunruhigenden Neuigkeit abgefertigt, der den 20sten April um zehn Uhr des Nachts anlangte, und mit Tagesanbruch ging der Marsch auch schon fort. Lawrence ließ 150 Europäer und 500 Sepeys in Trivabi zur Besatzung zurück, und mit den übrigen Truppen marschirte er nach dem Fort St. David, um dort erst die nöthigen Bedürfnisse zusammenzubringen.

Der Mangel an Reiteren war bisher bey des Nabobs Angelegenheiten die größte Hinderniß gewesen. Man beschloß daher abermals dem König von Tanjore darum anzuliegen, und um ihn allenfalls durch Furcht dazu zu bringen, so sollte der Marsch nach Tritchinapoly durch seine Staaten geschehn. Die Armee rückte ein, und ging über den Coleroon, wo sich denn Succoee, des Königs Premierminister, bald einfand, um den Nabob und den Major Lawrence im Namen seines Herrn zu complimentiren. Der König kam ihnen selbst unweit seiner Hauptstadt mit großer Pracht entgegen, in Begleitung von 3000 Reitern und 200 Elephanten mit reichgestickten Decken. Er schien überzeugt zu seyn, daß es sein Interesse verlange, den Nabob zu unterstützen, und befahl daher seiner Cavallerie, mit den Engländern nach Tritchinapoly zu marschiren. Den folgenden Tag aber, nachdem sie nur einige Meilen mitgezogen waren, verließen sie die Armee schleunig, jedoch mit dem Versprechen sich bald wieder einzufinden.

Dalton war in dieser Zwischenzeit in Tritchinapoly nicht unthätig gewesen. Ein Theil des feindlichen Heers wurde von Wirana commandirt, den Dalton Gelegenheit gehabt hatte genau kennen zu lernen. Seine Kriegstalente waren sehr geringe, überdem war er äußerst furchtsam, besonders in der Nacht, daher der englische Befehlshaber nicht zweifelte, ihn durch häufiges Allarmiren in seinem eignen Lager dahin zu bringen, keine Truppen mehr zur Hemmung der Zufuhr auszusenden. Dieser Anschlag g  
Eine nächtliche Kanonade ins feindliche Lager

1753 den Wirana in solche Bestürzung, daß er in der größten Verwirrung am folgenden Morgen aufbrach, und sogar eine Menge Reis und andre Lebensmittel zurück ließ. Er vereinigete sich mit der andern Armee in Seringham, und nun wagten die Landleute von neuem die Stadt mit den nöthigen Bedürfnissen zu versorgen.

Lawrence traf endlich den 6ten May in Tritchinapoly ein, allein die englischen Truppen waren auf dem Marsch bey der großen Hitze so sehr geschmolzen, daß außer den Todten und Kranken, die man nach dem Fort St. David und Devi-Cotah zurück geschickt hatte, noch über hundert Mann zum Dienst untauglich waren; auch war die Desertion sehr stark gewesen, besonders unter den Schweizern, die Truppweise davon liefen. Alle Truppen bestanden daher mit Inbegriff der Besatzung von Tritchinapoly jetzt nur in 500 Europäern, 2000 Sepoys, und 3000 Reitern.

Dupleix hatte mittlerweile 200 Europäer und 500 Sepoys zu den Mysoren stoßen lassen. Lawrence erlaubte seinen Soldaten nur drey Tage Ruhe; er beschloß den Feinden eine Schlacht anzubieten, und wenn sie es ausschlugen, ihr Lager zu kanoniren und Seringham zu bombardiren. Des Nabobs Keiterei, die lange keinen Sold erhalten hatte, wollte keinen Antheil an dieser Expedition nehmen, daher die Infanterie allein marschiren mußte. Die Ufer der Insel waren mit mysoreischen Truppen bedeckt, welche die Landung hindern wollten; sie wurden aber bald auseinander gesprengt, und zogen sich nach der Pa-

do<sup>r</sup>.

gode zurück, bis die Maratten zu ihrer Unterstützung 1753 erschienen; diesen folgten die Franzosen unter Anführung eines sehr geschickten Offiziers, Namens Astruc, da denn die Engländer nach einem hartnäckigen Gefecht genöthigt waren wieder abzuziehn.

Die Fähigkeit des französischen Befehlshabers war bey diesem Vorfall so auffallend gewesen, daß Lawrence wenig Hoffnung hatte, die Feinde aus der Pagode zu vertreiben, daher er seine ganze Sorgfalt auf die Proviantirung von Tritchinapoly einschränkte. Er schickte sowohl an den König von Tanjore als nach Londimans Land Abgeordnete, um Proviant einzukaufen; allein der Regent von Mysore verhinderte es in beiden Ländern, indem er durch seine Agenten vorstellen ließ, daß, sobald Tritchinapoly mit gefüllten Magazinen versehen wäre, die Engländer gewiß sogleich nach dem Carnatic marschiren und ihre Bundesgenossen der Rache der Mysoren überlassen würden, die denn auch unfehlbar diesen Benstand schrecklich ahnden dürften. Diese Vorstellungen waren ganz dem Genie der Indier gemäß; denn diese Nation hat keine Begriffe von Dankbarkeit, und erwartet daher diese Tugend auch nicht bey andern zu finden. Da sie gewohnt sind, gethane Versprechungen nicht zu achten, sobald sie ihren Endzweck erreicht haben, so glaubten sie auch gar nicht den Versicherungen des Major Lawrence, der ihnen aufs feyerlichste zusagte, sich nicht eher von Tritchinapoly zu entfernen, bis er die Sicherheit ihrer Länder gesorgt hätte. Der König sagte zu dem Drohungen Beschenke, und erließ unter andern dem Minister Succojee,

1753 der den König von Tanjore gänzlich beherrschte. Um jedoch den ungewissen Folgen des Kriegsglücks vorzubeugen, entschuldigte sich der König aufs beste, und behauptete, daß ihm die Feinde schon an 100,000 Pf. St. Schaden zugefügt hätten, dennoch wollte er nach der Aerte den Engländern alle nur mögliche Hülfe leisten. Auf diese Weise schlugen alle Maassregeln die Magazine anzufüllen fehl, ja man hatte große Mühe, nur so viel Proviant zu verschaffen, als die Truppen in der Stadt zu ihren täglichen Bedürfnissen brauchten.

Durch die Bravour der Maratten, die beständig herumschweiften, verloren die Engländer einige feste Plätze, die nicht stark besetzt waren. Zu diesem Unglück kam noch, daß die Anarchie immer weiter um sich griff. Viele kleine Befehlshaber in den Districten warfen sich zu Statthaltern auf, und gaben vor von Dupleir und Morari-row bevollmächtigt zu seyn, überall Contributionen zu erheben, und Gewaltthatigkeiten auszuüben. Viertig-ally selbst, da er hörte, daß Tritchinapoly sich in solcher Noth befände, faßte Muth, und hoffte seine von Dupleir erhaltene Nabobswürde behaupten zu können; er rückte daher mit 4000 Mann ins Feld, und ließ alle in der Nähe von Arcot liegende Dörfer ausplündern.

Die Feinde verließen endlich Seringham, gingen über den Caveri, und lagerten sich in der Ebene. Ihre Macht bestand jetzt aus 450 Europdern, 1500 wohl disciplinirten Sepons, 8000 mysoreschen Reitern, 3500 Maratten, 1200 Topassen und Sepons im Dienst des Regenten, und 15000 Peons, die



theils mit Feuergewehr, theils mit Schwertern, Bogen und Pfeilen, Piken, Keulen u. s. w. bewaffnet waren. Lawrence hatte nicht mehr als 500 Europäer und 2000 Sepoys, denn die Cavallerie des Nabobs fuhr fort ihre Dienste durchaus zu versagen, bis ihr rückständiger Sold bezahlt seyn würde. Eine kleine Unpäßlichkeit vermochte Lawrence sich nach der Stadt zu begeben. Durch ein Versehen des englischen Interims-Befehlshabers blieben in seiner Abwesenheit einige wichtige Anhöhen unbesezt; die Feinde nutzten diesen Fehler, nahmen davon Besitz, und schnitten abermals alle Zufuhr ab. Ihre sehr vortheilhafte Position und die Stärke ihres Heers machten einen Angriff auf ihr Lager unausführbar. Indessen war es augenscheinlich, daß, ohne sie zu vertreiben, weder die Engländer im Felde, noch die Besatzung von Tritchinapoly lange aushalten könnte. Diese üble Lage erzeugte eine starke Desertion unter den englischen Truppen. Die Muthigsten fingen an die Hoffnung zu verlieren, und sahen es als das einzige Rettungsmittel an, die Stadt zu verlassen, um dem Hungertode zu entgehn.

Die Feinde, die sich auf ihre große Anzahl verließen, wünschten ein Treffen, um den Krieg auf einmal zu endigen; und die aufs äußerste gebrachten Engländer waren auch entschlossen, bevor sie einen Rückzug unternähmen, einen kühnen Versuch zu wagen, den nur ihre verzweifelte Lage rechtfertigen konnte. Die Franzosen trauten, da sie sich von einer Hand voll Leute angegriffen sahen, die alle Reiteren ansetzten, und sich in die Mitte des Heeres warfen, daß sie

1753 mysoreſchen Cavallerie in der Ebene bloßſtellten. Vermöge der vortreflichen Diſpoſition des Lawrence und der außerordentlichen Tapferkeit der Engländer, trieb man die Franzoſen zurück, und bereitete alle Anfälle der verwegenen Reiter, die mit ihrer ganzen Macht andrungen, und ſchaarenweiſe fielen. So wurde Tritchinapoh gerettet durch einen Sieg, der ſelbſt das Erſtaunen der Engländer erregte. Wären ſie unthätig geblieben, ſo würde die Stadt in wenig Tagen verloren gegangen ſeyn, und eben dieſen Erfolg hätte auch ihre Niederlage gehabt, daher Lawrence ſehr klug handelte, wegen einem ſo wichtigen Gegenſtand alles zu wagen.

Unter den Feinden entſtanden Mißhelligkeiten nach dem Treffen, da eine Völkerschaft der andern den übeln Erfolg zur Laſt legte. Die ſämmtlichen Truppen hielten ſich in ihrem Lager ruhig, erſchienen bey Tage ſelten in der Ebene, und des Nachts nie. Dieſe Muthloſigkeit benutzten die Engländer, um eine Convoh nach Tritchinapoh zu bringen, wodurch die Stadt auf 50 Tage mit Proviant verſehn wurde. Da nun dieſe große Abſicht erreicht war, beſchloß Lawrence nach Tanjore zu marchiren, um den König des Landes zu bewegen, die ſo nöthige Cavallerie herzugeben; er ſchmeichelte ſich, daß die Erſcheinung der Armee und ihre erkämpften Vortheile dieſes Anſuchen jezt erleichtern würden. Die Regentſchaft des Nabobs war zu dieſer Unterhandlung nothwendig, und er bereitete ſich auch zur Abreiſe, als ſeine mißvergnügten Truppen den Abend vorher den Palaſt beſtürmten, und erklärten, daß ſie ihn nicht weglaſſen würden, bis er

ihnen den rückständigen Sold bezahlt hätte. Alle 1753  
 Vorstellungen waren fruchtlos, ob man ihnen gleich  
 begreiflich zu machen suchte, daß seine Reise nach  
 Lanjore das Mittel sey, wodurch sie hoffen könnten  
 bezahlt zu werden. Sie blieben unbeweglich und  
 drohten Gewalt zu brauchen. Dalton schickte die  
 Nachricht von diesem Vorfall ins Lager, worauf Law-  
 rence 200 Europäer commandirte, die durch die Auf-  
 rührer durchbrachen, in den Palast eindrangen, den  
 Nabob glücklich herausholten und in einem Palankin  
 ins Lager brachten. Die Mißvergnügten unterstan-  
 den sich nicht den geringsten Widerstand zu thun;  
 auch that man ihnen nichts zu Leide; denn obgleich  
 solche Auftritte unter sehr civilisirten Völkern als Re-  
 bellion und Hochverrath angesehen werden, so betrach-  
 tet man sie in Indostan nur als gemeine Vorfälle,  
 wo es schwer zu entscheiden ist, ob der Fürst oder die  
 Truppen Unrecht haben. Gewiß ist es, daß der  
 Nabob diesmal kein Geld hatte, und daß die Eng-  
 länder jetzt schon zwey Jahre lang die Kriegskosten  
 für ihre Truppen hatten hergeben müssen; sonst aber  
 ist es die Maxime aller Fürsten in Indien, sie mö-  
 gen noch so reich seyn, ihre Heere in rückständigem  
 Sold zu halten, damit die Soldaten nicht davon  
 laufen.

Diese Furcht ist nicht ungerecht in Ansehung von  
Mierhlingen; die aus allen Gegenden eines despoti-  
 schen Reichs zusammen gebracht werden, und nicht  
 die geringste Neigung weder gegen den Fürsten haben,  
 dem sie dienen, noch gegen die Sache, für die sie feh-  
 ten. Da sie gewohnt sind Entschuldigungen zu hö-

1753 ren, wenn keine Ursache dazu vorhanden ist, so achten sie solche auch nicht, wenn wirkliche Noth verhindert sie zu befriedigen. Hiezu kommt noch ein den meisten Fürsten in Indien eigener Gebrauch, der nicht wenig das Mißtrauen vermehrt. Die eiteln Begriffe, womit sie erzogen sind, flößen ihnen eine außerordentliche Liebe für allen äußern Pomp ein, und das entnervende Clima ihres Vaterlandes macht sie unfähig den Trieben der Phantasie zu widerstehn. Ferner die häufigen Glücksveränderungen in diesem Reiche zeigen so sehr die Nothwendigkeit, Schätze wider die Stunde des Trübsals zu sammeln, daß nichts gewöhnlicher ist, als einen Nabob zu sehn, der ein kostbares Kleinod für eine große Summe kauft, zu eben der Zeit, da aus Geldmangel alle seine Angelegenheiten ins Stecken gerathen, und er die größten Bedürfnisse kaum befriedigen kann. Daher also, anstatt durch das Geschrey und die Klagen ihrer Soldaten beunruhigt zu werden, leben sie vielmehr in täglicher Erwartung solcher Ausritte; dabey sie den Grundsatz haben, sie geduldig anzuhören, wenn nur keine Gewalt gebraucht wird. Um nun diese zu verhindern, bemühen sie sich einige der vornehmsten Befehlshaber mit einer gehörigen Anzahl auserlesener Truppen in ihr Interesse zu ziehn, die bey einem entstehenden Tumult den Fürsten beschützen; denn sehr selten geschieht ein solcher Aufstand unter Anführung eines angesehenen Befehlshabers. Wenn aber das Glück dem Fürsten ganz den Rücken zugehrt, und er einem stärkern Feinde unterliegen muß, alsdann werden seine Ausflüchte auch streng bestraft, entweder

durch den gänzlichen Abfall seiner Armes, oder durch die härtesten Belcidigungen, denen Nahomed-Ally höchst wahrscheinlich nicht entgangen wäre, wenn ihn die Engländer nicht auf die oben erzählte Art befreyt hätten.

Sobald der Nabob im Lager angelangt war, brach Lawrence auf, und kam ungehindert nach Tanjore. Die Gegenwart der Armee erreichte hier den gehofften Endzweck, denn der König bewilligte die verlangten Hülfsstruppen. Nur fünfzig Mann von der Cavallerie des Nabobs begleiteten ihn, die übrigen blieben unter den Mauern von Trichinapoly gelagert. Wenig Tage aber nach dem Abzug der Engländer gaben sie dem Capitain Dalton förmlich von ihrem Vorhaben Nachricht zum Feinde überzugehen, wobei sie ihn baten, sie nicht bey ihrem Abmarsch zu canoniren. Dies versprach er ihnen gerne, weil er froh war solche gefährliche Nachbarn los zu werden, da sie denn ruhig abzogen.

Die Blokade der Stadt dauerte indessen beständig fort. Der jetzt erhaltene Proviant war nur ganz allein für die Besatzung, die Einwohner mußten für sich selbst sorgen, so gut wie sie konnten. Der Reis, diese Hauptnahrung in Indostan, wurde fünfzehnmal theurer wie gewöhnlich verkauft, und Brennholz war fast für keinen Preis zu haben. Dieser Mangel zwang sie ihre Wohnungen zu verlassen, und in Monatsfrist sahe diese große Stadt, die 400,000 Menschen enthielt, einer Einöde ähnlich. Nur die Soldaten und die zum Troß gehörigen Handwerker blieben zurück, die sämtlich nicht über 2000 Mann

1753 betrogen. Unter diesen waren 1000 Peons, die man zu nichts als zum Allarmiren brauchen konnte, daher man sie zwischen der äußern und der innern Mauer postirte; die Sepoys, 600 an der Zahl, stellte Dalton auf die Wälle, und mit seinen 300 Europäern besetzte er die Thore.

Der Mangel an Soldaten mußte durch die Wachsamkeit so viel als möglich ersetzt werden. Indessen war es ängstlich, daß die Stadt in großer Gefahr seyn würde, wenn die Feinde bey der Nacht einen Sturm mit Nachdruck wagen sollten. Diese Absicht war auch wirklich vorhanden; denn die Franzosen hatten schon Sturmleitern in Bereitschaft, und schickten häufig Partien aus, die Tiefe des Grabens zu sondiren, die aber nie ihren Vorsatz ausführen konnten. Brenier war indessen an die Stelle des Astruc Befehlshaber der französischen Truppen geworden. Diesem lag nun Dupleir ernstlich an, einen Sturm zu versuchen, es möchte auch kosten was es wolle; dabey schlug er ihm ein Mittel vor, die nöthige Kundschaft aus der Stadt einzuziehen, er sollte nämlich einen geschickten Offizier, Namens Cattans, als einen Deferteur hineinschicken. Man versprach diesem Mann eine Compagnie und 30,000 Rupien; dafür machte er sich anheischig, den Ort auszufinden, wo man am besten die Sturmleitern anlegen könnte, und mit den französischen Gefangenen eine Verschöpfung zu entwerfen, welche losbrechen, die Wache überwältigen, und sodann die Engländer in der Stadt anfallen sollten, während man von außen die Wälle besteigen würde.

Cattans kam nach Tritchinapoly und bot den Engländern seine Dienste an, da er vorgab von den Franzosen übel behandelt zu seyn. Eine zu stark affectirte Freymüthigkeit in seinem Betragen aber stößte Dalton gleich einigen Verdacht ein. Es wurden daher zwey Personen beordert, ihn genau zu beobachten. Diese entdeckten seine Sorgfalt die Festungswerke zu untersuchen, das Caliber der Kanonen zu messen, und endlich, daß er den französischen Gefangenen durch die Fenster ihres Gefängnisses kleine Papiere zustellte. Unter der Besatzung befand sich ein Franzose, auf dessen Treue die Engländer rechnen konnten; dieser erbot sich seinen Landsmann noch besser auszuforschen, und ließ sich daher in dessen Gegenwart für eine angebliche Nachlässigkeit tüchtig durchprügeln. Nach dieser Züchtigung stellte er sich so rachedürstig an, daß Cattans ihm sein völliges Vertrauen schenkte, und ihm eine große Belohnung versprach, wenn er ihm zur Ausführung seines Plans behülflich seyn wollte. Der Soldat sagte, er wäre eben nicht zu großen Unternehmungen tauglich, wenn es aber nöthig wäre, so wollte er desertiren, sobald er am Thor die Wache haben würde, und dem französischen Befehlshaber einen Brief bringen, nur müßte ihm Cattans den Pardon für seine vormalige Desertion von den Franzosen garantiren. Diese Zusage erteilte ihm der andre förmlich, und unterschrieb das Papier mit seinem Namen, zu welchem er den Titel fügte: Bevollmächtigter des Marquis von Dupleir. Dabey gab er ihm ein Schreiben an Premier, das eine vollständige und sehr genaue Beschreibung aller Festungs-

1753 werke des Orts enthielt, nebst einigen Lobeserhebungen seiner eignen Geschicklichkeit, womit er den englischen Commandanten hintergangen hätte, den er als einen sehr jungen Mann bezeichnete, der mehr Vertrauen auf ihn als auf seine eignen Offiziers setzte. Der Soldat übergab diesen Brief an Capitain Dalton, der sogleich Cattans in Verhaft nehmen ließ. Anfangs leugnete er alles, da man ihm aber seine eigne Handschrift vorzeigte, so gestand er sein Vorhaben, und bat nur um die einzige Gnade, nicht gehangen, sondern arquebusirt zu werden. Man sagte ihm, daß sein Schicksal erst nach der Rückkunft des Major Lawrence entschieden werden würde. Indessen wünschte Dalton den Feind in die Falle zu locken, durch dasselbe Mittel, das er gegen ihn gebraucht hatte, und versprach daher dem gefangenen Spion ihm Pardon zu verschaffen, wenn er an Brenier einen Brief schreiben und ihn dahin bringen wollte, einen Sturm an dem Orte zu versuchen, den Dalton bestimmen würde. Cattans war hiezu gleich willig. Es wurde eine Bastion ausersehn, die außen am zugänglichsten, innerhalb aber der am meisten besetzte Theil aller Werke war. Ein Mohr übernahm für acht Dupien diesen Brief zu überbringen; Brenier gab ihm zwanzig, und schrieb so fort eine Antwort, worin er versprach, seinen Plan auszuführen. Die Besatzung war mehrere Nächte hinter einander auf der Hut, allein es geschah kein Besuch, weil die Nachricht von des Major Lawrence Ankunft die Feinde in einer beständigen Unruhe erhielt, so daß sie nicht eine Unternehmung wagten, von deren glücklichen Erfolg sie doch überzeugt seyn mußten.



Den 7ten August langte Lawrence in der Nähe 1753 von Trichinapoly an; er war mit 3000 tanjoreschen Reitern und 2000 Mann Fußvolk, desgleichen vom Fort St. David mit 170 Europäern und 300 Sepoys verstärkt worden. Er hatte 4000 Büffelochsen bey sich, die der Nabob angeschafft, und dem Vorgeben nach mit Proviant beladen hatte. Es schien äußerst schwer zu seyn, diesen großen Zug im Angesicht der Feinde in die Stadt bringen zu können, jedoch glückte es nach einem sehr hitzigen Gefecht, wobey die Franzosen allein an 100 Europäer, die Engländer aber 40 verloren. Die tanjoresche Cavallerie blieb dabey ganz unthätig, sonst würden wenig von den in der größten Unordnung fliehenden Feinden entkommen seyn; ihr General Monack-jee entschuldigte sich mit seiner Sorgfalt die Bagage zu decken, wofür Lawrence aber ohnehin schon gesorgt hatte.

Sobald alles in Trichinapoly eingerückt war, wurde der Proviant in die Magazine gebracht, da die Engländer denn mit dem größten Unwillen und Erstaunen wahrnahmen, daß von allen den Büffelochsen nur 300 mit Lebensmitteln für die Garnison beladen waren, ein Vorrath, der kaum auf zehn Tage zu reichte. Die Ladung aller andern war nichts als überflüssige Bagage und ein Haufen Lumpereyen, die nicht den Transport verlohnten. Eine solche Nachlässigkeit in einer so wichtigen Angelegenheit, die man mit so vieler Mühe und Gefahr zu Stande gebracht hatte, ist wohl nirgends möglich, als unter unregelmäßigen und trägen Regierungen in Indostan; die Engländer, welche die Natur derselben kennen muß-

1733 ten, waren sehr zu tadeln, daß sie dieses Geschäft, von dem alles abhing, ganz dem Nabob und seinen Befehlshabern überließen. Diesem Uebel in etwas abzuhelfen, rückte Lawrence aus, um die umliegende Gegend den Zufuhren vom Lande offen zu halten, und wo möglich die Convoys der Mysoren aufzufangen.

Cattans wurde im Angesicht der feindlichen Vorposten gehangen; er starb mit großer Entschlossenheit, und bereute den Capitain Dalton betrogen zu haben, der ihn so gütig aufgenommen hatte. Da man diesen Mann gebraucht hatte, unter dem Versprechen der Begnadigung, seine eignen Landsleute zu hintergehn, so war Lawrence allerdings zu tadeln, daß er ihm nicht das Leben schenkte.

Die Feinde, die ein neues Gefecht vermeiden wollten, zogen sich zurück, wie die Engländer vorrückten, und zwar mit solcher Eifertigkeit, daß sie einen Theil ihrer Bagage und Munition zurück ließen. Sie lagerten sich auf einer Anhöhe an dem Ufer des Caveri. Von hier wollte Lawrence sie auch vertreiben, als er den 24sten August die unangenehme Nachricht von einer feindlichen Verstärkung hörte, die allein der ganzen Macht der Engländer gleich kam. Es waren 3000 Maratten, einige tausend Peons und eine Anzahl Topassen unter Anführung des kühnen Morari-row, dergleichen 400 Europäer und 1000 Sepoys nebst sechs Kanonen. Die meisten dieser Europäer waren am Ende des Junius aus der Insel Mauritius angelangt, wo man sie disziplinirt hatte. Dupleix schickte sie nebst allen Sol-

boten, die er nur zusammen bringen konnte, um dem 1759  
Kriege bey Tritchinapoly wo möglich ein Ende zu ma-  
chen; Morari-row, der zwar diese Absicht nicht  
hatte, mußte doch seinen Goldherrn aus der Noth zu  
reißen suchen, und gab daher seine Streifereyen vor  
der Hand auf.

Ihre Erscheinung iz einem so kritischen Zeitpunkte  
belebte den Muth der Feinde, die drey Tage hinter  
einander Victoria schossen, und Feuerwerke abbrann-  
ten. Die Engländer und ihre Bundsgenossen sahen  
sich nun gezwungen defensiv zu agiren. Was ihnen  
aber den größten Kummer verursachte, war der Pro-  
viant, denn alle bisherigen Zuführen waren blos für  
den täglichen Unterhalt der Truppen hinreichend ge-  
wesen; sie dauerten zwar noch fort, allein mit großer  
Schwierigkeit, weil die Maratten jezt keine Convoy  
unangegriffen ließen. Der zehntägige Vorrath von  
Proviant lag noch in den Magazinen der Stadt un-  
berührt, und wurde für die Besatzung im höchsten  
Nothfall aufgespart.

Die Regierung in Madras war auch nicht müßig  
Verstärkungen abzuschicken. Alles, was sich nur zum  
Kriege tauglich befand, wurde zu Wasser nach Devi-  
Cotah geschickt. Die Mysoren sowohl als die Ma-  
ratten hatten große Lust die Engländer vor Ankunft  
dieser Hülfsstruppen in ihrem festen Lager anzugreifen;  
allein Astruc, der jezt wieder die Franzosen comman-  
dirte, wollte diesen Versuch nicht wagen. Die Ver-  
stärkung langte endlich den 19ten September unweit  
Tritchinapoly an, ohne daß die Franzosen es erfuh-  
ren. Lawrence, um ihre Aufmerksamkeit zu beschäf-

1753 tigen, besetzte eine Anhöhe nahe am feindlichen Lager, und ließ es beschießen; er erreichte auch seinen Zweck, und die erwarteten Truppen trafen noch die nämliche Nacht glücklich bey ihm ein. Sie bestanden aus 237 Europäern und 300 Sepoys. So gering diese Verstärkung auch war, so belebte sie doch sehr den Muth der Engländer, die nun auch ihrerseits den Feinden diese Nachricht durch Kanonenschüsse und Freudenfeuer ankündigten.

Lawrence, dessen Bedürfnisse jetzt täglich größer wurden, und keine Veränderung zu seinem Vortheil hoffen konnte, beschloß, sobald sich nur die neuen Truppen erholt haben würden, die Feinde zu einer Schlacht zu bringen, sollten sie aber hiezu nicht geneigt seyn, sie in ihrem eignen Lager anzugreifen. Die Zelter und Bagage blieben unter den Kanonen von Tritchinapoly nebst hinreichender Bedeckung zurück; mit allen andern Truppen rückte Lawrence den 20sten September dicht ans feindliche Lager, man zeigte hier aber keine Lust zum Treffen; dem Plan zu Folge wurde es nun bestürmt. Die Engländer bestiegen einen mit Mysoren besetzten Felsen, und drangen so ins mysorensche Lager. Wäre dieses so wie in Europa mit Zeltern bedeckt gewesen, so hätte man unmöglich in solcher Ordnung und geschlossenen Gliedern durchmarschiren können, wie hier geschah; allein bey einem indischen Heer haben nur allein die Befehlshaber Zelter, alle andre aber blos leicht erbaute Hütten, die man mit einer Hand umreißen kann. Die Mysoren thaten geringen Widerstand und flohen. Dieses zwang die Franzosen, um nicht im Rücken angefallen

zu werden, ihre Verschanzungen zu verlassen, und 1753 dem Feinde entgegen zu gehen; sie hatten aber das nämliche Schicksal wie ihre Bundsgenossen, und wurden über den Haufen geworfen; auch die Maratten, die aus dem entferntesten Theile des Lagers herbey eilten, wurden mit einem starken Kanonenfeuer empfangen und mit in die Flucht verwickelt. Die Feinde zogen sich sodann nach Seringham, mit ihrem ganzen Troß von Ochsen, Kameelen und Elephanten; die Truppen bestanden in 30,000 Mann Fußvolk und 1600 Mann Reiteren. Die Tanjoren erhielten zwar Befehl den Flüchtlingen nachzusetzen, die auf der ganzen Ebene zerstreut lagen, allein sie waren nicht aus dem Lager weg zu bringen, wo sie alle Hände voll mit plündern zu thun hatten.

Die Beute bestand in den Zeltern, der Bagage und Munition des französischen Lagers nebst eilf Kanonen. Von den Franzosen waren über 100 Tode und Verwundete, beynähe eben so viel mit zehn Offiziers wurden auf dem Schlachtfelde gefangen genommen, worunter Astruc selbst war, und auf der Flucht noch 86 andre Europäer; so daß ihr ganzer Verlust in 300 Europäern bestand, nebst ihrem besten Offizier. Er wäre noch weit beträchtlicher gewesen, wenn die Tanjoren ihre Schuldigkeit gethan hätten. Die Engländer hatten vierzig Europäer Tode und Verwundete.

Einige Tage nach diesem Treffen wurde das Fort Weycondah mit Sturm eingenommen, und die aus 400 Mann bestehende Besatzung gefangen gemacht. Die Engländer nahen die Bundsgenossen

1753 sahen sich nun im größten Ueberfluß; von allen Seiten wurden ihnen Lebensmittel in Menge zugeführt, daher man nun die Magazine in Tritchinapoly anfüllen konnte, und zwar zu einem sechsmonatlichen Unterhalt für die ganze Besatzung. Der brave Capitain Dalton, der nunmehr seine so lange vertheidigte Stadt außer aller Gefahr sahe, gab das Commando in Tritchinapoly auf, und ging bald darauf nach Europa zurück.

Die Annäherung des Regenwetters in der Mitte des Octobers machte es nöthig, die Truppen in die Cantonirungsquartiere zu führen. Lawrence wählte hiezu den District bey Coilabby an den Gränzen von Tanjore. Er brach auf, nachdem er die Besatzung von Tritchinapoly noch mit 150 Europäern und 400 Sepoys verstärkt hatte, so wenig man auch jezt etwas vom Feinde befürchtete. Der Nabob begleitete die Engländer mit seinen wenigen Truppen, allein die Tanjoren eilten nach ihrer Hauptstadt, um hier der Feyer eines großen Fests beizuwohnen, das um diese Jahreszeit einfällt. Lawrence sahe sie sehr ungern abziehen, da er aus Erfahrung wußte, daß es äußerst schwer seyn würde, den König dahin zu vermögen, sie wieder zurück zu senden, ob er es gleich dem Nabob fest versprach.

Während dieser Vorfälle am Coleroon hatten die Engländer auch im Carnatic ansehnliche Vortheile gewonnen. Mortiz-ally hatte mit 11000 Mann Trinomalee belagert, unter Anführung eines sehr muthigen Offiziers, Hassan Ally, der lange Zeit oberster Befehlshaber aller französischen Sepoys gewesen war.

war. Die Besatzung bestand aus 1500 Mann; 1753 und wurde von Barkatoola, einem getreuen Diener des Nabobs, commandirt. Dieser that beständig Ausfälle; einer derselben ward mit solchem Muth und Geschicklichkeit ausgeführt, daß die Belagerer ganz zurück geschlagen wurden, woben sie ihren Anführer Hassan Ally verloren. Dieses setzte sie in so große Bestürzung, daß sie sofort die Belagerung aufhoben.

Um eben diese Zeit trat Mahomed Comaul auf, der bedeutendste aller Abentheurer, die in dieser Epoche von Anarchie und Verwirrung die Unabhängigkeit zu erlangen suchten. Dieser Mann war bey der Belagerung von Arcot Befehlshaber von einem Trupp Reiter. Nachdem die Armee des Raja-sahab zerstreut worden war, hielt er seine Soldaten zusammen, und sammelte Contributionen ein, die nicht allein dienten, den Seinigen reichlichen Unterhalt zu verschaffen, sondern auch Andre anzureizen, sich mit ihm zu vereinigen. Das Schicksal des Chunda-sahab in Seringham beunruhigte ihn, er beschloß daher weislich, sich von der Gefahr zu entfernen, und nach dem Lande Meloor, dem nordöstlichen Theil von des Nabobs Staaten, zu marschiren, weil er nicht zweifelte, wegen der Entlegenheit desselben von Arcot und Madras, sich hier fest zu setzen. Es glückte ihm über seine Erwartung, denn er fand Mittel selbst die Hauptstadt von Meloor zu überrumpeln; der Statthalter des Landes aber floh nach Arcot. Die Engländer und der Nabob konnten sich nicht von andern Feinde diesen Unternehmungen entgegenbringen.

1753 keinen Einhalt thut, daher Comaul die Frucht seiner Kühnheit ein Jahr lang ungestört genoß. Er entwarf nun weitere Pläne, und beschloß die Pagode von Tripetti einzunehmen.

Dieser Tempel, einer der berühmtesten in Decan, liegt auf dem Gipfel eines Berges, fünfzig englische Meilen von Arcot. Das Fest des Gottes, dem er geweiht ist, wird alle Jahr im September gefeiert, und die Opfergaben der zahlreichen Pilger, die aus allen Ländern Indostans sich hiet einfänden, betragen eine so große Summe, daß die Bramanen der Regierung einen jährlichen Tribut von 60,000 Pagoden oder 24000 Pf. St. bezahlen. Diese Einkünfte wies der Nabob den Engländern zur Bestreitung von einem Theil ihrer Kriegskosten an. Da es nun sowohl den Bramanen als den Pilgern gleichgültig ist, wer das Geld empfängt, wenn nur das Fest ungestört vor sich geht, so war die Absicht des Comaul, noch vor dem Fest die Pagode in Besitz zu nehmen. Die Regierung in Madras glaubte für die Sicherheit eines Ortes sorgen zu müssen, der mit ihrem Interesse so genau verbunden war, und schickte daher ein Detaschement von 40 Europäern und 200 Sepoys ab, mit Befehl die Pagode zu vertheidigen. Des Nabobs Bruder Nazeabulla, stieß unterwegs mit einem Corps Truppen zu den Engländern, allein diese wurden des langsamen Marsches der Indier überdrüssig, und eilten allein vorwärts. Nahe bey Tripetti sahen sie sich unerwartet von Comauls ganzer Macht umringt, 5000 Mann Reiteren und Fußvolf. Die Engländer postirten sich in einem Dorfe, wo sie so



gleich angegriffen wurden, und ob man gleich die Feinde beständig zurückschlug, so erneuerten diese doch ihre Anfälle, bis die Nacht einbrach. Einige Europäer waren dabey geblieben, und alle Munition verschossen worden; dieses nöthigte die Engländer sich zurückzuziehen: den folgenden Tag vereinigten sie sich wieder mit Nazeabullas Truppen, und rückten von neuem auf Tripetti los. Comaul erwartete sie in der Ebene. Das Treffen fing mit einer Kanonade an, die unter den Feinden viel Unordnung erzeugte, diese wurde durch einen lebhaften Angriff der Europäer und Gepons noch vermehrt, bis eine Kanonenkugel den Elephanten des Comaul zu Boden streckte. Seine Truppen, welche die Fahne ihres Feldherrn nicht mehr sahen, nahmen wie gewöhnlich die Flucht, und dieses mit solcher Eilfertigkeit, daß sie ihren Anführer den Feinden überließen. Er wurde zum Gefangenen gemacht, und dem Nazeabulla überliefert, der ihm auf der Stelle den Kopf abhauen ließ. Sein Tod befrehte den Nabob von einem sehr gefährlichen Feinde, von dessen Muth und Thätigkeit alles zu fürchten war. Es befanden sich zwar noch andre Anführer von Truppen in den Districten von Ponnatalee, Chinglapet und Arcot, die Unruhen erregten; allein sobald sie nur von der Annäherung der Europäer hörten, so zogen sie sich immer zurück.

Die Feinde in Seringham schienen keine Lust zu haben, die Abwesenheit der englischen Truppen zu nutzen, ja sie hinderten nicht einmal das Landvolk, Lebensmittel nach Tritchinapoly zu führen, daher die Besatzung hier im größten Ueberfluß und in einer

1753 Ruhe lebte, die dem Frieden ähnlich war. Indessen waren die Feinde der Meinung, daß die Engländer ohne die Cavallerie von Tanjore nicht gewagt haben würden ihr Lager anzugreifen, sie beschloffen daher alles anzuwenden, ihnen diese Hülfsvölker zu entziehen. Der Regent machte dem Minister des Königs von Tanjore, Surco-jee, ein Geschenk mit einer großen Summe Geldes; zu gleicher Zeit ließ ihm Dupleir durch seine Gemahlin in malabarischer Sprache einen Brief schreiben, worin er dem Könige drohte, im Fall er sich unterstünde den Engländern wieder Truppen zu geben, sein Land durch die Maratten mit Feuer und Schwert verheeren zu lassen; und wenn dieses nicht hinreichend wäre, ihn zu unterdrücken, so wollte er den Subah Salabad- jing mit seiner ganzen Macht von Golconda herbeyrufen. Die Wirkung dieser verschiedenen Maschinen auf den König und seinen Minister waren bald sichtbar, denn Surco-jee mußte den furchtsamen Charakter seines Herrn, um Monack- jee das Commando der Armee zu nehmen; er stellte ihn als einen Mann vor, der mit den Engländern in so genauer Verbindung stünde, daß er, sich auf ihre Freundschaft verlassend, wohl gar gefährliche Entwürfe gegen den König selbst ausführen könnte. Diese Vorstellungen nebst den Drohungen des Dupleir's brachten endlich den Monarchen zu dem Entschlus, sein dem Nabob und dem Major Lawrence gegebenes Wort zu brechen, und keine Truppen mehr zu senden. Der nächste Schritt des Ministers war nun, ihn auch zu überreden, sich mit den Franzosen zu vereinigen. Dieses gelang ihm gleichfalls, und der König war

eben im Begriff den Tractat zu unterzeichnen, als 1753 ein jählinger unerwarteter Vorfall seine Hand zurück hielt.

Die Franzosen in Seringham hatten im Anfang des Novembers eine Verstärkung von 300 Europäern, 200 Topassen und 1000 Sepoys erhalten; demunerachtet aber blieben sie ganz ruhig und unternahmen nichts. Ihre Absicht hiebey war, die Besatzung von Tritchinapoly einzuschläfern, damit man ihren Entwurf nicht ahnen sollte, der nichts geringers zum Zweck hatte, als diese Stadt bey Nachtzeit zu überumpeln. Cattans Brief, den dieser Spion auf Daltons Befehl schreiben mußte, diente den Franzosen zur Richtung. Die Schwierigkeiten aber, die damals ihrer erwarteten, waren jezt weit geringer; hiezu kam die Sicherheit der Garnison. Man bestimmte zum Sturm den Kern der Armees, 600 Europäer, die von den Sepoys und den andern Truppen hernach unterstützt werden sollten. Die Europäer langten um drey Uhr des Morgens unbemerkt an den Mauern der Stadt mit ihren Sturmleitern an; sie bestiegen eine Hauptbatterie, mit 50 Sepoys besetzt, die alle mit Bajonets niedergestossen wurden. Man wollte keinen Schuß eher thun, bis es die Noth erforderte, um desto sicherer Progressen zu machen. Zufällig aber wurden einige Gewehre losgebrannt, und nun nahm der Lärm überhand. Die Franzosen wollten die Furcht der Besatzung vermehren, und wandten daher die Kanonen der Batterie gegen die Stadt und feuerten damit unaufhörlich, wobey die

1753 musik erschallte, und beständig geschrien wurde: *Es lebe der König!*

Der englische Commandant, Capitain Kilpatrick, lag an empfangenen Wunden sehr krank, und konnte nicht das Bette verlassen, er gab also dem Lieutenant Harrison die nöthigen Befehle. Die Franzosen versuchten nun die zweite Mauer zu besteigen, und die Thore zu sprengen. Ein Deserteur führte eine Parthei, mit zwey Petarden und Sturmleitern versehen, durch krumme Wege zu einem Hauptthore. Man war aber schon bereit sie zu empfangen. In der Dunkelheit konnte nur allein das Feuer des Geschüzes zur Richtschnur dienen. Ein glücklicher Schuß vom Walle streckte den Soldaten zu Boden, der die erste Petards eben befestigen wollte, desgleichen den Deserteur, den Führer des Trupps; auch der zweite Petardist wurde gleich darauf erschossen. Nun wollten die Franzosen stürmen, allein man hatte die Leitern durch Kugeln und bey Ersteigung der ersten Mauer durch gewaltsame Behandlung so übel zugerichtet, daß sie größtentheils unbrauchbar waren. Jetzt war nichts als ein Rückzug übrig; sämtliche Truppen formirten sich also auf der ersten Batterie, um wieder so zurück zu steigen, wie sie gekommen waren; dieses war aber wegen der mangelnden Leitern nicht mehr ausführbar, und keine andre Wahl vorhanden, als achtzehn Fuß tief auf einen Felsen herab zu springen, oder sich ins Wasser zu werfen. Ungefähr hundert versuchten diese verzweifelten Mittel, allein ihr trauriges Schicksal hielt die übrigen zurück, ihrem Beispiele zu folgen; sie kehrten daher in der größten Verzweiflung um,

und erneuerten ihr fruchtloses Feuer von der Batterie 1753 auf die Stadtmauer. Beide Theile waren nur durch einen Zwischenraum von zwanzig Fuß von einander getrennt. Harrison mit seinen Europäern auf der gegenüberstehenden Terrasse beantwortete das feindliche Feuer mit großer Wirkung; er hatte den wichtigen Vortheil, durch Parapets bedeckt zu seyn, und zwölf Fuß höher als die Feinde zu stehen, die vom Kopfe bis zu den Füßen dem Feuer blosgestellt waren. In dieser schrecklichen Lage, in der Dunkelheit der Nacht, unfähig sich zurückzuziehen, und überzeugt von ihrem fruchtlosen und nur für sie allein schädlichen Widerstande, hörten sie endlich auf zu feuern, und verbargen sich jeder insbesondere so gut er nur konnte, bis der von beiden Seiten so sehnlich gewünschte Tag anbrach, da denn die Franzosen sämtlich ihre Waffen wegwarfen und um Pardon baten, der ihnen auch gleich bewilligt wurde. Man rief ihnen vom Walle zu, sich zwischen den beiden Mauern in Ordnung zu stellen; dieses geschah, und so wurden sie Truppweise in die Stadt geführt. Die Anzahl dieser Gefangenen war 360, lauter Europäer, von welchen 67 verwundet waren; 37 lagen todt in der Batterie und den andern Festungswerken. Diejenigen, die durch den vorerwähnten großen Sprung lebendig davon kamen, wurden von den draußen befindlichen Truppen in Empfang genommen; die Franzosen selbst aber gestanden, daß alle diese Springer ohne Ausnahme Invaliden geworden wären. So endigte sich diese Unternehmung auf eine Art, welche die Franzosen mehr schwächte als irgend ein andrer Unglücksfall im ganzen Laufe des Krieges.

1753 Sobald Lawrence bey Coiladdy die Nachricht von diesem Versuch erhielt, schickte er eine Verstärkung von Truppen nach Tritchinapoly und rüstete sich selbst zu folgen; dieses konnte aber wegen dem Regenwetter nicht eher als den 3ten December geschehen. Die Feinde gingen indessen mit der mysoreischen Cavallerie, 8000 Mann stark, über den Fluß, um einen abermaligen Versuch auf die Stadt zu wagen, wobey die Reiterrey zu Fuße fechten sollte; da sie aber die Besatzung sehr auf ihrer Hut fanden, so zogen sie sich wieder zurück, ohne das geringste zu unternehmen.

Obgleich der König von Tanjore im Begriff war, mit den Franzosen ein Bündniß zu schließen, so hatte man ihm doch nichts von ihrem Entwurf auf Tritchinapoly gesagt, daher war er bey der Nachricht von diesem Vorfall nicht wenig erstaunt, und da überdem der große Verlust der Franzosen ihren Credit sehr schwächte, so bereuete er seinen gehabten Vorsatz, den Nabob und die Engländer zu verlassen. Dupleir, der diese Veränderung seiner Gesinnungen bald wahrnahm, beschloß keine Zeit mehr durch Unterhandlungen bey ihm zu verlieren, sondern ohne weitem Verzug die Maratten in sein Land zu schicken. Diesem Besuch vorzubeugen, schickte der König ein Corps Truppen unter Commando seines Onkels Gaudorow ihnen entgegen, und versicherte dem Nabob, daß die übrige Armee sich auch an den Gränzen versammeln, und sodann nach Tritchinapoly marschiren sollte. Lawrence, um seine Aufrichtigkeit auf die Probe zu stellen, schrieb dem Könige, daß seine Truppen ihnen nichts nützen könnten, so lange sie von einem so unerfahrenen Vo-

fehlshaber wie Gauderow commandirt würden, und 1753 bat ihn daher, Monack-see wieder das Commando zu übertragen, der dazu der fähigste Mann im Königreiche wäre. Diese Empfehlung diente den Verdacht des Königs zu bestärken, welchen der Minister beständig bey ihm unterhielt; Lawrence, der davon Nachricht bekam, beschloß des Generals Namen nicht mehr zu erwähnen, weil dieses vielleicht für den in Ungnade lebenden üble Folgen haben könnte, und ersuchte blos, daß die tanjoreschen Truppen ohne Verzug unter Commando des Gauderow sich mit ihm vereinigen möchten. Es geschah aber nicht; denn die Maratten zeigten sich immer in kleinen Schaaren an den Gränzen, bis sie endlich gegen Ende des Decembers mit 1200 Mann von einer andern Seite in Tanjore eindrungen, und die Drohung, alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, getreulich erfüllten.

Im Carnatick waren diejenigen Districte, die den Nabob anerkannten, seit der Niederlage des Comaul in Ruhe geblieben. Dupleix hatte Truppen aus Pondichery geschickt, das Fort Palam-Cotah zu belagern. Dieser Ort, nebst den dazugehörigen Ländereyen, ist der einzige Theil vom Carnatick, der nicht von dem Nabob von Arcot abhängt, sondern dem Nabob von Cudapa gehört. Beispiele solcher Sequestrationen findet man in allen Provinzen des mogulischen Reichs; die Lehnsverfassung desselben erlaubt jedem Nabob gewisse Einkünfte für seinen eignen Gebrauch aus den Landesprodukten. Da aber die Grundlage der Regierung in Anordnungen besteht, wodurch allen Statthaltern und Vögten des Reichs Ansprüche

1753 jeder Art auf unumschränktes Landeigenthum abgeschnitten werden, und sie gezwungen sind, einzugestehn, daß alle ihre Titel und Würden von der Gnade des Kaisers abhängen, so ist die Verfügung getroffen, daß solche dem Nabob zugestandene Ländereyen sehr selten in der von ihm beherrschten Provinz, sondern gewöhnlich in dem entferntesten Theile der benachbarten Provinzen liegen. Durch diese Einrichtung erscheint des Moguls Autorität über alle Fürsten des Reichs in ihrem größten Glanze; da die Einwohner eines Landes ihren sonst so mächtigen Nabob von dem Recht ausgeschlossen sehn, etwas eigenthümliches von dem Boden zu besitzen, wo er fast unumschränkt herrscht. Dieses ist eine nie versiegende Quelle von Streitigkeiten unter den benachbarten Nabobs, die immer Ursache finden über Beeinträchtigung ihrer Rechte in diesen sequestrierten Ländereyen zu klagen. Der Nabob von Cudapa wandte sich daher an die Regierung von Madras, um das belagerte Palamcotah zu entsetzen. Man schickte auch von hieraus 30 Europäer und 200 Sepoys dahin, bey deren Annäherung die Belagerung von den Franzosen sogleich aufgehoben wurde.



## Fünftes Buch.

---

**W**ährend dieser Begebenheiten in dem südlichen 1743 Theile von Decan, ereigneten sich andere von größerer Wichtigkeit in Golconda und in den nördlichen Provinzen der Subahschast.

Obgleich Gazi-odin Khan im October 1752 gestorben war, so setzten die maratthischen Felsbherren Balagerow und Nagoges Bonsola doch den Krieg gegen Salabad-jing und Bussy fort, die so wie im vorigen Jahre ins Marattenland einrückten. Balagerow verheerte abermals selbst seine eignen Dörfer, und fiel mit seinem Reiterheer beständig die Armes des Salabad-jing an, allein jedesmal wurde er durch das französische Artilleriefeuer mit großem Verlust zurückgeschlagen; ein Umstand, der ihn dahin brachte, Friedensvorschläge zu thun. Der Friede wurde auch wirklich im November zu Calberga, einer ansehnlichen Stadt 50 englische Meilen von Bedar, geschlossen. Salabad-jing räumte dem Balagerow einige Districte bey Brampoor ein, dagegen ihm dieser andre in der Nähe von Auringabad überließ. Der Großfeldherr ging sodann mit seinen Maratten nach Poni zurück, und der König Nagogee Bonsola mit den seinigen nach Nagpore, der Hauptstadt seiner Staaten in der Provinz Berar, 350 englische Meilen von Auringabad.

1753 Bussy, der so viel zu der gegenwärtigen scheinbaren Ruhe beigetragen hatte, bat nun um die Provinz Condavir bey Masulipatnam gelegen, für die französisch-ostindische Compagnie, die ihm auch bewilligt wurde. Seine Aussichten und Hoffnungen aber gingen noch viel weiter, und er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, als auf einmal neue Feindseligkeiten ausbrachen. Ragogee Vonsola war aufgebracht, daß Salabad-jing ihm verschiedene Forderungen abgeschlagen, und dem Balagerow die seinigen zugestanden hatte; er zögerte daher so lange auf seinem Marsch, bis dieser, den er fürchtete, weit genug entfernt war; sodann wandte er um, und erschien drey Wochen nach der Trennung abermals bey Calberga, wo sich Salabad-jings Armee noch befand.

Die marattische Cavallerie verheerte so wie gewöhnlich das Land, schnitt die Zufuhren ab, und überfiel einzelne Posten, dagegen vermied sie nach äußerster Möglichkeit sich den französischen Truppen zu nähern; dennoch konnte sie diesen nicht immer entgehn, sondern gerieth oft unter ihre Kanonen; sie setzte jedoch ihre Anfälle fort. Bussy, der aus Privatsachen gern den Subah von allen Kriegsoperationen befreyt sehn wollte, rieth ihm daher dem Ragogee einige Districte in der Nähe von Berar einzuräumen; dieses geschah, und die Maratten gingen nach Hause. Diese Beruhigungsmittel aber erzeugten eine entgegengesetzte Wirkung, als die Bussy gehofft hatte, denn die Cessionen an die Maratten waren auf Kosten vieler Vornehmen an Salabad-jings Hofe geschehn, die dadurch Pensionen und Stellen verloren, wodurch folglich

Bussy als Rathgeber äußerst bey ihnen verhaßt wurde. 1753  
 Schanavaze Khan, der Urheber dieses Mißvergnügens, war nicht mehr an der Spitze der Faction, sondern ein andrer viel gefährlicherer Gegner, munterte die Unzufriedenen auf, und legte Bussy bey allen seinen Maaßregeln Hindernisse in den Weg. Dieses war Seid-Iaskar Khan, der Duan, oder oberster Minister, der unter Nizam-al muluck schon die erhabene Würde als Großfeldherr von des Subah Heeren bekleidet, und sie auch unter Nazir-jing beybehalten hatte. Er bekleidete diesen Fürsten zwar nach dem Carnatick, wurde aber von ihm, um einige Unruhen zu stillen, nach Aurenghabad geschickt, da die Armee nach Arcot ging. Seine Fähigkeiten als Staatsmann und Feldherr erregten die allgemeine Meynung, daß Nazir-jing seinem Schicksal entgangen wäre, wenn dieser General gegenwärtig gewesen. Er befand sich noch in Aurenghabad, als Salabad-jing und Bussy im vorigen Jahre hier eintrafen, und ob er gleich mehr als alle andre die europäischen Bundsgenossen haßte, so verstellte er sich doch so sehr, daß ihn Bussy für seinen Freund hielt, und den Subah überredete, ihn zum Duan zu ernennen. Sobald sich dieser Mann aber in seinem Posten festgesetzt hatte, nahm er die Larve ab, und widersprach seinem Fürsten bey allen Gelegenheiten, sobald er glaubte, daß dieser nach des Bussy Rathschlägen handelte; ja jezt mehr als jemals, da er die Unerfättlichkeit der Franzosen wahrnahm.

Bussy war wenig Tage nach geschlossenem Frieden gefährlich krank geworden, und obgleich seine gute Leibesbeschaffenheit die heftigen Anfälle der Krankheit

1753 überwand, so war er doch sehr geschwächt. Sein Arzt war überzeugt, daß seine Wiederherstellung blos von einer gänzlichen Entfernung von seinen unruhigen Geschäften abhinge, die Bussy am Hofe des Subah nicht unterlassen würde; er rieth ihm also, sich auf einige Zeit nach Masulipatnam zu begeben, und hier allen Arbeiten zu entsagen, bis er ganz wieder hergestellt wäre. Bussy verließ daher das Hoflager im Januar, übergab sowohl die französischen Truppen als die Sepoys einem andern Offizier, und ging nach Hyderabad. Der neue Befehlshaber der französischen Soldaten hatte aber weder hinreichende Fähigkeit noch Erfahrung, den endlosen Intriguen eines mohrischen Hofes die Spitze zu bieten. Der Duan, dem dieses nicht verborgen blieb, beschloß die Abwesenheit des Bussy zu nutzen, um die Verbindung zwischen dem Subah und seinen furchtbaren Bündsgenossen zu trennen. Die Ausführung dieses Vorsatzes war jedoith nicht leicht; denn Bussy hatte Salabad - jing überredet, daß die französischen Truppen nicht allein die vornehmste Stütze seiner Regierung gegen auswärtige Feinde, sondern auch die beste Sicherheit seiner Person und Autorität wider innerliche Unruhen wären. Der Duan fing also damit an, daß er ihn nach und nach an die Abwesenheit dieser Lieblingstruppen gewöhnen wollte; dabey war es aber nöthig, ihnen allen Verdacht von diesem Vorhaben zu entziehen, weil sie zu furchtbar waren, um auf einmal entfernt zu werden. Bussy hatte zu den Europäern 5000 Sepoys gefügt, die er selbst besoldete, und die überhaupt ganz allein von seinen Befehlen abhingen. Der Duan vernach-

läßigte also vorseßlich, dem Befehlshaber dieser Trup- 1793  
pen den Sold zu zahlen, unter dem Vorwande, daß  
die Einkünfte aus gewissen Provinzen ausgeblieben  
wären. Da nun die Franzosen, wie er erwartete,  
über diesen Geldmangel laut murrten, so sagte er ih-  
nen, das beste Mittel dem Uebel abzuheffen wäre,  
daß sie selbst hinzögen, um die Einkünfte im Namen  
des Subah von den saumseligen Statthaltern einzu-  
sammeln. Diesen Vorschlag nahmen sie gern an,  
in der Hoffnung, daß sie nach indischer Gewohnheit  
außer den bestimmten Summen noch ansehnliche Ge-  
schenke erhalten würden. Dennoch dürfte es sehr  
schwer gewesen seyn, Salabad = jings Genehmigung  
zu ihrem Abzuge zu erlangen, wenn nicht ihr übeles  
Betragen ihn überzeugt hätte, daß die Ruhe der  
Stadt ihre Abwesenheit nöthig machte; denn die bis-  
herige gute Disciplin hatte seit Bussy's Abreise gänz-  
lich aufgehört, so daß täglich Ausschweifungen aller  
Art geschahen, wider welche unaufhörliche Klagen vor  
die Thore des Palasts gebracht wurden.

Sobald der Duan nun den größten Theil der  
französischen Truppen in verschiedene Theile des Lan-  
des zerstreut hatte, erfand er einen Vorwand den  
Subah zu bereben, von Golconda nach Auringabad  
aufzubrechen, wobey er ihn dahin brachte, von den  
übrigen Europäern und Seponys nur ein kleines Deta-  
schement mitzunehmen. Sodann befahl er dem  
Statthalter von Golconda, den zurückbleibenden Eu-  
ropäern kein Geld auszuzahlen, und ihnen auf alle  
nur mögliche Art Schaden zuzufügen, ohne es jedoch  
zu öffentlichen Feindseligkeiten kommen zu lassen;

1753 ähnliche Befehle gingen auch nach allen Provinzen, wo sie herumzogen, die Einkünfte einzusammeln. Er glaubte, daß diese von der vorigen so sehr verschiedene Behandlung die Franzosen dahin bringen würde, von selbst einen Dienst zu verlassen, wo nichts mehr zu gewinnen wäre.

Die gemeinen französischen Soldaten sowohl als die Sepoys, da sie kein Geld erhielten, brachen in laute Klagen aus, und fingen an davon zu laufen; die Offiziers aber blieben ihrer Pflicht getreu, und wandten ihr eignes Geld an, die Truppen zu beruhigen. Da dieses Mittel aber nicht hinreichend war, und die Gefahr täglich größer wurde, so schrieben sie an Bussy, daß nichts als seine schleunige Ankunft den Angelegenheiten der französischen Nation in Decan wieder aufhelfen könnte. Bussy, der sich noch nicht von seiner Krankheit völlig erholt hatte, war unentschlossen; seine Privat-Bedenklichkeiten aber wurden durch einen gebieterischen Brief des Dupleix bald aus dem Wege geräumt, der ihm drohte, für alle Folgen seiner Abwesenheit verantwortlich zu seyn, bey einem so wichtigen Commando, wo ihm die Ehre der Nation in Indien uneingeschränkt anvertraut wäre. Er verließ daher Masulipatnam am Ende des Junius, nachdem er zuvor alle zerstreuten Detachements nach Hyderabad beschieden hatte, wo er den 23sten Julius eintraf. Alles bekam nun eine andre Gestalt. Die Truppen, die sich hier einfanden, bestanden in 500 Europäern und 4000 Sepoys, womit er gleich nach Golconda marschirte. Diese Nacht und seine Gegenwart stößte dem Statthalter und allen andern anwesenden

wesenden Befehlshabern des Subah Ehrfürcht ein. 1753.  
 Sie bewilligten sogleich einen Theil des rückständigen  
 Geldes zu zahlen. Da dieses aber nicht zureichte,  
 so gab Bussy sein eigenes Geld her, und borgte das  
 übrige von den Wechslern auf seinen großen Credit,  
 so daß die Truppen völlig befriedigt wurden; indessen  
 hatte er doch in den ersten Tagen seiner Ankunft viel  
 Mühe, Tumult und Gewaltthätigkeiten in der Stadt  
 zu verhindern. Obgleich nun dem gegenwärtigen  
 Mangel abgeholfen war, so sahe es dennoch wegen der  
 Zukunft sehr mißlich aus; denn die böse Absicht des  
 Duans war ganz offenbar, da er zu eben dieser Zeit  
 sogar allen Unterhalt dem kleinen Detaschement ab-  
 schlug, das den Salabad-jing nach Aurengabad beglei-  
 tet hatte. Bussy sahe kein ander Mittel vor sich, als  
 mit allen seinen Truppen nach dieser Stadt zu mar-  
 schiren, sobald die Regenzeit vorbey seyn würde, die  
 gewöhnlich vom Anfange des Julius bis zu Ende des  
 Septembers dauert. Golconda ist von Aurengabad  
 wenigstens 300 englische Meilen entfernt; es waren  
 daher zu diesem Marsch große Zurüstungen und Kosten  
 erforderlich. Bussy brachte jedoch alles durch seine  
 eignen Mittel zu Stande, und brach im Anfange des  
 Octobers von Golconda auf.

Obgleich Seid-lastar Khan nebst seinen Anhän-  
 gern gegen die Franzosen so übel gesinnt war, so hatte  
 Bussy doch auch noch Freunde von großem Ansehn in  
 Aurengabad, die ihn öffentlich priesen. Hiezu kam,  
 daß Salabad-jing seiner Armee starke Summen schul-  
 dig war, und man einen neuen Bruch mit den Ma-  
 ratten befürchtete. Die Kühnheit des Bussy, ohne  
 Erster Band.

1753. alle Anstake mit seinen sämtlichen Truppen sich nach der Hauptstadt zu begeben, setzte den Subah und alle Großen in Bestürzung; vorzüglich aber befand sich der Minister in der äußersten Verlegenheit; er glaubte sich nicht sicher, und wollte schon nach dem unbezwingbaren Fort Doltabad, acht englische Meilen von Aurrengabad, flüchten. Er besann sich aber, und fing eine Unterhandlung an, machte viel Entschuldigungen, that Abbiten, und erbot sich sogar, die Reichsfiegel an denjenigen abzutreten, den Bussy ernennen würde. Dieser kluge Befehlshaber sah jedoch die List des Duan vollkommen ein, dessen verstellte Demüthigung in der Ueberzeugung geschah, daß es Bussy nicht wagen würde, ihm seinen Posten zu nehmen, weil es sodann jedermann einleuchten müßte, daß es nur geschehen sey, um ungehindert dem Subah seine ehrgeizigen Forderungen thun zu können. Beide wünschten daher eine Versöhnung, und diese kam auch bald zu Stande. Das Ceremoniel der ersten Zusammenkunft, sowohl mit dem Subah als mit dem Duan, wurde von Bussy vorgeschrieben, und von ihnen in allen Stücken genehmigt.

Mittlerweile hatten die französischen Truppen in einer ziemlichen Entfernung von der Stadt Halt gemacht, um das Ende der Unterhandlung abzuwarten, nunmehr aber brachen sie den 3ten November auf. Seid Iaskar Khan kam ihnen acht englische Meilen weit entgegen, in Begleitung von zwey vornehmen Hofbeamten, die alle auf Elephanten saßen, von vielen Soldaten und Bedienten begleitet waren, und in einer Linie glänzend daher zogen. Eine zahllose Menge



Volks folgte dem Zug. Bey der Annäherung war 1753  
 der Duan der erste, der von seinem Elephanten her-  
 abstieg, ein gleiches thaten alle seine Begleiter. Bussy  
 verließ nun auch den seinigen, und ging auf den Duan  
 zu, umarmte ihn, und sodann auch die andern  
 Großen. Alle bestiegen darauf wieder ihre Elephanten,  
 und näherten sich in militärischer Ordnung dem Subah,  
 der in einiger Entfernung in einem von vielen Truppen  
 umgebenen Zelte sie erwartete. Er umarmte Bussy, der  
 seinerseits durch die französische Artillerie den Gruß  
 beantwortete und nach orientalischem Gebrauch dem  
 Subah seine Geschenke übergab, die in Elephanten,  
 Pferden und Kleinodien bestanden; alle seine Offizier  
 aber überreichten goldne Rupien. Salabad - jing  
 verließ sein Zelt mit Bussy an der Hand, der ihm  
 auf seinen Elephanten half, und sodann den seinigen  
 bestieg, welches auch alle andre thaten. Die Pro-  
 zession war nun außerordentlich prächtig und unge-  
 heuer; sie bestand aus einem großen Heer, aus allen  
 Vornehmen und Edlen des Decanschen Hofes, und  
 dem größten Theile der Einwohner einer der volk-  
 reichsten Städte der Welt. Mit diesem Pomp langte  
 man unter einem beständigem Kanonensfeuer im Pa-  
 last an, wo der Subah an Bussy Geschenke von der  
 Art und demselben Werthe machte, wie er von ihm  
 bekommen hatte, und sodann die Versammlung ent-  
 ließ. Bussy verfügte sich nun nach dem Palast des  
 Duans, der hier einen feyerlichen Eid ablegte, die  
 übereingekommenen Bedingungen genau zu erfüllen.  
 Diese waren: „Daß die Provinzen von Mustapha-  
 nagur, Elöre, Rajamundrum und Chicacole für den

1753. „Unterhalt der französischen Truppen hergegeben, und  
 „die dazu gehörigen Patente in drey Tagen ausgefer-  
 „tigt werden sollten; daß die Summe, welche Jaf-  
 „fer-aly Khan, dormaliger Statthalter dieser Pro-  
 „vinzen, etwa sammeln würde, bevor Bussy die Ad-  
 „ministration der Einkünfte anordnen könnte, aus  
 „des Subah Ehase gutgethan werden sollten, im  
 „Fall Jaffer-aly Khan die Zahlung zögerte; ferner  
 „daß die französischen Truppen, so wie vormals, die  
 „Wache um des Subah Person haben sollten; daß  
 „der Duan sich nicht in die Angelegenheiten der Pro-  
 „vinz Arcot mischen, und er überhaupt in allen an-  
 „dern Regierungsgeschäften den Bussy zu Rathe ziehn  
 „sollte. Dagegen schwur Bussy der Freund des  
 „Seid-laskar Khan zu seyn, und ihm seine Duans-  
 „würde zu erhalten.“ Die Patente in Ansehung der  
 vier Provinzen wurden auch ohne Verzug ausgefer-  
 tigt, und von Bussy an Moracin, den französischen  
 Oberfaktor in Masulipatnam, gesandt, nebst der dazu  
 gehörigen Instruction sie in Besitz zu nehmen.

Diese Besitzungen nebst Masulipatnam und der  
 Provinz Condavir machten die Franzosen zu Herren  
 der Küste von Coromandel und Oriza, in einer ununter-  
 brochenen Strecke Landes von 600 englischen Mei-  
 len von Madapilly an bis zur Pagode Jagermant.  
 Die Gränzen dieser Länder sind eine Kette von Gebir-  
 gen, die in derselben Richtung längs dem Seeufer  
 laufen, und an den meisten Orten 80 bis 50 Meilen  
 davon entfernt sind; an einigen wenigen aber auch  
 nur 30 Meilen. Die Gebirge sind mit undurchdring-  
 lichen Wäldern von Bambus, gleich einem Dickigt

bedeckt, und haben in ihrem ganzen Umfange nicht 1753: mehr als drey oder vier Pässe, die nach Bussy's Be-  
 häuptung von hundert Mann gegen eine ganze Armee  
 vertheidigt werden können. Die Provinz Condavir  
 liegt zwischen den Flüssen Kristna und Gondagama,  
 welcher letztere bey Madapilly ins Meer fällt. Die  
 Gränzen der vier andern Provinzen sind nicht genau  
 bestimmt; indessen ist es gewiß, daß Mustaphanagar  
 nordwärts an Condavir stößt, und Flore von ersterm  
 Lande nordwestlich liegt; daß Rajamundrum gegen  
 Süden an beide Provinzen gränzt, und Chicacole,  
 die größte von allen vieren, sich 250 Meilen weit von  
 dem Fluß Godaveri bis zur Pagode Jagermaut er-  
 streckt. Die Einkünfte dieser vier Provinzen werden  
 auf 3,100,000 Rupien gerechnet, und die von Con-  
 davir auf 680,000; Masulipatnam und dessen De-  
 pendenzen brachten dieses Jahr 507,000 Rupien ein;  
 in allem 4,287,000 Rupien, die mehr als 535,000  
 Pf. St. betragen. Durch diese Länder also erhielten  
 die Franzosen größere Besizungen, als je Europäer in  
 Indien besessen hatten, selbst die Portugiesen zur Zeit  
 ihres größten Floris nicht ausgenommen. Es fehlte  
 auch nicht an Handelsvorthellen, um den Werth dieser  
 Besizthümer zu erhöhen, denn die Manufacturen sol-  
 cher Zeuge, die man in Europa häufig braucht, sind  
 in diesem Theile von Decan besser und viel wohlfeiler  
 als im Carnatic. In Rajamundrum siehet man  
 große Wälder von einer Art Holz, das in jedem  
 Betracht so gut wie Eisen ist, und zwar findet man  
 es auf der ganzen Küste von Coccomar  
 hier und in Orira. Chicacole f

1753. Reiß und andern Erdgewächsen, der auch jährlich in großer Menge nach dem Carnatic gebracht wird. Ob man gleich nicht Willens war, den Franzosen diese Länder länger zu lassen, als sie die bestimmte Anzahl Truppen für den Subah unterhalten würden, so war es doch augenscheinlich, daß man ihnen keine Bestimungen hätte geben können, woraus es schwerer war sie zu vertreiben, im Fall sie die damit verknüpften Verbindungen nicht erfüllen sollten; denn da sie auf einer Seite durch die Gebirge gedeckt waren, und auf der andern die See offen hatten, so konnten sie vermittelst kluger Maasregeln der vereinigten Macht des ganzen Decans Troß bieten. Dieses wußte der Duan nur gar zu wohl, und fürchtete es so sehr, daß er Bussy ein viel größeres Land in den innern Provinzen anbot, wenn er jene wollte fahren lassen. Bussy blieb den übrigen Theil des Jahrs 1753 noch in Aurenghabad, und bemühte sich, seine Truppen wieder gehörig zu discipliniren, für ihren Unterhalt zu sorgen, und Zurüstungen zu einem künftigen Feldzuge gegen die Maratten zu machen.

Der Kaiser Hamed Schah hatte nach dem Tode des Ghazi-odin Khan dessen hinterlassnem Sohne, einem Jüngling von sechszehn Jahren, Namens Sche-abadbin, die Würde eines Großfeldherrn aller mogulischen Heere übertragen. Eine gute Erziehung, ganz ungewöhnliche Talente und der beständige Rath seines Hofmeisters, vermochten ihn in diesem erhabenen Posten sich mit so viel Klugheit und Entschlossenheit zu betragen, daß die Omrahs des kaiserlichen Hofes bald überzeugt wurden, er sey mehr zu fürchten als zu "

achten. Er war schon voller Ränke, bediente sich 1758.  
 aller Künste seinen Zweck zu erreichen, und scheuete  
 kein Verbrechen. Sein Onkel Salabadjung fürchtete  
 eine Zeitlang, er würde nach Decan kommen, um  
 seines Waters Tod zu rächen, allein er war damals  
 so sehr mit den verworrenen Regierungs-Angelegenhei-  
 ten am Delhischen Hofe beschäftigt, daß er sich nicht  
 wohl von der Hauptstadt entfernen konnte. Wir wol-  
 ten die Erzählung dieser Begebenheiten verschieben,  
 bis deren Folgen auf die englischen Angelegenheiten in  
 Indostan Einfluß haben werden.

Die Engländer selbst waren gezwungen, das  
 überaus kluge Betragen des Dupleir zu bewundern,  
 der den Krieg im Carnatic mit aller Macht zu führen  
 schien, allein ihn dennoch gänzlich seinen höhern Ab-  
 sichten auf die nordischen Provinzen unterordnete, und  
 so stufenweise seine Nation zu den großen Besitzhäu-  
 mern führte, die sie jetzt inno hatte. Der Trost der  
 Engländer war, daß diese erlangten Vortheile ihrer  
 Feinde nicht durch ein fehlerhaftes Betragen von ihrer  
 Seite veranlaßt worden wären; denn wie hätten sie  
 mit ihren wenigen Truppen den Krieg zugleich an  
 zwei so weit von einander entfernten Orten, als  
 Golconda und Trichinapoly, führen können? Ihre  
 ganze vereinigte Macht war kaum hinreichend gewesen,  
 den weit zahlreichern Franzosen nur im südlichen De-  
 can die Spitze zu bieten, wo sie jedoch durch große  
 Beispiele von Tapferkeit den Krieg mit Chunda-sa-  
 heb geendigt, die Franzosen ganz in die Enge getrie-  
 ben, und die Mysoren gedemüthigt hatten. Es war  
 ein Glück für die Engländer, daß in diesem kritischen

1753. Zeitpunkt sich zufälligerweise ein Mann an der Spitze der Regierung in Madras befand, der mit einem großen Verstande und unablässigen Bemühungen eine seltne Beharrsamkeit verband, um dem furchtbaren Dupleir zu widerstehn. Dieses war Saunders, dessen Administrations-Epoche kurz vor Nazir - jings Tode anfang. Der Mord dieses Fürsten überzeugte ihn von der Nothwendigkeit, aus allen Kräften den ehrgeizigen Entwürfen des Dupleir entgegen zu arbeiten, ob er gleich von der Compagnie keine Befehle zu Feindseligkeiten hatte. Es lebten zwar beide Nationen in Europa in Friede, allein dennoch hatte er den Krieg fortgesetzt, sich nie durch Unfälle niederschlagen lassen, und keine kühnen Versuche gescheuet, sobald sich eine Aussicht zeigte, das Glück wieder auf die englische Seite zu ziehen. Die beiden Gouverneurs hatten die ganze Zeit über einen scharfen und spißfindigen Briefwechsel mit einander geführt, und Dupleir, in der Ueberzeugung, daß Duffly gewiß die nordischen Provinzen erringen würde, hatte noch ehe er die Nachricht davon erhielt, gegen Ende des Jahrs 1753, eine Neigung blicken lassen, den Krieg im Carnatic zu endigen. Im Januar 1754 wünschte er eine förmliche Unterhandlung. Man kam überein, eine Conferenz in Sadras, einer zwischen Madras und Pondichern gelegenen Stadt, zu halten, die den Holländern gehörte.

1754. Die Abgeordneten von Seiten der Engländer waren zwei Regierungsräthe, Palk und Vanstuart, die Franzosen schickten den Vater Labaur, Capuciner der französischen Jesuiten in Indien, Kirjean, einen

Offizier und Neffen des Dupleir, und Bauffet, Mitglied des Conseils in Pondichery, dahin ab. Sie versammelten sich den 3ten Januar; alle ihre Prozeduren aber wurden von den Gouverneurs durch Briefe bestimmt und geleitet, da sich beide Hauptstädte in der Nähe befanden. Die Engländer trugen als die Grundlage zur Unterhandlung an, daß Mahomed-Allly als Nabob vom Carnatic anerkannt werden sollte, und zwar mit der nämlichen Autorität, welche die vorigen Nabobs besessen hätten, dergleichen daß man dem König von Tanjore den ruhigen Besiß seiner Staaten garantiren sollte. Die Franzosen trugen sodann auch ihre Meinung von einer Grundlage des Tractats, und zugleich alle übrigen Forderungen vor. Die erste war, den Salabad-jing als Subah von Decan anzuerkennen, und alle französischen Kriegsgefangenen los zu lassen. Die Engländer verlangten für die Genehmigung dieser beiden Artikel, von dem Grundzins von Madras befreit zu seyn; einer sehr geringen Summe, die man ehemals dem Statthalter von Arcot bezahlte; ferner wünschten sie das Land von Ponnatalce in Besiß zu behalten, und eine Entschädigung für Mahomed-Allly, wenn er sich mit den Mysores ausgesöhnt haben würde.

Man konnte schwerlich mehr einander entgegengesetzte Anträge thun; denn wenn man Salabad-jing ohne Einschränkung als Subah erkannte, so war das Schicksal der Engländer im Carnatic ganz in französischer Gewalt, so wie hingegen die Engländer völlig das Ubergewicht über die Franzosen erhielt. Mahomed-Allly anerkannt wurde. Auf

1757 foderte jede Nation von der andern, alles aufzugeben, was ihr vorzüglich werth seyn mußte, und dieses als einen Präliminarartikel, noch ehe man die geringste Unterhandlung angefangen hatte. Das Geschäft gerieth jedoch nicht gleich in Stecken. Die französischen Abgeordneten zeigten sieben Patente oder Documente vor, wodurch sie berechtigt zu seyn glaubten, sich, so wie geschähe wäre, in die Reichsangelegenheiten zu mischen, und ihre gegenwärtigen Forderungen zu thun. Zwey dieser Patente waren von Nurzasa-jing; eins derselben ernannte Dupleir zum Statthalter aller Länder vom Fluß Kristna an bis zum Meere, und das andre erkannte den Chunda-sahab als Nabob vom Carnatick; viere waren vom Salabad-jing, von denen zwey die vorigen bestätigten, das dritte ertheilte an Dupleir die Länder von Arcot und Trichinapoly nach dem Tode des Chunda-sahab, und das vierte ernannte Mortiz-ally von Belore zum Vice-Statthalter aller dieser Provinzen unter der Herrschaft des Dupleir. Das siebente Patent endlich, das die Franzosen das allerauthentische nannten, war ein Brief des Großen Moguls, worin alles, was Salabad-jing zu Gunsten des Dupleir und seiner Bundesgenossen gethan hatte, bestätigt wurde. Nun frug man die englischen Abgeordneten, welche Documente sie aufzuweisen hätten? Sie erwiederten: die ihrigen bestünden in Patenten von Najir-jing, Ghazi-odin Khan, und dem Großen Mogul; die sämtlich Mahomed-ally als Nabob vom Carnatick anerkannten. Hier war ein förmlicher Widerspruch, und zwar von solcher Art, daß er nicht anders entschieden werden konnte, als wenn man alle



Abgeordneten nach Delhi schickte. Die Franzosen 1754. brangen jedoch darauf, daß die Patente untersucht werden möchten, und da man ihnen sagte, daß des Nabobs seine in Trichinapoly lägen, so baten sie solche gleich holen zu lassen, und übergaben mittlerweile die Abschriften von den andern. Saunders aber war überzeugt, daß diese Untersuchung zu nichts andern dienen würde, als die Streitigkeiten zu verlängern, ohne im geringsten den Verdacht und die Einwürfe zu schwächen, die bey beiden Theilen in Ansehung der Gültigkeit der gegenseitigen Ansprüche statt fanden; er befahl daher seinen Abgeordneten, ohne weitere Umstände anzutragen: „daß die Engländer und Franzosen im Besiz von andern gleichen Werths in solchen Ländern und Gegenden gesetzt werden möchten, die künftigen Streitigkeiten vorbeugen könnten; daß der Handel beider Compagnien im Carnatic auf einen ganz gleichen Fuß gesetzt werden sollte; ferner daß man den Mysoren für die Zahlungen solcher Summen Sicherheit geben sollte, bis man nach einer unparteyischen Untersuchung ihnen als rechtmäßig zuerkennen würde, und daß man dem Raja-sahib eine Pension auswerfen sollte; übrigens wollte man die französischen Gefangenen freylassen, wenn nur Dupleix bewilligte, den Mahomed - Ally als Nabob vom Carnatic anzuerkennen.“

Durch die Genehmigung dieser Vorschläge behielten die Franzosen noch alle ihre Besitzungen in Norden ungetrennt, die von ungleich größern Umfange waren, als alles, was die Engländer im Carnatic mit ihnen theilen wollten. Diese Maßigung wurde von

1754. den beständigen Siegen der Engländer nicht zu erwarten gewesen seyn, wenn die Kriegskosten nicht bereits dem Handelsinteresse der Compagnie sehr nachtheilig gewesen wären, da sie ihrer Charter zufolge ihr Capital nicht vermehren konnte.

Die Anerkennung des Mahomed- Ally schien die einzige Schwierigkeit bey Saunders Vorschlägen zu seyn; allein diese hoffte man dadurch aus dem Wege zu räumen, daß die Engländer Salabad- jing als Subah anerkennen sollten, mit der Bedingung, daß Mahomed- Ally als Nabob bestätigt würde, und daß die Franzosen ihm gleiche Achtung zu erzeigen versprechen müßten. Dupleix aber verwarf alle diese Vorschläge mit Verachtung, und verließ sich gänzlich auf seine großen Verbindungen mit Salabad- jing. Seine Absichten lagen nun klar am Tage; er wollte den Engländern nur den vierzigsten Theil der von Arcot abhängenden Ländertheile lassen, und das ganze übrige Land als Souverän beherrschen; er gab daher seinen Abgeordneten ausdrücklichen Befehl, auf der Gültigkeit seiner Patente zu bestehen. Während dieser Unterhandlung entdeckten die Engländer, daß dem Briefe des Moguls an Dupleix die gewöhnliche Unterzeichnung fehlte; diese ist ein Inseigel mit seinem Namen und seinen Titeln. Ferner beobachteten sie, daß das auf Wachs gedruckte Siegel, das sich auf dem Umschlage des Briefes befand, dreyunddreyßig Jahr alt war, und folglich einem andern Kaiser angehört hatte. Diese Mängel erzeugten natürlich großen Verdacht, der noch sehr vermehrt wurde, als man von den französischen Abgeordneten eine Erklärung

hierüber verlangte, diese aber statt der Antwort alle ihre Papiere zusammen packten, und erklärten, sie würden sie nicht weiter untersuchen lassen, bis des Nabobs Patente ankämen. <sup>1754.</sup> Indessen thaten sie bey Dupleir wegen diesem Vorfalle Anfrage. Er erwiederte, daß ihr in Händen habendes Patent nur ein Duplicat wäre, das man bey der Ausfertigung zu Delhi vielleicht für überflüssig gehalten hätte mit des Moguls Cabinetsiegel zu bezeichnen, und daß der Sekretair wahrscheinlich mit der nämlichen Nachlässigkeit das erste Siegel, das ihm zur Hand gewesen wäre, ergriffen und damit das Couvert versiegelt habe; das Original aber, das der kaiserliche Abgeordnete selbst von Delhi gebracht, hätte die bewußte Signatur mit dem Stempel, worin das erste Jahr der Regierung des verstorbenen Kaisers Hamed Schach markirt wäre, und das Datum des Briefs selbst sey vom fünften Regierungsjahre, in welchem Dupleir es auch in Pondichery erhalten hätte.

Es war nun nöthig, das Original zu untersuchen, und sich zu erkundigen, ob die Nachlässigkeit in so wichtigen Angelegenheiten den Cabinetssekretairen in Delhi gewöhnlich wäre; Saunders aber und die englischen Abgeordneten glaubten vollkommen überzeugt zu seyn, daß das vorgezeigte Patent nachgemacht sey, eine gleiche Meynung hatten sie von dem Original und von allen übrigen französischen Papieren. Die Franzosen suchten jedoch fort das Authentische derselben zu vertheidigen, und von ihr übereiltes Zurücknehmen der Patente einen Beweis auszusprechen, daß die Unterstaatssekretaire, welche

1754. so führten sie als die Ursache dieses Betragens ihre Furcht an, daß man Abschriften davon hätte machen können, nach welchen Mahomed-Allh die seinigen, die man erwartete, modeln dürfte. Diese abgemachte Entschuldigung stellte ihre Sache in einem üblern Lichte dar, als alles, was ihre Gegner bisher gesagt hatten; denn es war ein stillschweigendes Geständniß von ihrem Glauben an die Möglichkeit Patente mit so viel Kunst nachzumachen, daß sie schwer als falsch zu entdecken wären. Die Engländer hätten sagen können, daß, wenn man Mahomed-Allh wegen solcher Künste in Verdacht haben könnte, es erlaubt wäre, von Dupleir ähnliche Dinge zu vermuthen. Dieses Argument aber wurde nicht angeführt, da Gründe bey Unterhandlungen von sehr geringem Gewicht sind, und man überdem von beiden Seiten bereits beleidigende Aeußerungen genug gethan hatte, und keine Hoffnung zur Ausöhnung vorhanden war. Die Conferenzen wurden nach einer eilftägigen Unterhandlung abgebrochen, und beide Theile waren gegen einander mehr erbittert als jemals.

Man hatte indessen die Feindseligkeiten nicht eingestelt. Die obengedachten 1200 Maratten waren dem Gauderow ausgewichen, und hatten das Königreich Tanjore bis an die Seeküste durchstrichen. Sie plünderten und verbrannten Städte und Dörfer, trieben das Vieh weg, und verwüsteten die Felder. Die allgemeine Verwüstung, und der große Schaden, den das Land durch diese Verheerungen litt, überzeugte den König von seiner Undorsichtigkeit, das Bündniß mit den Engländern so wenig geachtet, und seinen er-

fahrenden General Monack-jeer verfloßen zu haben, er <sup>1754</sup> kehre daher den Major Lawrence an, ihm zu Hülfe zu kommen, und übertrug Monack-jeer wieder das Commando über die Armee. Die Flüsse waren durch den heftigen Regen so angeschwollen, und die Landstraßen so übel zugerichtet worden, daß es den Engländern unmöglich fiel, nach Tanjore zu marschiren; Monack-jeer aber suchte mit 3000 Mann Cavallerie ohne Verzug den Feind auf. Die Maratten, die das Land nicht kannten, waren zwischen zwey Arme des Cavert gekommen, die auf einmal dermaßen anschwellen, daß sie völlig in einer Insel eingeschlossen waren, und keine Hoffnung hatten, vor dem Fall des Wassers wegzukommen. Ehe aber dieses geschah, fand sich Monack-jeer an einem Orte ein, wo er das Wasser niedriger als anderswo kannte, und wartete hier auf den Fall; sodann überfiel er sie unversehens, da sie, enge zusammengedrängt, sich nicht in Ordnung stellen konnten. Wie die Maratten keine andere Rettung vor sich sahen, als sich durchzuhauen, so riefen sie ihren gewöhnlichen Muth nebst der Verzweiflung zu Hülfe, und fielen die Tanjoren wühend an: Diese aber dürsteten nach Rache wegen der Verheerung ihres Landes, und fochten wie Rasende. Monack-jeer gab ihnen hiezu das Beyspiel, weil er glaubte, daß die Fortdauer der ungewissen Gunst seines Königs von diesem Tage abhinge. Da die Tapferkeit nun auf beiden Seiten gleich war, so mußte die größere Anzahl endlich den Sieg entscheiden; 800 Maratten blieben todt auf dem Plage, und die übrigen, mehrentheils verwundet, wurden zu Gefangenen gemacht. Mar

1754. ihre Landsleute von fernern Einfällen in Tanjore abzuschrecken, ließ Monack- jee alle todten Körper an Bäumen aufhängen, die Gefangenen aber, selbst die Verwundeten ließ er lebendig spießen, und so an den Landstraßen aufstellen. Die Engländer hofften, daß dieser Sieg den König vermögen würde, seine Truppen zu ihnen stoßen zu lassen, und Monack- jee erwartete für seinen großen Dienst die völlige Gunst seines Herrn wieder zu erlangen; sie betrogen sich aber beide, denn der Neid des Ministers Succo- jee wuchs mit dem Verdienste seines Rivals; er berebte daher den König, daß die Kosten zum Unterhalt der Truppen nunmehr erspart werden könnten, weil die große Niederlage die Maratten wahrscheinlich von weitem Einfällen abhalten würde. Der König also dankte seinem General für die geleisteten Dienste, und entließ seine Truppen.

Die Anzahl der französischen Gefangenen in Tritchinapoly nöthigte den Major Lawrence, die Besatzung mit 300 Europäern und 1500 Sepoys zu verstärken, und er behielt im Felde nicht mehr als 600 Europäer und 1800 Sepoys. Die Franzosen waren nach einer erhaltenen Verstärkung so stark wie die Engländer, überdem hatten sie 400 Topassen und 6000 Sepoys, die Truppen der Mysoren und Maratten aber waren so stark, wie zuvor. Ungeachtet dieser großen Uebermacht wagten sie es dennoch nicht die Insel zu verlassen, und sich jenseit des Caveri zu lagern.

Die Ebene von Tritchinapoly war so lange der Sitz des Krieges gewesen, daß man einige Meilen rund um die Stadt kaum einen Baum mehr antraf,  
daher

daher die Engländer gezwungen wurden, ihr Brennholz fünf auch sechs Meilen weit herzuholen. Der Proviant kam größtentheils aus Tanjore, die Kaufleute aber wollten nicht näher kommen als Tricatopol, ein Ort achtzehn englische Meilen von Trichinapol gelegen, wo immer ein großer Vorrath gesammelt und alsdann ins Lager escortirt wurde. Die Lebensmittel aus Tondimans Land wurden zu gewissen Zeiten an Dörter in Waldungen gebracht, die sieben Meilen vom Lager entfernt waren. Die Escorten, die man zu deren Einholung ausandte, bestanden gewöhnlich in 150 Europäern und 500 Sepoys, eine Truppenzahl, die für den Angriff der feindlichen Cavallerie sicher war, wenn diese nicht von Europäern unterstützt wurde. Es waren schon sieben Convoys vom Anfang des Januars bis zur Mitte des Februars glücklich eingetroffen, und nun sollte ein neuer Transport ankommen, weit beträchtlicher als alle vorigen; denn er bestand in einer großen Menge Munition und Waffengeräthe sowohl als Proviant, zu deren Fortbringung nicht weniger als 3000 Büffelochsen erfordert wurden. Die Escorte war daher auch stärker als gewöhnlich, denn 180 Europäer und 800 Sepoys mit vier Kanonen waren dazu commandirt. Obgleich dieses nun mehr als ein Drittel von der Armee war, so schien es doch kaum hinreichend zu seyn, den so ausgedehnten Transport zu decken. Das Commando traf der Lou nach einen Offizier von wenig Erfahrung und geringen Fähigkeiten; da jedoch die Feinde sich bisher so ruhig gehalten hatten, fürchtete man keine Gefahr, und schmeichelte sich, daß

1754.

1754. **W**anjorescher Reiter, die sich bey Cootaparah gelagert hatten, zu den Engländern stoßen würden; diese aber, entweder zufällig oder aus Vorsatz um nicht Beystand zu leisten, verließen ihren Posten den nämlichen Tag; als die Escorte marschirte. Indessen kamen die englischen Truppen den 12ten Februar ungestört bey Tricatopoly an, und setzten sich den folgenden Tag mit dem Transport in Marsch; sie erreichten Kelli Cotah, wo sie übernachteten. Dies Fort siega fünf englische Meilen von Cootaparah, und der Weg dahin geht durch Londimans Wälder.

Die Feinde in Seringham beschloßen die Convoy aufzuheben, und rückten ihr daher, 12000 Maratten und Mysoren, 6000 Sepoys und 400 Europäer stark, entgegen; sie passirten den Fluß in der Nacht, und postirten sich sodann unweit Cootaparah. Die Convoy dachte an keine Gefahr, als man in der Entfernung zahlreiche Haufen Reiter entdeckte, die sich durch die Gebüsche zogen. Der englische Befehlshaber veränderte seine Disposition nicht, die sehr übel ausgedacht war; denn seine Soldaten marschirten einzeln auf beiden Seiten der ungeheuern Linie von Ochsen und Karren. Die Maratten waren von Morari-row und Innis Khan commandirt, die bald diese elende Anordnung wahrnahmen und daher beschloßen, mit dem Angriff nicht erst auf die französischen Truppen zu warten. Die Convoy wurde auf allen Seiten durch große Haufen Reiter umgeben, die auf einmal zugleich in ein Kriegsgeschrey ausbrachen, und sodann in vollem Lauf auf die Linie los stürmten. Dieser schnelle und ungestüme Angriff trennte augenblicklich die Linie;



der Widerstand der Engländer war unbedeutend, da sie nicht in Haufen agiren konnten. Ein jeder vertheidigte sein eigen Leben nach Möglichkeit. Die meisten Sepoys warfen ihre Waffen weg und flohen. Die Ochsen, durch den Tumult erschreckt, vermehrten die Verwirrung, und liefen bald auf den Feind bald auf die escortirenden Soldaten los. Das Gefecht dauerte jedoch, bis die französischen Truppen heran kamen, die der Sache ein Ende machten; sie vermochten die Maratten, obgleich sehr wider ihren Willen, das Schwert einzustecken, und boten den Engländern Pardon an, die sich darauf auch gleich ergaben. Es wurden 138 zu Gefangenen gemacht, von denen über hundert verwundet waren, und 50 Mann blieben todt auf dem Plage. Unter den acht Offizieren waren fünf Todte und die übrigen drey verwundet; der Befehlshaber hatte eine tödtliche Wunde bekommen. Der Lieutenant Revel, einer von den braven Vertheidigern von Arcot, commandirte die Artillerie an diesem Tage, und da er alles verloren sah, beschäftigte er sich seine Kanonen zu vernageln, und ließ sich selbst durch die über seinem Haupte schwebenden Säbel nicht davon abhalten, bis er niedergehauen wurde.

Dies war ohne Vergleich der härteste Schlag, der die Engländer seit dem Verlust von Madras betroffen hatte. Ein Drittel ihrer europäischen Truppen ging dadurch verloren, und unter diesem 100 Grenadiers, die der Kern ihrer Soldaten waren, und die bey allen Gelegenheiten den Sieg entschieden hatten. Die ganze Convey, aller Proviant, Munition, rätze, und 7000 Pf. St. an Geld fiel

1754. in die Hände, die mit dieser Beute und ihren Gefangenen nach der Insel zurück marschirten. Die Sepoys ließen sie jedoch bald wieder frey, die sich sodann wieder nach dem englischen Lager begaben, und die beiden überlebenden englischen Offiziers wurden auf ihr Ehrenwort losgelassen, das die Franzosen ihnen im Namen des Salabad-jing abforderten.

Sobald die Regierung von Madras dies Unglück vernahm, schickte sie 180 Mann unter Commando des Capitain Pigou zur See nach Devi-Cotah; auch hatte sie Hoffnung die Armee mit einem Corps Reiteren zu verstärken, die der in Anfänge dieser Geschichte oft gedachte Maphuze Khan, des Nabobs ältester Bruder, commandiren würde. Dieser Prinz wurde in der Schlacht bey Amboor, in welcher sein Vater umkam, gefangen genommen, und von Chunda-sahab nach Pondichery geführt, woselbst er blieb, bis Nazir-jing im Carnatick erschien, da denn Dupleir auf das Ansuchen dieses Fürsten ihm die Freyheit ertheilte. Nach Nazir-jings Tode schien er geneigt, sich mit Murzafa-jing zu verbinden, und blieb auch einige Zeit bey dessen Armee; nach dem Tode dieses Subah aber ging er nach Cudapa, wo er bis jetzt ruhig blieb, sich aber nun entschloß, mit 2000 Mann Cavallerie und 2000 Peons dem Nabob seinem Bruder, wie er sagte, beyzustehn. Bey seiner Ankunft in Arcot erklärte er jedoch, daß er nicht weiter marschiren würde, bis er eine Summe Geldes empfangen hätte. Diese versprach sein anderer Bruder Abdul-wahab, Vize-Statthalter von Trichinapoly, zu liefern.

Das letzte Unglück hatte den Major Lawrence <sup>1754.</sup> überzeugt, daß das Detaschement in Devi-Cotah nicht stark genug sey, um sicher nach seinem Lager zu marschiren, dabey befürchtete er aber die Stadt einem neuen Anfall auszusetzen, wenn er sich entfernte; er befahl daher den Verstärkungstruppen, in Devi-Cotah zu bleiben, bis Maphuze Khan vorrücken würde; mittlerweile wollte er seinen Posten in der Ebene zu behaupten suchen, ob er gleich nur 400 Europäer bey sich hatte. Diese geringe Anzahl machte es unmöglich, Provision aus dem entlegenen Tanjore jetzt abzuholen, überdem hielt der König, der die Engländer nebst Trichinapoly nun schon als verloren ansah, seine Kaufleute von fernern Lieferungen ab. Sondimans Land war nun noch der einzige Zufluchtsort; es wurden daher 300 Sepoys nach Killaore abgeschickt, um dort Lebensmittel zu sammeln. Dieses war ein im Walde gelegenes Dorf, zwölf Meilen von der Stadt. Die Escorten wurden mehrentheils von einem sehr thätigen Offizier und vortreflichen Parteygänger, Namens Mahomed Jsoof, commandirt. Dieser Mann war durch seine Verdienste bis zum Posten eines Oberbefehlshabers aller englischen Sepoys gestiegen; er verschaffte beständig Nachricht von den Bewegungen des Feindes, und da er das Land vollkommen kannte, regulirte er die Märsche der Convoyen mit so viel Geschicklichkeit, ließ sie immer andre Wege nehmen, und veränderte beständig die Transport-Termine, so daß in Zeit von drey Monaten auch nicht eine einzige Convoy verlohren wurde.

1754. **M**itterweile lag das Verstärkungsbataillon immer noch in Devi-Cotah, und Maphuze. Khan ließ sich nicht sehen, weil er von seinem Bruder noch nicht das verlangte Geld erhalten hatte. Lawrence fürchtete sehr, mit seinen wenigen ganz von Cavallerie entblößten Truppen nicht in der Länge sein Lager behaupten zu können, im Fall die zahlreichen Feinde die Insel verlassen und sich bey ihm in der Ebene lagern sollten. Es war unbegreiflich, daß sie dieses nicht schon längst gethan und die Maratten besser genutzt hätten. Er stellte daher der Regierung von Madras die Nothwendigkeit vor, den König von Tanjore wieder zu gewinnen; dieser Rath wurde befolgt; und Palk, ein Mann, der ehemals des Königs Gunst erlangt hatte, wurde in der Mitte des Aprils an ihn abgeschickt. Er fand es aber schwer, vor den König zu kommen, der mehr als jemals von seinem Minister Succo-je beherrscht wurde. Dieser Minister stand mit den Mysoren in Unterhandlung, und hatte sogar seinen schwachen Fürsten überredet, den Monack-je in Verhaft nehmen zu lassen, unter dem Vorwand, daß er Kriegsgelder untergeschlagen habe. Palks Vorstellungen hielten den König zwar ab, den Traktat mit den Mysoren zu schließen; allein er konnte nicht dahin gebracht werden, seine Truppen nach Tritchinapoly zu senden. In dieser nachtheiligen Lage, welche die feindlichen Generals, wenn sie nur gemeine Klugheit und Thätigkeit bewiesen hätten, würden haben verzweiflungsvoll machen können, entdeckte man eine Verrätheren im englischen Lager, und zwar von einem Manne, in den Lawrence das größte Vertrauen gesetzt hatte.

Ein Braman zeigte an, daß, da er sich des Morgens am Ufer des Flusses gewaschen, er einige feindliche Colliers habe herüber schwimmen sehn, die ein Pack an englische Colliers übergeben, etwas von einem Briefe gesagt und den Namen Mahomed Issooß genannt hätten; er fügte hinzu, daß er die Empfänger kenne. Man gab ihm Soldaten mit, um sie in Verhaft zu nehmen. Dieses geschah auch ohne Verzug, da denn einer dieser Colliers ein wollenes Pack auslieferte, in welchem ein Brief an Mahomed Issooß, den vorgerühmten Oberbefehlshaber der englischen Sepons, befindlich war. Lawrence erbrach ihn, und ließ ihn durch den Dolmetscher Pontapah lesen. Er war vom Regenten geschrieben, mit seiner Signatur bezeichnet, und auf dem Umschlag war die Figur einer Hand gestempelt, eine Formalität, die bey den Mysoren einem Eide gleich gehalten wird. Der Inhalt war ein Ansuchen, daß Issooß nebst noch einem Offiziere sich seinem Versprechen gemäß an einem bestimmten Ort einfänden sollte, wo er Abgeordnete des Regenten antreffen würde, um mit ihm alles zu verabreden, was zur Ueberlieferung von Tritchinapoly erforderlich sey. Zur Belohnung dieses Dienstes versprach ihm der Regent, wenn der Anschlag glückte, die Summe von 160,000 Pf. St. eine vornehmne Befehlshaberstelle bey seiner Armee, und Ländereyen; auch versprach er überdem allen Freunden, die Issooß dazu brauchen würde, verhältnißmäßige Belohnungen. Man arretirte nun sogleich Issooß, den andern im Briefe bezeichneten Offizier der Sepons, und auch den Braman. Dieser letztere war

1754. Schreiber bey einem englischen Kriegscommissarius, und hatte kurz zuvor im Gefängniß gefessen, da er in Verdacht stand, Gelder untergeschlagen zu haben. Er blieb bey seiner Aussage; die Collieries aber sagten, daß sie das Pack zuerst am Ufer liegen gesehn, nahe bey dem Ort, wo sie sich gewaschen, und sich unter einander gefragt hätten, was es wohl seyn könnte; ihre Schlußmeynung sey gewesen, es müsse einer Person gehören, die sich dort gewaschen, oder dem Draman, der noch immer damit beschäftigt wäre, daher es niemand von ihnen hätte anrühren wollen; sie wären darauf sämtlich weggegangen, einer aber von ihnen sey umgekehrt, und habe es aufgenommen, in Hoffnung es könnte etwas von Werth enthalten. Issooß sowohl als der andre Offizier betheuereten, daß sie von nichts wüßten. Poniapah verdolmetschte ihre Aussagen, und war der Meynung, daß der Draman mehr von dem Briefe wisse, als er entdeckt habe. Bey dem nächsten Verhör versprach man daher dem Draman, seines Lebens zu schonen, wenn er die Wahrheit entdecken würde. Hierauf sagte er aus: er wäre vor einigen Tagen in Seringham gewesen, wohin ihn der Regent ausdrücklich habe einladen lassen. Man hätte ihm 100,000 Rupien versprochen, wenn er ein Mittel erfinden könnte, durch diesen Brief Issooß bey den Engländern verdächtig zu machen; er fügte hinzu, daß er sich der Sache theils wegen der Belohnung unterzogen, theils auch sich an Issooß zu rächen, der an seinem letzten Verhaft vorzüglich schuld sey. Die Collieries bestanden unveränderlich auf ihrer vorigen Aussage, worauf sie und die beiden Offiziers losgelassen und alle für unschuldig erklärt wurden.

Man hätte jedoch immer noch Verdacht, daß man nicht die völlige Wahrheit erfahren habe, und daß ganz andre Personen als ein unbedeutender Schreiber in dieser Sache interessirt seyn müßten; der Braman wurde daher in Verhaft behalten, und oft zu weitem Entdeckungen aufgemuntert, allein er blieb bey seiner letzten Erklärung. Da Lawrence sah, daß er durch gelinde Mittel nichts ausrichten konnte, beschloß er die Wirkung der Furcht zu versuchen, und befahl daher dem Dolmetscher ihm zu sagen, daß er den folgenden Tag sterben müßte, wenn er nicht alles entdeckte, und seine Aussagen durch Beweise bestätigte. Nunmehr wurde die Sprache verändert, und er gestand, daß ein Einwohner von Tritchinapoly, Namens Gopinrauze, der ehemals Dolmetscher des englischen Commandanten gewesen war, ihm angerathen habe, nach Seringham zu gehn, und den Entwurf mit dem Briefe dem Regenten vorzutragen. Gopinrauze wurde sogleich eingezogen; er leugnete alles, war aber sehr erschrocken und verwirrt, und Poniapah urtheilte, daß er gewiß schuldig sey. Mittlerweile schickte der Braman heimlich zu Jssoo und ließ ihn zu sich bitten, weil er ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Jssoo fand sich ein, hatte aber die Vorsicht beobachtet, noch jemand mitzunehmen, um ein Zeuge der Unterredung zu seyn. Nunmehr machte der Gefangene folgende Erklärung: „Er sey von dem Dolmetscher und Agenten des Commissariats, Peramrauze, einigemal nach Seringham geschickt worden, um die Loslassung der Familie seines Obern zu bewirken, die bey dem großen Convoy gefangen worden

1754. **W**andre; auch hätte er nach einigen Reisen seinen Zweck  
 erreicht. Kurz darauf hätte ihm Poniapah angele-  
 gen, weil er im feindlichen Lager bekannt sey, einen  
 Brief dahin zu bringen, und solchen entweder dem  
 Könige oder einem vornehmen Hofbeamten zu über-  
 geben: er habe geantwortet, dies sey ein gefährliches  
 Geschäft, das ihm das Leben kosten könnte; der  
 Dolmetscher aber hätte erwiedert, daß er sodann  
 fähig sey ihn zu retten, wenn er sagte, er habe ihn  
 als Spion gebraucht. Der Braman versprach es  
 zu überlegen, und gab seinem Vorgesetzten Perama-  
 rauze davon Nachricht, der ihm rieth, dem Ponia-  
 pah zu willfahren. Dieser aus Furcht einer Ent-  
 deckung wollte den Brief nicht im englischen Lager  
 schreiben lassen, sondern bat den Braman, ihn selbst  
 zu schreiben, wenn er in Seringham seyn würde.  
 Diesen Auftrag befolgte er auch. Der Brief wurde  
 an die zwey vornehmsten Befehlshaber der Mysoren  
 gerichtet, mit dem Ansuchen den Regenten zu ber-  
 then, an den Major Lawrence zu schreiben und ihn  
 zu bitten, Poniapah nach der Insel zu senden, um  
 Vorschläge wegen Tritchinapoh anzuhören. Den  
 folgenden Tag kamen auch einige Abgeordnete zu  
 Lawrence, der den Dolmetscher sofort ins feindliche  
 Lager schickte. Der Braman begleitete ihn, und  
 war bey seiner Unterredung mit dem Regenten gegen-  
 wärtig, der sehr wider den Rabob wegen Verletzung  
 des Tractats loszog, und die Ursache zu wissen be-  
 gehrte, warum er von den Engländern unterstützt  
 würde? Poniapah antwortete, daß er ihnen beyge-  
 standen hätte, das Fort St. David zu vertheidigen,



Man hätte jedoch immer noch Verdacht, daß man nicht die völlige Wahrheit erfahren habe; und daß ganz andre Personen als ein unbedeutender Schreiber in dieser Sache interessirt seyn müßten; der Braman wurde daher in Verhaft behalten, und oft zu weitem Entdeckungen aufgemuntert, allein er blieb bey seiner letzten Erklärung. Da Lawrence sah, daß er durch gelinde Mittel nichts ausrichten konnte, beschloß er die Wirkung der Furcht zu versuchen, und befahl daher dem Dolmetscher ihm zu sagen, daß er den folgenden Tag sterben müßte, wenn er nicht alles entdeckte, und seine Aussagen durch Beweise bestätigte. Nunmehr wurde die Sprache verändert, und er gestand, daß ein Einwohner von Tritchinapoly, Namens Gopinrauze, der ehemals Dolmetscher des englischen Commandanten gewesen war, ihm angerathen habe, nach Seringham zu gehn, und den Entwurf mit dem Briefe dem Regenten vorzutragen. Gopinrauze wurde sogleich eingezogen; er leugnete alles, war aber sehr erschrocken und verwirrt, und Poniapah urtheilte, daß er gewiß schuldig sey. Mittlerweile schickte der Braman heimlich zu Jssoo und ließ ihn zu sich bitten, weil er ihm etwas Wichtiges zu sagen habe. Jssoo fand sich ein, hatte aber die Vorsicht beobachtet, noch jemand mitzunehmen, um ein Zeuge der Unterredung zu seyn. Nunmehr machte der Gefangene folgende Erklärung: „Er sey von dem Dolmetscher und Agenten des Commissariats, Peramrauze, einigemal nach Seringham geschickt worden, um die Loslassung der Familie dieses seines Obern zu bewirken, die bey der Wegnahme der großen Convoey gefangen worden

1754 „Bramans = Stelle mit tausend ihm untergeordneten  
 „Priestern, denn Poniapah war selbst ein Braman.  
 „Nach der Rückkunft ins englische Lager gab der Dol-  
 „metzcher dem Major Lawrence nur von demjenigen  
 „Theile der Unterredung Nachricht, der ihm nicht  
 „nachtheilig werden konnte, woben er dem Braman  
 „ernstlich anlag, Niemanden etwas zu sagen, außer  
 „seinem Vorgesetzten Peramrauze, jedoch auch diesem  
 „nicht mehr, als was er selbst dem Major sagen  
 „würde. Einige Zeit hernach erfoderten Commissa-  
 „riats-Geschäfte eine Reise des Bramans nach Tan-  
 „jore, welches Poniapah sehr ungern sah. Nach  
 „seiner Rückkunft wurde er wegen fehlender Cassen-  
 „gelder in Verhaft genommen, allein auf Bürgschaft  
 „des Peramrauze kam er los. Der Dolmetzcher  
 „sagte ihm nun, daß durch seine Reise nach Tanjore  
 „viel Zeit verloren wäre, und daß der Regent, da er  
 „seitdem nichts weiter von dem Geschäfte gehört habe,  
 „denken würde, man habe seiner gespottet, daher es  
 „nöthig sey, daß der Braman wieder nach Seringa-  
 „ham ginge. Dieses geschah nach erhaltener Instruc-  
 „tion, die dahin abzweckte, dem Regenten vorzustellen,  
 „alles anzuwenden, den Engländern den Proviant  
 „abzuschneiden, weil dieses ihren Rückzug unsehbar  
 „bestimmen würde; daß, da Jffoof der einzige Mann  
 „wäre, der die Convoys so glücklich zu führen wüßte,  
 „so sey es nöthig, ihn aus dem Wege zu räumen;  
 „dieses könnte nicht besser geschehn, als wenn ihm  
 „der Regent einen Brief von verrätherischem Inhalt  
 „schriebe. Dieses hätte der Regent auch gethan,  
 „und ihm solchen gegeben, da er ihn dann ins engli-  
 „sche Lager gebracht hätte.“

Sobald Iffoof diese Erzählung angehört hatte, <sup>1754.</sup> ging er zu Peramrauze und stellte ihn zur Rede. Dieser Mann warf sich ihm zu Füßen, und flehte um Gnade. Iffoof aber nahm ihn gleich fest, und begab sich zum Major Lawrence, dem er die letzte Aussage des Bramans meldete, worauf Poniapah auch eingezogen wurde.

Beim Verhör bestätigte der Braman alles Gesagte. Da man ihn frug, warum er den Gopinrauze angegeben habe? sagte er, daß Poniapah, der ihn im Namen des Majors mit dem Tode habe bedrohen müssen, ihm gerathen, jemand sonst anzugeben, den er kürzlich gesehn. Nun habe er mit Gopinrauze in Gegenwart vieler Soldaten neulich eine Unterredung gehabt, und ihn daher in der Todesangst als Mitschuldigen angeklagt. Peramrauze gestand alles, und seine Aussage traf mit dem Geständniß des Bramans genau ein. Hierauf wurde der Oberdolmetscher Poniapah zum Tode verdammt; man band ihn vor die Mündung einer Kanone, und schoss ihn so in Stücke. Er gestand nichts; sein Haß gegen Iffoof kam aus Eifersucht her, wegen des großen Einflusses, den dieser Offizier im Lager hatte, wodurch der seinige sehr geschwächt wurde. Diese so verworrene Verrätheren hatte ihren Grund in der damaligen Nachlässigkeit der Engländer, sich mit den Sprachen in Indien bekannt zu machen, deren Unkunde sie nöthigte, sich auf fremde Dolmetscher zu verlassen.

Der Regent hatte nicht die Wahrheit als er gegen Poniapah behauptete, daß der U

1754. seiner Truppen in Seringham seinen Finanzen nicht nachtheilig sey; denn sein Schatz war so sehr erschöpft, daß er kaum Geld zusammen bringen konnte, seine Armee zu befriedigen, und den Maratten ganz und gar nichts mehr zu geben vermochte. Das französische Sprichwort: „Kein Geld, kein Schweizer!“ könnte sehr füglich in Indien bey den Maratten gebraucht werden, denn wo kein Geld ist, ist auch kein Maratte. Morari-row wurde kaum diesen Mangel gewahr, als ihm der Krieg überdrüssig ward, und um einen Vorwand zu haben, mit dem Regenten zu brechen, foderte er die rückständigen Summen ohne weitem Verzug, die nach seiner Rechnung eine Million Rupien betrugten. Der Regent behauptete, ihm nichts mehr schuldig zu seyn, da er ihm stets jede Geldforderung sogleich bezahlt habe. Dieses verursachte einen heftigen Streit unter ihnen, der sich damit endigte, daß Morari-row mit allen seinen Maratten die Insel verließ, und sich jenseit des Coleroon lagerte, mit der Erklärung, nicht ehe zurückzukehren, bis das Geld bezahlt sey.

Die Feinde beschloffen, ihre Rache an dem Vohgar Londiman auszulassen, dessen Neigung gegen die Engländer diese zu ihrem langen Aufenthalt bey Tritchinapoly aufgemuntert hatte, seitdem sie keinen Proviant mehr aus Tanjore erhalten konnten. Der französische Befehlshaber Maiffin fiel daher mit allen seinen Europäern, mit 3000 Sepoys und 1000 mysoreischen Reitern in Londimans Land ein, es zu verwüsten; die Einwohner aber retteten sich mit allen ihren Habseligkeiten und ihrem Vieh in die

sten Wälder, wo man ihnen unmöglich folgen konnte. 1754. Die Feinde fanden daher nichts als leere Dörfer zu verbrennen. Da ihr Unfug hiedurch begränzt, und die Hoffnung zur Plünderung vereitelt wurde, beschloffen sie in Tanjore einzufallen, und sich hier Beute zu holen. Sie raubten allenthalben, und nahmen das Fort Kelli Cotah ein.

Lawrence hoffte, daß dieser unerwartete Einfall den König von der Nothwendigkeit überzeugen würde, sich mit den Engländern zu vereinigen; er war daher entschlossen, den ersten Eindruck zu nutzen, den die Furcht auf seinen Geist machen würde, und ihm sogleich zu Hülfe zu eilen. Alle Vorposten wurden eingezogen, die Besatzung von Trichinapoly bis auf 400 Europäer verstärkt, und mit den übrigen Truppen brach er den 23sten May auf, nachdem er der wartenden Verstärkung in Devi-Cotah Befehl zugeschiedt hatte, zu ihm in Tanjore zu stoßen. Lawrence marschirte durch die Wälder, wo er den Polgar Lombiman antraf, den er mit aller Hochachtung und Freundschaft empfing, die seine Treue gegen die Engländer verdiente. Den nämlichen Tag kam auch ein Abgeordneter vom König von Tanjore an, der dringend um Beystand bat. Die Feinde hatten mittlerweile auch Collabby eingenommen, und hier den großen Damm durchstoßen, welcher das Wasser des Caveri abhält, in den Coleroon zu fließen, und daher das Bollwerk der Fruchtbarkeit des tanjoreschen Landes genannt werden konnte.

größte Unglück, das der Noth  
erregte es eine allgemeine

1754. **W**estfuryng. Der König glaubte doch etwas thun zu müssen, und schickte daher seinen Onkel Gauderow mit 1500 Reitern, den Feind aufzusuchen. Dieser untaugliche General aber wurde von einem andern Feinde überfallen, den er nicht erwartete.

Der Nabob hatte während dem Kriege zu wiederholtenmalen dem Morariorow Vorschläge gethan, um ihn dahin zu bringen, nach Hause zu marschiren; die ausschweifenden Forderungen aber auf der einen Seite, und der Geldmangel auf der andern, waren bisher unübersteigliche Schwierigkeiten gewesen, den Tractat zu Stande zu bringen. Da nun aber dieselbe Ursache die Maratten von den Mysoren getrennt hatte, so schmeichelte er sich, daß er diesen gefährlichen Feind ohne Kosten los werden würde. Morariorow aber war nicht so leicht zu befriedigen; er machte allerley Entwürfe, und beschloß nicht eher zurück zu gehn, bis er eine gewisse Summe Geld von einer oder der andern streitenden Partey, oder auch von beiden erpreßt haben würde. Der Marsch des Gauderow erzeugte bey ihm den Gedanken, daß, wenn er über diese Truppen herfiel, der bereits durch den Einfall der Franzosen und Mysoren äußerst erschrockene König unfehlbar dahin gebracht werden würde, seinen Rückzug zu erkaufen. Glücke es ihm damit nicht, so hoffte er wenigstens, sich nachdrücklich wegen der Niederlage der Maratten zu rächen, die im Anfange dieses Jahres hier umgekommen waren. Durch die beiden Leidenschaften, Eigennuß und Rache beseelt, suchte er mit 3000 Maratten von Gauderow auf, und überfiel ihn bey Tar

gesanbruch mit solchem Nachdruck, daß nur 300 <sup>1754.</sup> Tanjoren nebst ihrem Anführer entrannen, die übrigen wurden entweder niedergehauen, oder zu Gefangenen gemacht. Einige Tage hernach vereinigten sich die Truppen aus Devi Cotah mit der Armee; sie bestanden aus 150 Europäern und 500 Sepoys. Da der Major Lawrence krank war, so übertrug er es dem Abgeordneten Palk und dem Capitain Calliaud, mit dem Könige zu tractiren.

Sie fanden ihn zwar voll Reue über sein den Engländern entzogenes Wort und des Monack-jees Entlassung, dennoch aber hing er beständig noch an seinem Minister Succo-je, dessen üblen Rathschlägen er seine unglückliche Lage zu verdanken hatte. Als ein schwacher Mann glaubte er entgegengesetzte Dinge vereinigen zu können; er wollte seinem General wieder den vorigen Posten geben, ohne jedoch dessen Todfeind, den Minister, zu entfernen. Die Engländer aber erklärten geradezu, daß sie unter keiner andern Bedingung, als die Absetzung des Succo-je, mit ihm ein Bündniß schließen wollten. Da er sie nun hierin unbeweglich fand, und er überdem von einer ansehnlichen Verstärkung hörte, die sie täglich erwarteten, und sodann den Krieg ohne ihn führen könnten, so bewilligte er ihr Verlangen. Succo-je wurde abgesetzt, und Monack-je erhielt nicht allein seine Stelle als Feldherr wieder, sondern bekam auch den erledigten Posten als oberster Minister. Um einem Rückfalle des Königs vorzubeugen, bestanden die Engländer darauf, daß der abgesetzte Minister das Königreich verlassen sollte. Dies geschah;

1754 er reiste mit seiner Familie ab, unter dem Vorwande eine weit entlegene berühmte Pagode zu besuchen; ein gewöhnliches Vorgeben vornehmer Männer von der indischen Religion, wenn sie gezwungen sind, der Gefahr zu entinnen, oder der gehaltenen Gewalt zu entsagen. Diese für des Nabobs und der Engländer Interesse so nöthige Veränderung war das Werk von sieben Tagen. Monack-jeo wurde den 7ten Junius vom Könige mit vielen Ceremonien in seine Würden eingesetzt, und fing seine Administration gleich mit Anwerbung von Truppen an; da dieses aber einige Zeit erforderte, so bat Lawrence die Regierung in Madras, ihm bald die aus Bombay und Europa kommende Verstärkung zu übersenden, und auch den Maphuze Khan zur Vereinigung zu bewegen, damit alle Truppen zu gleicher Zeit von Tanjore nach Tritchinapoly ausbrechen könnten.

Diesem Verlangen zufolge beschloß man 400 Europäer und Topassen nebst 500 Sepoys bey Conjeveram zum Maphuze Khan stoßen zu lassen, um mit ihm nach Tanjore zu marschiren. Die Leidenschaft dieses Prinzen war, sich an der Spitze von Truppen zu sehn, so sehr es ihm auch an Talenten fehlte, sie zu commandiren; er zeigte daher keine Neigung, die Gegend von Arcot zu verlassen, und gab zur Ursache an, daß Abdulwahab Khan ihm noch nicht das nöthige Geld ausgezahlt habe. Unter diesem Vorwande marschirte er immer im Lande herum, und hob Contributionen von solchen Polygars und Statthaltern ein, die nicht stark genug waren, ihm Widerstand zu thun. Da sich endlich die Regierung



in Madras erklärte, ihm das Geld zu zahlen, wenn er ohne Verzug aufbrechen wollte, so zeigte er sich bereitwillig. Duplex aber, der seinen Charakter genau kannte, hintertrieb diesen Voratz dadurch, daß er der Besatzung in Gingee befohl, in Vereinigung mit andern Truppen ins Feld zu rücken. So gering auch diese Anzahl war, so wurde Maphuze Khan doch durch ihre Erscheinung so sehr erschreckt, daß er sich vorzurücken weigerte, bis die versprochenen Europäer bey ihm angelangt seyn würden. Sie kamen an, und nun eilten die Franzosen nach Gingee zurück. Dennoch aber wollte er nicht nach Tritchinapoly marschiren, und verlangte zuvor sein Geld zu haben. Die englische ostindische Regierung war daher genöthigt, ihm 30,000 Rupien zu bezahlen, und versprach ihm noch einmal soviel zu geben, sobald er den Coleroon passirt wäre. Dieses vermochte ihn endlich, im Anfange des Julius aufzubrechen.

Morari-rov setzte nun nach seinem Siege über Gauberow seine übrigen Entwürfe fort. Er schrieb an den Nabob, der sich damals in Tanjore befand, daß, wenn er ihm für die Zahlung von 300,000 Rupien Sicherheit stellte, so wollte er gleich nach Hause marschiren, und nie mehr ein Feind weder von ihm, noch von den Engländern, noch von den Tanjoren seyn. Der Nabob hatte kein Geld, er wandte sich daher an den König von Tanjore, der nach vielen Conferenzen es endlich zu geben bewilligte. Man entwarf einen Tractat, worin festgesetzt wurde, daß die Nabob 50,000 Rupien haben sollten, so bald sie in Tanjore angelangt wären, 100,000,

1754. wenn sie die westlichen Gebirge passirt hätten, und die übrigen 150,000 nach ihrer Ankunft im Vaterlande. Während dieser Unterhandlung in Tanjore benachrichtigte Moratt-rov den Regenten von Mysore, daß er im Begriff stehe, mit dem Nabob einen Tractat zu schließen, er wolle aber die Unterhandlung abbrechen, wenn ihm der Regent die streitigen Gelder bezahlte. Dieser schickte ihm, in der Angst, alles Geld, was er nur süglich entbehren konnte, ungefähr 50,000 Ruspian. Kaum hatte der Maratte es empfangen, als er mit seinen Truppen nach Wolcondah marschirte, und im Anfange des Julius nach seinem Erblande ging, das 130 Meilen von Arcot entfernt war. Er besaß hier ein eignes Fürstenthum, ganz unabhängig von seiner Nation, allein abhängig vom Subah von Decan. Dies war der Preis von der 1741 an Nizam-ul-muluck geschenehen Uebergabe von Tritchinapoly. Da neue Staaten gewöhnlich mit mehr Sorgfalt als alte beherrscht zu werden pflegen, so erwarb er sich bald die Liebe seiner Unterthanen und die Achtung seiner Nachbarn, zog von seiner Nation Soldaten ins Land, allein nur solche, deren Tapferkeit bekannt war, und begegnete ihnen so wohl, daß sie ihn nie verlassen wollten; im Gegentheil schien die ganze Armee nur Eine Familie zu seyn. Er bemühte sich, den kriegerischen Geist durch gleiche Theilung der Beute bey ihnen zu nähren, und brachte ihnen Lust bey, sich Strapazen zu unterziehen, so daß sie nie klagten, als wenn sie nichts zu thun hatten. Die Wahl seiner Offiziere zeigte noch mehr seine Fähigkeit; denn er hatte keinen Anführer von hundert Reitern, des

nicht im Stande gewesen wäre, die ganze Armee zu commandiren. Dennoch war jeder mit seinem Range zufrieden, und alle lebten in völliger Harmonie unter einander, und in vollkommenem Gehorsam gegen die Befehle ihres Feldherrn. Diese Truppen wurden daher mit Rechte für die besten Soldaten in Indien gehalten. Außer den der marattischen Nation eigenen Eigenschaften, als Muth, Thätigkeit, Kriegslust und große Geschicklichkeit ihre Pferde abzurichten, und den Säbel zu führen, hatten sie bey ihren Gefechten mit den Europäern gelernt, die Furcht vor Feuergewehr zu überwinden, ja sie waren im Stande, gegen ganze Batterien ihre Schlachtordnung zu behaupten. Nur erst in diesem Kriege auf der Küste von Coromandel bediente man sich der Kanonen in diesem Theile von Indien, ob man gleich schon längst die Musketen gebrauchte; nichts war daher den Truppen dieses Landes fürchterlicher als eine Kanonade.

Lawrence wünschte nun, nach Abfertigung der Maratten, eiligst nach Trichinapoly zurück zu marschiren, und lag deshalb dem Monarchen sehr beständig an. Wenige Feldherren in Indien haben Begriffe von dem Werthe der Zeit bey kriegerischen Operationen; der tanjoreische General übereilte sich daher auch nicht, sondern erklärte, daß er seine Cavallerie nicht vor Ende des Julius zusammen bringen könne. Lawrence beschloß hierauf nicht zu warten; er hoffte, daß seine thätige Ungebuld mehr als seine Vorstellungen bewirken würde, brach daher in Begleitung des Nabobs den 22ten mit den englischen Truppen auf, und lagerte sich den 27ten bey Comptah, einer Stadt zwölf

1754. Wien von Tanjore in den Wäldern gelegen, die von Colerpoos bewohnt werden. Fünf Tage hernach kam auch Monack-jeo mit der tanjoreschen Armee an, erklärte aber seine Abneigung weiter vorzurücken, bis Naphuze Khan mit seinen Soldaten und der europäischen Verstärkung zu ihm gestoßen wäre. Auch der Nabob lag dem Lawrence ernstlich an, diese Truppen abzuwarten; er gab daher wider Willen nach, jedoch mußte sich Monack-jeo verbinden, allen in dieser Zwischenzeit erforderlichen Proviant, der mittlerweile von dem vorhandenen Vorrath genommen wurde, wieder zu ersetzen.

In dieser Zeit ereignete sich in der Regierung von Pondichery eine Revolution, die jedermann in Indien in Erstaunen setzte. Die englisch-ostindische Compagnie hatte im vorigen Jahre dem brittischen Ministeris wegen dem Kriege Vorstellung gethan, worin sie auf der Küste von Coromandel verwickelt wäre, und um den Beystand der Regierung angefleht, entweder um den Krieg zu endigen, oder um ihn fortzusetzen, da ihre Macht in Indien allein nicht hinreichend sey die französisch-ostindische Compagnie in Schranken zu halten, weil diese von der Krone Frankreich stark unterstützt würde. Das brittische Ministerium sah die Nothwendigkeit ein, sich ins Mittel zu legen, um die ehrgeizigen Entwürfe des Dupleix zu hemmen, und fing deshalb in Versailles eine Unterhandlung an. Dumelaer, ein Direktor der französisch-ostindischen Compagnie, wurde nebst seinem Bruder, dem Grafen von Lude, die beide viele Jahre in Indien gewesen waren, von Paris nach London abgednet,

nicht im Stande gewesen wäre, die ganze Armee zu commandiren. Dennoch war jeder mit seinem Range zufrieden, und alle lebten in völliger Harmonie unter einander, und in vollkommenem Gehorsam gegen die Befehle ihres Feldherrn. Diese Truppen wurden daher mit Recht für die besten Soldaten in Indien gehalten. Außer den der marattischen Nation eigenen Eigenschaften, als Muth, Thätigkeit, Kriegslust und große Geschicklichkeit ihre Pferde abzurichten, und den Säbel zu führen, hatten sie bey ihren Gefechten mit den Europäern gelernt, die Furcht vor Feuergewehr zu überwinden, ja sie waren im Stande, gegen ganze Batterien ihre Schlachordnung zu behaupten. Nur erst in diesem Kriege auf der Küste von Coromandel bediente man sich der Kanonen in diesem Theile von Indien, ob man gleich schon längst die Musketen gebrauchte; nichts war daher den Truppen dieses Landes fürchterlicher als eine Kanonade.

Lawrence wünschte nun, nach Abfertigung der Maratten, eifrig nach Tritchinapoly zurück zu marschiren, und lag deshalb dem Monarche sehr beständig an. Wenige Feldherren in Indien haben Begriffe von dem Werthe der Zeit bey kriegerischen Operationen; der tanjoresche General überreilte sich daher auch nicht, sondern erklärte, daß er seine Cavallerie nicht vor Ende des Julius zusammen bringen könnte. Lawrence beschloß hierauf nicht zu warten; er hoffte, daß seine thätige Ungebuld mehr als seine Vorstellungen bewirken würde, brach daher in Begleitung des Nababs den 22sten mit den englischen Truppen auf, und lagerte sich bey Achenpettah, einer Stadt zwisch

1754. Irgend dem Vorstellung von Seiten des englischen, Dupleix das Gouvernement von Pondichery abnahm, und Godeheu, Direktor der französisch-ostindischen Compagnie, zum Friedenscommissarius ernannte; auch erhielt er den Posten als Oberbefehlshaber mit unbegrenzter Autorität über alle französische Besatzungen in Indien. Die englisch-ostindische Compagnie ernannte den oft gedachten Gouverneur Saunders und einige andre Glieder der Regierung von Madras, um mit Godeheu zu tractiren.

1. Dupleix erhielt den 1sten August von diesen Entschlüssen Nachricht; und den 2ten langte schon das Schiff mit seinem Nachfolger in Pondichery an. Sobald dazzu das Land betrat, machte er feyerlich seinen Aufzug bekannt, und übernahm die Administration. Dupleix abgab ihm alles mit der schätzbaren Gleichmüthigkeit und Heiterkeit des Geistes, die er beständig bey Unfällen aller Art gezeigt hatte. Durch dieses sehr vernünftige Betragen ersparte er sich schimpfliche Begünstigungen, auf die man sich schon vorbereitet hatte; wenn er widerpenstig gewesen wäre; denn Godeheu war mit einem Lettre de cachet versehen, (ein unbedeutendes Wort, da die Sache selbst ihr Bet noch in Deutschland unbekannt ist) worunter welchem man alle Formalitäten der französischen Geseze und Justizstige übergehen kann, wenn man ganz kurz einen Menschen als Staatsverbrecher bezeichnet; eine Erklärung, nach welcher alle sich des Hochverrats schuldig machen, die zur Vollziehung des königlichen Befehls ihren Verstand verlegen. Da Godeheu nicht Ursache hatte, sich dieser großen Gewalt gegen

wo sie mit dem Staatsminister Grafen von Holkern<sup>1794</sup> häufige Conferenzen hatten. Dieser Minister war durch große Bemühungen und unablässiges Forschen zu einer sehr genauen Kenntniß von Indien und den dortigen Angelegenheiten gelangt. Da er nun sah, daß die Franzosen Zeit zu gewinnen suchten, so vermochte er den König dahin, eine Escadre Kriegsschiffe auszurüsten zu lassen, die ein Regiment königliche Truppen nach Indien überbringen sollten. Dieser Entschluß überzeugte das französische Ministerium, daß eine Beharrlichkeit in ihren Entwürfen, in Indien Eroberungen zu machen, und ihre Besitzungen zu vergrößern, beide Nationen unfehlbar in einen großen Krieg verwickeln würde, dazu Frankreich nicht vorbereitet war; man kam daher bald überein, daß die Streitigkeiten beider Compagnien in Indien durch Commissarien geschlichtet, und alles auf gleichen Fuß gesetzt werden sollte, ohne auf die Vortheile im geringsten Rücksicht zu nehmen, die der eine oder der andre Theil mittelwelle erlangen könnte. Es war nun nichts übrig, als solche Commissarien zu ernennen, die unbedingt diese Absichten erfüllen würden. Die Franzosen selbst waren überzeugt, daß Duploir nicht als Commissarius in einer so kritischen Angelegenheit erwählt werden müßte, wo alle seine Pläne vernichtet würden; überdem sahen sie voraus, daß das britische Ministerium ihre Aufrichtigkeit in Ansehung ihrer friedlichen Gesinnungen im Verdacht ziehen müßte, wenn sie Duploir zur Schlichtung des Tractats vorschlagen sollten. Es war hier kein Mittelweg vorhanden, daher der französische Hof freywillig, ohne

1754. und befehlt daher der europäischen Besatzung, sich von ihm abzusondern. Diese kam also den 14ten August bey Methempettah an. Die Armee wurde nun gemasset, und bestand aus 1200 Europäern mit vierzehn Kanonen, 3000 Sepoys, 3000 Mann tanjorerischer Infanterie, und 1700 Mann-Cavallerie. Der Nabob hatte nur eine Leibwache von fünfzig Reitern. Den 17ten marschirte die Armee auf Trichinapoly los. Die Fände, welche von ihrer Annäherung hörten, verließen das Lager, um ihnen den Weg zu versperren.

Die Franzosen waren 900 Europäer und 400 Topassen stark, und die mysoreische Cavallerie bestand in 10,000 Mann. Man kanonirte einander, bis sich die Franzosen mit großem Verlust zurückzogen, und die Mysoren ein gleiches thaten. Monack-je war bemüht sie mit seiner Reiterei zu verfolgen, und zog daher die Truppen an sich, die zur Bedeckung der Bagage dienten. Diesen Fehler benutzte Hibernath, der geschickteste Befehlshaber unter den Mysoren, und wußte durch einen Umweg die Bagage anzufallen. Es glückte ihm auch, fünfunddreißig englische Karren mit Gewehr und Munition geladen zu erbeuten, und sie mit sich fortzubringen. Das unthätige Betragen der Franzosen und ihr geringes Widerstand war jedoch nicht sowohl der Muthlosigkeit, als gewissen Befehlen zuzuschreiben, die ihr Befehlshaber aus Pondicherry erhalten hatte, ein Haupttreffen zu vermeiden.

Die Armee rückte nun in Trichinapoly ein, und die Franzosen nebst ihren Bundsgenossen marschirten wieder nach der Insel Seringham. Diese Entfernung nuzten die Engländer, um die Wasserplätze und



Darinn bey der Stadt wieder herzustellen, sodann schickte Lawrence, seinem Versprechen gemäß, Morack-je mit dem größten Theile der tanjoreschen Truppen, 220 Europäern und 600 Sepoys, nach Colabby, um die Coolies zu bedecken, die hier an dem großen vom Feinde im May durchstochenen Damme arbeiteten. Die regnichts Jahreszeit kam auch jetzt heran, da denn die englischen Truppen sämtlich die Cantonirungsquartiere bezogen.

Eine englische Escadre unter dem Admiral Watson kam mittlerweile auf der Küste an; sie bestand aus drey Kriegeschiffen von sechzig, funfzig und zwanzig Kanonen nebst einer Kriegeschaluppe und vielen Compagnieschiffen; am Bord derselben war das neun- undvierzigste Regiment, 700 Mann stark, vierzig königliche Artilleristen, und 200 Rekruten für die Truppen der Compagnie. Die Franzosen hatten auch eine Verstärkung von 1200 Mann erhalten; unter diesen waren 600 Husaren; unter Commando des berühmten Fischer, die übrigen aber bestanden in rohen Rekruten. Beide Theile konnten also jetzt eine nie in Indien gesehene Macht von 2000 Europäern ins Feld stellen; die englischen Truppen aber waren so entscheidend besser, daß, wenn das Schwert jetzt hätte den Ausschlag geben sollen, die Franzosen gewiß gezwungen worden wären, um Friede zu bitten. Godeheu selbst kannte diese auffallende Verschiedenheit nur zu wohl, und da er überdem besorgte, daß die Engländer ihre Escadre zu größern Vortheilen nutzen würden, so zeigte er bey seinem Vortritte eine solche Mäßigung, daß Saunders den Waffenstillstand bewilligte.

1754. Die Bündsgenossen beider Theile waren in diesem Waffenstillstande mit einbegriffen, der in Madras, Pondichery, Trichinapoly und in allen Städten auf der Küste von Coromandel bekannt gemacht wurde. Er nahm den 1. ten October seinen Anfang, und sollte bis zum 1. ten Januar des folgenden Jahres dauern. Lawrence begab sich nun nach Madras, wo er die Würde eines Obristleutenants erhielt; desgleichen übergab ihm der Gouverneur Saunders im Namen der Compagnie einen kostbaren reich mit Diamanten besetzten Degen, zur Dankbarkeit für seine Dienste. Diese Ehrenzeichen machten jedoch bey ihm nicht die Beleidigung gut, daß man den Obersten Adlercron aus Europa geschickt hatte, die englischen Truppen in Indien zu commandiren.

Im Anfange des Jahres 1754 war Salabadj in Bestelung von Bussy und den französischen Truppen gegen den marattischen Großfeldhern Ragogee Vansola zu Felde gezogen, der die nordöstlichen Theile von Decan von neuem verheerte. Man weiß bis jetzt noch nicht die nähern Umstände sowohl von diesem Feldzuge, als von allen andern, wo Bussy commandirte; so viel ist nur bekannt, daß die Armee des Salabadj und seiner Allirten bis Nagpore, der Hauptstadt des Ragogee, vorrückte, und daß nach vielen Scharmüßeln im April der Friede geschlossen wurde. Im May ging Bussy nach Hyderabad, um von dort aus die neulich erstandenen Provinzen zu besuchen, wo sich die Franzosen nur mit vieler Mühe und Widerstand festgesetzt hatten. Jaffer-ally war eithige Jahre lang Statthalter von Rajahundrum und

Dämme bey der Stadt wieder herzustellen, sodann 1774. schickte Lawrence, seinem Versprechen gemäß, Monach-jer mit dem größten Theile der tanjoreschen Truppen, 220 Europäern und 600 Sepoys, nach Colabdy, um die Coolies zu bedecken, die hier an dem großen vom Feinde im May durchstochenen Damme arbeiteten. Die regniichte Jahreszeit kam auch jetzt heran; da denn die englischen Truppen sämmtlich die Cantonierungsquartiere bezogen.

Eine englische Escadre unter dem Admiral Watson kam mittlerweile auf der Küste an; sie bestand aus drey Kriegsschiffen von sechzig, funfzig und zwanzig Kanonen nebst einer Kriegshaluppe und vielen Compagnieschiffen; am Bord derselben war das neun- undvierzigste Regiment, 700 Mann stark, vierzig königliche Artilleristen, und 200 Rekruten für die Truppen der Compagnie. Die Franzosen hatten auch eine Verstärkung von 1200 Mann erhalten; unter diesen waren 600 Husaren; unter Commando des berühmten Fischer, die übrigen aber bestanden in rohen Rekruten. Beide Theile konnten also jetzt eine nie in Indien gesehene Macht von 2000 Europäern ins Feld stellen; die englischen Truppen aber waren so entscheidend besser, daß, wenn das Schwert jetzt hätte den Ausschlag geben sollen, die Franzosen gewiß gezwungen worden wären, um Friede zu bitten. Bodeheu selbst kannte diese auffallende Verschiedenheit nur zu wohl, und da er überdem besorgte, daß die Engländer ihre Escadre zu größern Vortheilen nutzen würden, so zeigte er bey seinen Anträgen eine solche Mäßigung, daß Saunders sofort einen Waffenstillstand bewilligte.

1754. vallerie nie zu passiren gewagt hatte. Ein Polngat, der von dem Rajah vertrieben worden, war ihr Führer durch Hohlwege und Pässe, die nur sehr wenige kannten. So fielen die Maratten wie aus den Wolken in die Provinz, als der Rajah ganz unbesorgt bey der Hauptstadt im Lager stand; seine Truppen wurden mit leichter Mühe geschlagen, und er selbst rettete sich nach Masulipatnam, um die Franzosen zu Hülfe zu rufen. Das arme Land wurde indessen von den Maratten mit Feuer und Schwert verheert; auch legten sie die holländische Faktorey in Bimlapatnam in die Asche, nachdem sie solche ausgeplündert hatten; sie fanden hier viele Kisten mit Geld. Die englische Faktorey in Bizagapatnam aber wurde verschont. Moracin ließ sogleich alle bey sich habenden Truppen, 150 Europäer und 2500 Sepoys, zu des Rajahs Armee stoßen, die nun dem Feind entgegen rückte; allein die Maratten vermieden ein Treffen, um ihre gemachte Beute erst in Sicherheit zu bringen; sobald diese aber unter einer starken Bedeckung abgeschickt war, so boten sie dem Bizamrauz eine Schlacht an. Das Gefecht war an beiden Seiten hitzig, wurde aber endlich durch die französische Artillerie entschieden; dennoch blieben die Maratten im Lande, bis sie für ihre Convoy nichts mehr zu befürchten hatten, da sie denn schleunig aufbrachen, durch die Provinz Elore marschirten, und sich längs den Gebirgen von Londa-  
dir zogen, bis sie außerhalb dem französischen Gebiete waren. Im Monat Julius kam Bussy nach Masulipatnam und Rajamundrum, wo er alle Regierungsangelegenheiten dieser neuen Provinzen in Ord-

nung brachte, von welchen die Franzosen jetzt als 1754  
 Oberherren ohne Widerstand anerkannt wurden; denn  
 die Maratten, die ihren Endzweck der Plünderung  
 erlangt hatten, zeigten keine Neigung mehr dem Jas-  
 ser-ally beizustehn, daher diesem nichts übrig blieb,  
 als sich dem Subah zu unterwerfen, und selbst in  
 Aurengabad um Gnade zu flehen.

Sobald der Waffenstillstand im Carnatic bekannt  
 gemacht war, verließ der Admiral Watson mit seiner  
 Escadre die Küste von Coromandel, um der stürmi-  
 schen Jahreszeit zu entgehn, und segelte nach Bombay.  
 Gegen Ende des Decembers langte der Commodore  
 Pocock in Madras noch mit einer Verstärkung von  
 zwey Kriegsschiffen an, eins von 70 und eins von 60  
 Kanonen. Um diese Zeit war man mit dem Friedens-  
 tractat so weit zu Stande gekommen, als die Volla-  
 machten beider Gouverneurs reichten. Diese waren  
 nur auf einen conditionellen Tractat eingeschränkt, der  
 erst durch die Ratification beider Compagnien in Eu-  
 ropa gültig gemacht werden sollte, da sich diese die  
 Macht vorbehielten ihn abzuändern, oder auch ganz  
 zu annulliren. Die Grundlage dieses Tractats war,  
 daß beide Compagnien auf immer allen mohrischen  
 Statthalterschaften und Würden in Indien entsagen,  
 und sich nie in die Streitigkeiten der Fürsten dieses  
 Reichs mischen sollten; ferner sollten alle Länder und  
 Dörfer, diejenigen ausgenommen, die man ausdrück-  
 lich als Besizthümer beider Compagnien bezeichnen  
 würde, der indostanischen Regierung wieder zurückge-  
 geben werden. Die Gouverneurs bestimmten nun  
 die Besizung in beständiger Rücksicht künftige

1754. vallerie nie zu passiren gewagt hatte. Ein Polngar, der von dem Rajah vertrieben worden, war ihr Führer durch Hohlwege und Pässe, die nur sehr wenige kannten. So fielen die Maratten wie aus den Wolken in die Provinz, als der Rajah ganz unbesorgt bey der Hauptstadt im Lager stand; seine Truppen wurden mit leichter Mühe geschlagen, und er selbst rettete sich nach Masulipatnam, um die Franzosen zu Hülfe zu rufen. Das arme Land wurde indessen von den Maratten mit Feuer und Schwert verheert; auch legten sie die holländische Faktorey in Bimlapatnam in die Asche, nachdem sie solche ausgeplündert hatten; sie fanden hier viele Kisten mit Geld. Die englische Faktorey in Vizagapatnam aber wurde verschont. Moracin ließ sogleich alle bey sich habenden Truppen, 150 Europäer und 2500 Sepoys, zu des Rajahs Armee stoßen, die nun dem Feind entgegen rückte; allein die Maratten vermieden ein Treffen, um ihre gemachte Beute erst in Sicherheit zu bringen; sobald diese aber unter einer starken Bedeckung abgeschickt war, so boten sie dem Vizamrauz eine Schlacht an. Das Gefecht war an beiden Seiten hitzig, wurde aber endlich durch die französische Artillerie entschieden; dennoch blieben die Maratten im Lande, bis sie für ihre Convoy nichts mehr zu befürchten hatten, da sie denn schleunig aufbrachen, durch die Provinz Elore marschirten, und sich längs den Gebirgen von Condavir zogen, bis sie außerhalb dem französischen Gebiete waren. Im Monat Julius kam Duffy nach Masulipatnam und Rajamundrum, wo er alle Regierungsangelegenheiten dieser neuen Provinzen in Ord-

nung brachte, von welchen die Franzosen jetzt als <sup>1754</sup> Oberherren ohne Widerstand anerkannt wurden; denn die Maratten, die ihren Endzweck der Plünderung erlangt hatten, zeigten keine Neigung mehr dem Kaiser-ally beizustehn, daher diesem nichts übrig blieb, als sich dem Subah zu unterwerfen, und selbst in Aurengabad um Gnade zu stehen.

Sobald der Waffenstillstand im Carnatic bekannt gemacht war, verließ der Admiral Watson mit seiner Escadre die Küste von Coromandel, um der stürmischen Jahreszeit zu entgehn, und segelte nach Bombay. Gegen Ende des Decembers langte der Commodore Pocock in Madras noch mit einer Verstärkung von zwey Kriegsschiffen an, eins von 70 und eins von 60 Kanonen. Um diese Zeit war man mit dem Friedenstractat so weit zu Stande gekommen, als die Vollmachten beider Gouverneurs reichten. Diese waren nur auf einen conditionellen Tractat eingeschränkt, der erst durch die Ratification beider Compagnien in Europa gültig gemacht werden sollte, da sich diese die Macht vorbehielten ihn abzuändern, oder auch ganz zu annulliren. Die Grundlage dieses Tractats war, daß beide Compagnien auf immer allen mohrischen Statthalterschaften und Würden in Indien entsagen, und sich nie in die Streitigkeiten der Fürsten dieses Reichs mischen sollten; ferner sollten alle Länder und Dörfer, diejenigen ausgenommen, die man ausdrücklich als Besizthümer beider Compagnien bezeichnen würde, der indostanischen Regierung wieder zurückgegeben werden. Die Gouverneurs bestimmten nun diese Besizungen, in beständiger Rücksicht künftige

1754. Kriege, sowohl unter einander als auch mit den Fürsten des Landes, zu vermeiden. Man bewilligte den Engländern in Tanjore Devi-Cotah, und den Franzosen Karical nebst einigen Districten zu besitzen; auf der Küste von Coromandel sollten die Engländer Madras und das Fort St. David, die Franzosen Pondichery, und überdem Beide Länderereyen von gleichem Werth haben. Würde man finden, daß die englischen Besizungen in Tanjore und im Carnatic zusammen genommen mehr als die französischen in diesen Ländern werth wären, so wölte man den Franzosen dafür ein Aequivalent einräumen zwischen dem Fluß Conbecama und Nizampatnam. Die Districte bey Masulipatnam sowohl als die Insel Devl sollten zwischen beiden Nationen in zwey gleiche Theile getheilt werden. In den Provinzen Rajamandrum und Chicacole sollte jede Nation vier bis fünf Factoreyen; oder auch nur bloße Handlungshäuser haben, jedoch ganz ohne Landeinkünfte; diese Factoreyen wölte man so anlegen, daß sie einander nicht nachtheilig seyn könnten. Auf diese Bedingungen sollte zwischen ihnen und ihren Alliirten ein Interimsvergleich geschlossen werden, bis man aus Europa die Bestätigung erhalten hätte. Beide Nationen versprachen während dieser Zeit sich keine neuen Besizungen zu verschaffen, noch Forts anzulegen, dabey aber war es erlaubt, die im Besiz habenden Forts auszubessern. Kein Theil sollte seine Besizungen eher räumen, oder sonst darüber schalten, bis der Definitiv-tractat aus Europa angelangt wäre, da denn auch alle Schadloshaltungen für die Kriegskosten näher bestimmt:



Es war schon beym Waffenstillstand ausgemacht <sup>1754.</sup> worden, daß, wenn eine der beiden streitenden europäischen Nationen eine Feindseligkeit ausüben oder eine der andern in ihre Rechte greifen sollte, so wollte man Commissarien ernennen, um den Streit beizulegen. Geschähe diese Feindseligkeit aber von ihren indischen Allirten, so sollten beide Nationen sich vereinigen, und sie mit Gewalt im Zaum halten. Es wurde auch eine Auswechslung der Gefangenen beschlossen, so weit die ungleiche Zahl es verstattete. Die Franzosen hatten deren 250, dagegen die Engländer 900 zählten.

Dieser Vergleich war jedoch im Grunde nichts weiter, als ein achtzehnmonatlicher Waffenstillstand, da die Compagnien in Europa nicht an den Tractat ihrer Bevollmächtigten gebunden waren. Die Franzosen befanden sich mittlerweile im ruhigen Genuß der Einkünfte aller Länder, die sie während dem Kriege erworben hatten. Nach ihren eignen Berechnungen waren diese Einkünfte folgende: Von Karical in Tanjore 96000 Rupien; von den achtzig Dörfern bey Pondichery 105,000; von Masulipatnam und dessen Dependenz, von der Insel Divi, Nizampatnam, Devrecottah und Condavir, alles an einander gränzende Länder 1,141,000 Rupien; von den vier Provinzen Clora, Mustaphanagur, Rajamundrum und Chicacole 3,100,000; von den Ländereyen im Carnatic südwärts vom Fluß Paliar gelegen, 1,700,000; von der Insel Seringham und ihren Dependenz, die Mahamed-Alli den Mysoren beym Anfange des Krieges überlassen, diese aber sie den Franzosen abge-

1754 treten hatten, 400,000; in allem 6,842,000 Rupien, nach englischem Gelde 855,000 Pf. Sterling.

Alles, was die Engländer während dem Kriege zu ihren vorigen Einkünften erworben hatten, betrug nicht mehr als 800,000 Rupien, die sie jährlich aus den vom Nabob ihnen angewiesenen Ländereyen zur Vergütung ihrer Kriegskosten zogen. Es war daher augenscheinlich, daß sie nicht durch Ehrgeiz zu diesem Kriege angereizt waren, im Gegentheil hielten sie die Fortsetzung desselben der Compagnie höchst nachtheilig. Sonst wäre das Betragen der Regierung in Madras nicht zu entschuldigen gewesen, die einen Waffenstillstand auf so ungleiche Bedingungen einging, wodurch die Franzosen in den Stand gesetzt wurden, den Krieg mit doppelter Macht wieder zu erneuern, wenn der Tractat in Europa nicht angenommen würde; ja diese Bedingungen und deren Folgen waren vielmehr ein Argument für die französische Compagnie, den Vergleich zu verwerfen. Die Engländer hatten jedoch einen Vortheil in ihrer Gewalt, nämlich den Ueberschuß der französischen Kriegsgefangenen, deren Anzahl nun nach der Auswechslung noch 650 war: hiezu kam ein andrer von der größten Wichtigkeit; dieser war die Entfernung des Dupleix von seiner Statthalterschaft in Pondichery.

Dieser große Mann reiste den 14ten October nach Europa ab, nachdem er zuvor Godeheu alle Rechnungen übergeben hatte, woraus erhellte, daß er für die Compagnie beynähe drey Millionen Rupien an baarem Gelde angeschafft hatte. Ein anderer Theil dieser außerordentlichen Summe

die übrigen Gelder aber <sup>1754</sup>  
 Einwohnern in Pondi-  
 n gegen Zinsen geborgt.  
 zung dieser Rechnungen  
 in Frankreich, welche  
 e Kosten aufgewandt,  
 it zu haben, und ihm  
 tig abschlugen; ob sie  
 esen klugen Aufwand  
 zu ziehen. Der ge-  
 en Prozeß mit der  
 östische Ministerium  
 lle weitem Prozedu-  
 en des Klägers zu  
 Maafregel zu neh-  
 esfriedigen. Das  
 saines Nachtheils  
 chugbriefen wider  
 benes Vermögen  
 , was er besaß,  
 von Pondichery  
 doch ganz andre  
 vielleicht nie et-  
 asflich bemühte  
 und ihre Macht  
 nem Wunsch  
 r. odean Khan  
 können, oder  
 f eine seinen  
 erstüht wog-  
 unda = habeb

1754. die Nabobswürde vom Carnatic förmlich verschafft, und dem Subah von Decan, ja dem kaiserlichen Throne in Delhi selbst, Befehl wurde gegeben haben. Höchst wahrscheinlich dürfte er sodann die Souveränität über viele Provinzen des Reichs erhalten haben. Mit dieser Macht versehen, wärs es ihm leicht gewesen, alle Besetzungen und Handelsgeschäfte der andern europäischen Nationen nach Gefallen einzuschränken. Man kann kühn behaupten, daß sein Ehrgeiz noch weiter ging, und daß seine Absicht war, alle Europäer nicht allein aus Indostan, sondern aus ganz Ostindien zu vertreiben; er pflegte oft zu sagen, daß er nicht ruhen wollte, bis er die englischen Besetzungen von Madras und Calcutta wieder in ihren ursprünglichen Zustand versetzt und zu Fischerplätzen gemacht hätte.

Wenn man bedenkt, daß er diesen Eroberungsplan zu einer Zeit entwarf, da alle andre Europäer die höchsten Begriffe von der mogulischen Regierung hatten, und daher lieber geduldig die Insolenz niedriger Beamten litten, als es wagen wollten, durch Widersehung eine Macht wider sich aufzubringen, die sie nach ihrer Einbildung fähig glaubten, sie in einem Augenblicke zu vernichten; so kann man nicht umhin, den großen Geist zu bewundern, der zuerst diese Täuschung entdeckte und verachtete. Bey seinen außerordentlichen Fähigkeiten fehlte es ihm jedoch an militärischen Talenten, um desto nachdrücklicher Entwürfe auszuführen, die so sehr von Kriegsoperationen obhingen. Indessen war er nicht ohne taktische Kenntnisse, mußte aber das Commando der Truppen Soldaten von Pro-

fession überlassen, unter denen sich so wenige als Be- 1754  
 fehlshaber auszeichneten; dagegen die Engländer,  
 wie aus den erzählten Begebenheiten erhellet, viele  
 vortrefliche Offiziers hatten. Es war Dupleir's  
 Gewohnheit, nach einer Niederlage dem Befehls-  
 haber das Commando zu nehmen, daher denn seit dem  
 Jahre 1752 nicht weniger als sechs an die Spitze der  
 Truppen traten, obgleich alle mit schlechtem Erfolg.  
 Der einzige Mann von großen Fähigkeiten, der unter  
 ihm diente, war Bussy, und sein Betragen gegen ihn  
 zeigte genugsam, daß er den ganzen Werth seiner  
 Verdienste kannte, und die größten Vortheile daraus  
 zu ziehen wußte. Er betrachtete den Ruhm dieses  
 Mannes, seine Siege, seine Reichthümer ohne Neid,  
 und folgte unbedingt seinem Rath in allen solchen An-  
 gelegenheiten, die Bussy seiner Lage nach besser als er  
 beurtheilen konnte. Man kann daher voraussetzen,  
 daß er sich mit la Bourdonnais sehr wohl würde ver-  
 tragen haben, wenn dieser Befehlshaber von ihm ab-  
 hängend gewesen wäre; allein sein Stolz war gekränkt,  
 einen andern neben sich zu sehn, der alle seine großen  
 Entwürfe durch entgegengesetzte Maaßregeln zu verei-  
 teln suchte, und zwar nachdem er einen so guten Grund  
 dazu gelegt hatte. Hier zeigte sich also der Neid, und  
 machte ihn gegen Verdienste ungerecht. Man rühmt  
 ihm sonst nach, daß er in seinem Privatleben freund-  
 schaftlich und großmüthig gegen alles war, was nur  
 Talente zeigte, ohne jedoch zu streng gegen die zu seyn,  
 deren Unfähigkeit oder übles Betragen seine Pläne  
 zerstört hatte. Der Mord des Nazir-jing ist das  
 einzige Verbrechen, das seine Feinde ihm zur Last le-

1754 gen können; allein man hat davon keine Beweise, weder daß er die pisanischen Nabobs dazu aufmunterte, noch überhaupt den Tod dieses Fürsten in seinen Plan aufnahm. Kaum hatte er Pondichern verlassen, als die Abneigung gegen ihn, die bey vielen durch sein herrschfüchtiges Betrogen erzeugt worden war, aufhörte, und alle seine Landsteuere waren einstimmig der Meynung, daß seine Entfernung von seinem Posten das größte Unglück sey, das nur den Franzosen in Indien hätte begegnen können.

1755. Der Interims-Tractat wurde den 1ten Januar bekannt gemacht, an dem nämlichen Tage, als der Waffenstillstand zu Ende ging, und gleich darauf legte Saunders seine Gouverneursstelle in Madrag nieder, und kehrte nach England zurück. Gegen das Ende des Januars kam der Admiral Watson mit seiner Escadre wieder von Bombay nach dem Fort St. David. Auch Godeheu verließ Pondichery im Februar, da die vornehmste Absicht seiner Reise erreicht war, und ging nach Frankreich, nachdem er zuvor die Macht künftiger Gouverneurs sehr eingeschränkt hatte. Beide Regierungen in Indien ruhten nun den Frieden, und wandten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die bestmögliche Verwaltung ihrer Länderen und Einkünfte, und auf die Erhaltung der Freundschaft ihrer alten Bundesgenossen.

Den Mysoren wollte es gar nicht in den Kopf, daß sie nicht länger die Freyheit haben sollten, die Engländer und den Nabob als Feinde zu behandeln; und als die Franzosen dem Regenten rietzen, sich wieder nach seinem Lande zu begeben, so antwortete er: daß

er nicht gehalten sey, Tractaten zu folgen, die er nicht <sup>1755.</sup> selbst gemacht habe; daher würde er nicht ehe Seringam verlassen, bis er Tritchinapoly erobert hätte, welches er auch ohne ihren Beystand zu bewirken hoffte. Da er indessen sah, daß die Franzosen sich verbunden glaubten, den Engländern alle Entwürfe zu melden, die er zur Erreichung seines Zwecks machte, so bot er ihrem Befehlshaber 300,000 Rupien an, wenn er mit seinen Truppen nach Pondichern zurückmarschiren und ihn ungestört lassen wollte. Die Engländer fürchteten jedoch diese Entwürfe gar nicht, und schickten auf des Nabobs Bitte ein Corps von 500 Europäern und 2000 Sepoys nach Madura und Tinvelly, um diese Provinzen zum Gehorsam zu bringen. Zu dieser Truppen stieß Maphuze Khan mit 1000 Reitern, nachdem ihn der Nabob zum Vice-Statthalter dieser Länder ernannt hatte.

Das Corps wurde von dem Obersten Heron commandirt, der kürzlich aus England angekommen war. Er machte in Manapar Halt, wohin die Agenten der benachbarten Polngars \*) beschieden waren, ihre Rechnungen mit dem Nabob zu berichtigen. Die vier vornehmsten Polngars gehorchten, und versprachen dem väterständigen Tribut zu bezahlen. Der Nabob aber, der die Treulosigkeit dieser Fürsten kannte, und die Truppen bis hieher begleitet hatte, bat Heron, so lange in Manapar zu verweilen, bis das Geld wirklich erlegt wäre, weshalb er Offiziers zum Einsammeln ausschickte. Sie gaben Nachricht, daß der Polngar ka-

\*) Ein Titel, womit die Beherrscher bergiger oder waldiger Districte in Indostan bezeichnet werden.

1755. **W**henahg nur einen Theil entrichtet habe; das übrige aber durchaus verweigere. Man beschloß darauf sein Land anzugreifen, das größtentheils in Wäldern besteht, die unweit der Landstraße von Dindigul liegen.

Die Unterthanen sowohl dieses als auch aller andern Polygars im südlichen Theile von Indien sind Collieres; ein in vieler Rücksicht von den übrigen Indiern sehr verschiedenes Volk, das den Europäern noch wenig bekannt ist. Sie verbergen sich bey Tage in ihren Schlupfwinkeln und festen Plätzen, und zur Nachtzeit thun sie Ausfälle, um die Einwohner der benachbarten Dörfer zu plündern. Ihr vorzüglichstes Augenmerk ist das Vieh; wenn sie es nicht lebendig wegbringen können, so stechen sie es mit ihren langen Speeren todt. Durch eine beständige Übung in diesen Diebereyen erlangen sie darin eine solche Geschicklichkeit und Verwegenheit, daß sie mitten aus dem feindlichen Lager Pferde holen und glücklich fortbringen. Sie halten es für keine Schande, Diebe zu heißen, im Gegentheil rühmen sie sich ihrer Diebstreiche, und erzählen den Fremden verwegene Unternehmungen dieser Art, wodurch sich ihre Landsleute ausgezeichnet haben, mit soviel Vergnügen, als andre Wölker von den Heldenthaten ihrer Vorfahren reden. Sobald Beute der Gegenstand ist, betrachten sie Gefahren und Tod mit Gleichgültigkeit, wovon die Engländer ein auffallendes Beyspiel sahen, als sie die Franzosen und Chunda-sahab in Seringsham eingeschlossen hielten.

Unter den damals zum englischen Lager gehörigen Collieres befanden sich zwey Brüder, die überführt



wurden, zu wiederholtenmalen alle Pferde, sowohl des <sup>1755.</sup> Major Lawrence als des Capitain Elive, gestohlen zu haben. Man nahm sie in Verhaft. Sie läugneten die That nicht; da man ihnen aber sagte, daß man sie aufhängen würde, so versprach der eine, wenn man ihnen das Leben schenken wollte, die Pferde in zwey Tagen wiederzuschaffen, während der Zeit sein Bruder im Gefängniß bleiben sollte. Das Anerbieten wurde angenommen, und einer von ihnen losgelassen. Die Frist verstrich, ohne daß man von dem Freigelassenen etwas gehört hatte. Der Major Lawrence befahl daher den andern Coltery vor ihn zu bringen, erinnerte ihn an die nicht erfüllte Zusage seines Bruders, und sagte, er möchte sich nur zum Tode bereiten, im Fall die Pferde nicht den folgenden Tag da wären. Hierauf erwiederte der Gefangene mit großer Standhaftigkeit: er wundre sich, daß die Engländer so leichtgläubig wären, sich einzubilden, daß er oder sein Bruder je die Meynung gehabt hätten, eine so ansehnliche Beute wieder herauszugeben, die ihre ganze Familie lebenslang versorgen würde, und seine Verwandten sich ja im ruhigen Besiß dieses Glücks befänden, das sie für einen so geringen Preis, als sein Leben sey, behalten könnten; ein Leben, das er so oft für Eine Mahlzeit gewagt habe. Er fügte hinzu, daß die Engländer die List nicht tadeln könnten, wodurch wenigstens einer von ihnen gerettet wäre, da sie alle beide lieber willig den Tod würden gelitten, als die Pferde herausgegeben haben. Dieser Indier machte seine sonderbare Vertheidigung mit dem Anscheine von so viel Unwissenheit und Rücksicht auf das ihm gedrohte Schicksal, daß er keinen Anwe-

1755] sowohl Gelächter als Mitleiden erregt. Der Capitain Elive, so groß auch sein Verlust war, bat selbst für ihn, und Lawrence ließ sich nicht lange bitten, ihn zu begnadigen; man entließ ihn ohne alle Strafe.

Der Pater Martin, ein Jesuit, der sich zehn Jahre lang in dem benachbarten Lande Moramar aufhielt, beschreibt die Collieres als das wildeste Volk auf dem ganzen Erdboden, wobei er anführt, daß, wenn zwey Menschen von dieser Nation, männlichen oder weiblichen Geschlechts, mit einander zanken, so ist jeder Theil nach der Landessitte verbunden, alle Qualen und Martern zu dulden, welche der andre ihm oder jemanden von seiner Familie auflegt, welcher sodann ein Gleiches thun muß; ja daß die Rachsucht unter ihnen so weit ginge, daß man einen Mann gesehn hat, der, durch eine kleine Beleidigung aufgebracht, sein Weib und alle seine Kinder ermordete, blos um das rasende Vergnügen zu haben, ähnliche Mordthaten in seiner Familie zu begehen. Die Engländer aber haben, zur Ehre der Menschheit, auch nicht die geringste Spur von dieser satanischen Sitte entdecken können, daher die Behauptung des Jesuiten wohl wenig Glauben verdient.

Das ganze Land des Polngar Lachenaig ist entweder von der Natur oder durch die Kunst befestigt, denn ringsumher liegen Hügel in geringer Entfernung von einander, die sehr uneben, steinig und mit Buschwerk bedeckt sind, so daß niemand als die Collieres sie besteigen können. Diese Hügel hängen durch Werke zusammen, die dem rauhen aber listigen Charakter des Volks gemäß sind; denn sie bestehen in einer dicken

Mauer von großen Steinen, die ohne Ritt auf einander gelegt, und in gehöriger Entfernung von runden aus Erde gemachten Thürmen flankirt sind. Vor der Mauer befindet sich ein tiefer breiter Graben, und vor diesem wieder eine breite Hecke von Bambusröhren, die so dicht zusammen gedrängt stehen, daß man nicht anders durchdringen kann, als vermittelst der Art oder dem Feuer.

Die Truppen griffen diese Barriere an, und man schoß mit Kanonen auf die Thürme, welche bald von ihren Verteidigern verlassen wurden, dagegen legten sich diese aber mit Feuergewehr, Bogen und Pfeilen in die Hecken, und thaten durch ihr richtiges Zielen viel Schaden, während daß andre auf den Hügeln herum liefen, durch Hülfe ihrer langen Speere von einem Steine zum andern wie die Affen hüpften, und ein erschreckliches Geschrey machten, um den Angreifenden Furcht einzujagen. Endlich brach die Armee durch die Hecke, und Jssooß rückte mit 500 Sepoys und einer Anzahl Europäer auf die vornehmste Stadt los, die vier Meilen von den ersten Verschanzungen lag; man fand unerwartet eine zwote Circumvallationslinie, die noch stärker als die erste besetzt war. Hier hatten die Feinde ihre ganze Macht versammelt, und thaten so hartnäckigen Widerstand, daß Jssooß genöthigt war, nachdem er hundert Sepoys und zwölf Europäer verloren hatte, nach Verstärkung zu senden; allein ehe diese noch anlangte, zogen sich die Feinde zurück. Auch die Stadt ließ man ganz verlassen, sogar das Vieh, welches man sie mit sich geschleppt, an Dörtern, wo ihnen kein Futter zu bekommen war. Da Jssooß Lachenaig sah, so

E

1755. daß man keinen Vorfaß zeigte, das Land zu verlassen, so bezahlte er den übrigen Tribut.

Der Nabob ging nun nach Tritchinapoly zurück, und die Armee marschirte nach Madura. In diesem Lande hatte sich ein Mann während den Unruhen zum Statthalter aufgeworfen; da er aber seine Würde als sehr ungewiß betrachtete, so vernachlässigte er die Festungswerke der Hauptstadt, und dachte auf nichts, als Reichthümer zu sammeln. Unvorbereitet also auf einen Angriff, floh er nach Coilgoody, einer sehr bestfestigten Pagode, und überließ Madura den Feinden. Hier langte eine Gesandtschaft vom Polygar Moranar an, dessen Land an Madura und Tinivelly gränzt. Der Polygar entschuldigte sein Betragen in Ansehung des dem Chunda-sahab und den Mysoren geleisteten Beystandes, bat um Verzeihung und um die Gunst ein Bundesgenosse der Engländer zu werden, unter deren Schutze er dem Nabob getreu zu bleiben versprach. Er begleitete dieses Ansuchen mit dem sehr annehmlichen Geschenk von zwey an der Seelüste Ceylon gegenüber gelegenen Plätzen, die, wie er richtig bemerkte, die Communication der Engländer mit Tinivelly sehr befördern würden; da sie jetzt, um zu dieser Stadt zu gelangen, einen höchst beschwerlichen Marsch von einigen hundert Meilen machen mußten. Dem Obersten Heron schien dieser Antrag so vorthellhaft, daß er sogleich, ohne erst die Regierung in Madras zu befragen, mit dem Polygar ein Bündniß schloß, und ihm zum Zeichen der englischen Freundschaft drey englische Flaggen schickte, um sie in seinem Lande aufstellen.

Nachdem in Madura die nöthigen Maaßregeln zur Behauptung der Autorität des Nabobs genommen waren, beschloß Heron den flüchtigen Statthalter in Coitgooby anzugreifen. Iffsof erhielt Befehl, mit den Sepoys die Pagode enge einzuschließen, bis die europäischen Truppen ankommen würden. Der Statthalter bekam aber hievon zeitig Nachricht, und floh davon, nachdem er jedoch den größten Theil seiner Soldaten zurückgelassen hatte. Der Weg nach der Pagode war sehr rauh, daher die Engländer den Unfall hatten, alle ihre Labetten an den Kanonen zu zerbrechen, so daß sie ganz ohne Geschuß vor der Pagode erschienen, und auch überdem keine Sturmleitern hatten. Heron hielt es für eine Schande sich zurückzuzieh'n, und beschloß sich durch Anzündung der Thore mit Strohbindeln den Weg hinein zu bahnen. Die erfahrensten seiner Soldaten hielten dieses für unausführbar; Heron aber, um sie zum Schweigen zu bringen, gab ihnen selbst das Beyspiel, und brachte das erste Bündel herbey. Ein außerordentlicher Muth, wenn er gleich sehr übel angewandt wird, thut gewöhnlich auf die Zuschauer eine interessante Wirkung, so daß sie oft an Gefahren ganz gegen ihre eigene Ueberzeugung Theil nehmen. Iffsof, der selbst den Versuch als lächerlich betrachtete, that kaum seinen Befehlshaber Hand anlegen, als er ein gleiches that. Der Erfolg war jedoch wider die allgemeine Erwartung glücklich, das Thor brannte nieder, die Soldaten stürzten hinein, ließen einen Theil der Besatzung in Stücken, und würgten alles aus. Sogar die Tempel in der Gegend wurden diesmal nicht verschont; denn man

1755. riß die große Anzahl metallner Götzenbilder, welche die Indier, besonders aber die Collieres verferteten, von ihren Postumenten herunter, in der Hoffnung, wenigstens das Metall davon verkaufen zu können. Nach dieser That, welche den Abscheu des ganzen Landes erregte, gingen die Truppen nach Madura zurück, und hernach zogen sie nach Timivelly. Hier wurde der Nabob ohne Widerstand anerkannt, nur einige benachbarte Polygars wollten nicht den rückständigen Tribut bezahlen. Der vornehmste derselben war Catabornanaig; man glaubte, wenn dieser zum Gehorsam gebracht wäre, würden die Kleinern sich auch unterwerfen, daher man 200 Europäer und 500 Sepoys wider ihn ausschickte.

Ein anderes Detaschement marschirte das Fort Nelli-cotah anzugreifen. Der Polygar dieses Landes wurde durch die Erscheinung der Truppen ganz überrascht, daher er, um Zeit zu gewinnen, einen Abgeordneten herschickte, der in seinem Namen versprach, das verlangte Geld in einigen Tagen zu bezahlen. Man traute aber diesem Versprechen nicht, und beschloß den Abgeschickten mittlerweile als Geißel zurückzubehalten. Der Marsch war so forciert und beschwerlich gewesen, daß selbst die Vorposten sich nicht des Schlags enthalten konnten. Diese Schlaffrigkeit nutzte der Abgeordnete zu entkommen, und langte glücklich im Fort an, wo der Polygar indessen die nöthigen Vertheidigungsanstalten getroffen hatte. Dieser Betrug brachte die Truppen so auf, daß sie den folgenden Tag den Ort während bestürmten, und die Mauern erstiegen. Die Besatzung zog sich in die Gebäude zurück,

und rief um Gnade, wovon man aber nichts hören wollte. Alles was den Siegern unter die Hände kam, wurde niedergehauen, selbst Weiber und Kinder nicht ausgenommen; nur sechs Personen von vierhundert kamen mit dem Leben davon. Es ist schändlich, daß sich dieser Grausamkeit diejenigen Truppen schuldig machten, die unter Lawrence in den Ebenen von Tritchinapoly so gerechte Ehre eingeärntet hatten.

Der Polhygar Morawar war mit dem englischen Bündniß so sehr zufrieden, daß er zum fernern Beweis seiner guten Gefinnungen 5000 Mann unter Commando seines Bruders abschickte, um den Engländern zu helfen die widerspenstigen Polhygars in Linnivelly zu Paaren zu treiben. Der König von Tanjore und Londiman aber, als geschworne Feinde des Morawar, betrachteten die ihm widerfahrenen Gunstbezeugungen mit der größten Eiferfucht, und gaben ihren Zorn darüber in den stärksten Ausdrücken der Regierung in Madras zu erkennen; woben sie hinzusfügten, daß sie sich auf die Freundschaft der Engländer nicht verlassen könnten, wenn solche mit ihren Todfeinden Bündnisse schlossen. Die Regierung, welche höchst ungern diese Allirten von sich abwendig machen wollte, deren Beystand sie vielleicht wieder brauchen könnte, befah dem Obersten Heron, alle fernern Verbindungen mit Morawar abzubrechen; er erhielt jedoch diesen Befehl nicht eher, als bis Morawars Truppen sich nahe bey Linnivelly befanden. Heron sah sich nun gezwungen ihnen zu befehlen, sogleich nach ~~der~~ zu marschiren, wenn sie nicht als ~~ihre~~ behandeln wollten. Diese Wundsgenossen,

1755 die bey ihrer guten Absicht eine ganz andere Aufnahme erwarteten hatten, konnten sich diese harte Begegnung nicht erklären, und wollten daher eine Unterhandlung anfangen; allein die Befehle der Regierung waren zu bestimmt, und ließen Heron keine Wahl übrig, als sie mit Gewalt zum Rückzuge zu zwingen. Er rückte auf sie los, worauf sie mit solcher Uebereilung zurückmarschirten, daß sie einen großen Theil ihrer Bagage hinter sich ließen, die von den Scyths geplündert wurde.

Die Einkünfte, die man auf diesem Zuge eingesammelt hatte, kamen nicht einmal den dabey aufgewandten Kosten gleich. Ein Theil der Contribution wurde vom Maphuze Khan untergeschlagen, und ein anderer Theil bestand in Geschenken, die Heron nicht zu viel Stierigkeit sich zueignete; dabey stellte sein Do-messcher, in Verbindung mit Maphuze Khan, den Zustand der Provinz viel nachtheiliger vor, als er wirklich war, da denn letzterer sich erbot, die Pacht der Länder Madura und Timbely für 1,500,000 Rupien jährlich zu übernehmen. Dieser Antrag wurde, dem Gebrauch gemäß, durch ein ansehnliches Geschenk unersüßt, das Heron annahm, und ihm die Verleihung über diese Länder ertheilte.

Während dieser Ereignisse in Süden waren die Mysoren immer noch in Goringham, wo der Regent unaufhörlich auf Mittel dachte, Tritchinapoly in Besitz zu bekommen. Seine vornehmste Hoffnung zur Erlangung dieses Zwecks hatte er auf einen Brahmanen gesetzt, der ihn überredete, daß er viele Anhänger in der Stadt, und selbst viele von der Besatzung gewonnen habe. Dieser Priester trieb sein Spiel so



weil, daß er sogar die Zeit bestimmte, wenn, wie er <sup>1753.</sup> vorgab, die Partey des Regenten in der Stadt einen Angriff von außen wünschte. Der Regent, ganz von der nahen Hoffnung eingenommen, entdeckte das Geheimniß, das ihm schwer auf dem Herzen lag, dem Befehlshaber der französischen Truppen Saussay, der sogleich der englischen Besatzung davon Nachricht gab. Der Commandant Kilpatrick dankte ihm dafür; um aber seine Verachtung gegen den militärischen Charakter der Mysoren zu zeigen, ersuchte er Saussay, dem Regenten zu sagen, daß, wenn er einen Versuch wagen wollte, so sollte er die Stadthore ganz offen finden. Wenig Tage hernach kam die Nachricht vom Mysore, daß ein großes Heer Maratten, unter Anführung des Balagerow, sich den Gränzen des Königreichs näherte, und daß Salabadjing an der Spitze eines andern Heers, von den französischen Truppen begleitet, auch unterwegs sey, um den mogulischen Tribut einzufordern, der seit dem Tode des Nizam almuhluck nicht bezahlt worden war. Auf diese schreckliche Nachricht beschloß der Regent sogleich nach seinem Lande zurückzugehn. Er brach auch den 14ten April auf, ging über den Coveri, und ließ die Franzosen im Besitz der Insel Seringham und der andern Ländereyen, die der Nabob ihm gegeben, und von welchen er auch die Einkünfte zeither gezogen hatte.

Das Betragen des mysoreischen Regenten in dem ganzen Laufe dieses Kriegs war so einfältig als sonderbar. Der Nabob erlangte seinen Land gegen ein Versprechen, das er nie zu halten gedachte; und in der That, hätte der Nabob...

1755. Menschlichverstand gehabt, so würde er voraus gesehen haben, daß der Besitz von Tritchinapoly, der Gegenstand aller seiner Bemühungen, das größte Unglück wäre, das ihn nur befallen könnte, weil er gewiß dadurch die ganze mogulsche Macht wider sich aufgebracht haben würde; ohne Zweifel wäre das Ende davon die Eroberung des Königreichs Mysore gewesen, das man sodann zu einer Provinz des Reichs gemacht hätte. Des Nabobs Weigerung, ihm die Stadt zu überliefern, diente blos, seine Begierde darnach zu vergrößern. Eben diese Begierde verursachte, daß er sich blindlings von Dupleir, so wie vom Nabob, hintergehen ließ. Er entdeckte zuletzt selbst, daß die Franzosen nie die Absicht gehabt hatten, ihm Tritchinapoly zu lassen, wenn es ihnen geglückt wäre, diese Stadt einzunehmen; auch von Morari-row, seinem Bundsgenossen, wurde er gleichmäßig hintergangen, der, nachdem er ihn gegen den Nabob aufgehetzt hatte, ihn verließ, sobald es anfang an Gelde zu fehlen. Nachdem er endlich drey Jahre lang mit 20,000 Mann von seinem Königreich abwesend gewesen war, wurde er gezwungen zurück zu kehren, ohne die geringste Entschädigung für seine Kriegskosten erhalten zu haben, und auch ohne Aussicht je verglichen zu bekommen.

Die Nachricht von Salabad-jings Annäherung erzeugte bey der Regierung von Madras die Beforgnis, daß er versucht werden könnte, ungeachtet des Interims-tractats, den Carnatic als Feind zu betreten; der Oberst Heron erhielt deshalb Befehl, mit seinen Truppen so fort nach Tritchinapoly zu marschiren; Maphuze Khan aber vermochte ihn dahin, erst

einen zweiten Befehl abzuwarten. Er rief nunmehr <sup>1755.</sup> die gegen den Polgar Catabomanaig ausgesandten Truppen zurück, die diesen Waldfürsten genöthigt hatten, einen Theil des Tributs baar zu erlegen, und für den Rest Geißel zu geben; auch andre Polgars hätten etwas abgetragen, dennoch belief sich alles nicht über 70,000 Rupien. Man drang nun wegen des Abmarsches in Catabomanaig seine Geißel auszulösen; da er aber wußte, daß sich die Truppen in seinem Lande nicht länger verweilen konnten, so machte er Entschuldigungen und sahe ruhig zu, daß man die Geißel mit fort führte. Heron verließ den 2ten May Tinivelly, anstatt aber gerade auf Tritchinapoly zu marschiren, ließ er sich von Maphuze Khan überreden, zuvor noch einen Polgar zu bekriegen, der durchaus die Autorität des Nabobs nicht hatte anerkennen wollen; er rückte daher vor dessen Residenz. Dieses war Mellitangaville, ein sehr festes, aus großen Steinen erbautes Fort. Heron hatte die Unvorsichtigkeit, sich seinem Dolmetscher gänzlich zu vertrauen, der ihn immer betrog, und auch diesmal dem Polgar Nachricht gab, daß die Truppen keine schweren Kanonen bey sich hätten, und daher nicht lange hier verweilen würden. Dieses machte den Polgar so sicher, daß er auf die Aufforderung eine beleidigende Antwort gab. Man fing nun an mit den Feldstücken auf die Mauern zu feuern; da die Kugeln aber keine Wirkung thaten, so ließ ihm Heron den Antrag thun, er wolle sich mit der Armee entfernen, wenn der Polgar 20,000 Rupien bezahlet wolle. Dieser aber verließ sich auf die Nachricht des Dolmetschers, und darüber:

1755. dem die Nachgiebigkeit bey den Bedingungen ih<sup>ren</sup> Muth einflößte, so antwortete er voller Verachtung, daß er den Werth des Geldes zu wohl kenne, und nicht eine einzige Rupie bezahlen würde. Die Truppen litten großen Mangel an lebensmitteln aller Art, und die Sepoys standen auf dem Punkt, wegen rückständigen Sold zu revoltiren; Maphuze Khan hatte beides versprochen, allein nichts angeschafft. Man war daher gezwungen, den Troß des Pohgars ungestraft zu lassen, und nach Madura zu marschiren, wo die Truppen den 2. sten May anlangten.

Heron blieb hier nicht länger als nöthig war, sich mit Proviant zu versehen, ließ tausend Sepoys in der Stadt zur Besatzung zurück, und rückte weiter vor. Die Truppen näherten sich einem der gefährlichsten Pässe in Indien; dieses war ein Hohlweg in einem von Collieren bewohnten Lande, die wegen dem Verlust ihrer Götter in Coilgooby nach Kachs düsteten; sie gaben von ihren Gesinnungen schon eine Probe, daß sie einen Trupp Sepoys, die Vieh zusammen treiben wollten, niedermachten. Ein Colley entdeckte sie schlafend, er holte daher eine Anzahl von seiner Gasse herben, die sämtlichen Schläfern das Herz durchbohrten. Der Hohlweg wird der Paß von Nattam genannt, und führet durch einen sechs englische Meilen langen Wald, der in allen andern Gegenden unüberwindlich ist; nur allein die Collieren und die wilden Thiere wissen sich hier Wege zu bahnen. Die Straße ist nicht breiter, als zur Passage eines Wagens erforderlich ist, und die Bäume sind so dick in einander ver-

wachsen, daß man nur wenig Schritte in den Wald 1755.  
hineinsehn kann.

Hier langte die Armee den 29sten May mit Tagesanbruch an. Es kam die Nachricht, daß die Colliers viele Bäume gefällt hätten, um den Marsch noch mehr zu erschweren. Man schickte Detaschements von Europäern und Sepoys aus, um diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und den Wald wo möglich von Feinden zu reinigen. Der Capitain Lin, der diese Truppen commandirte, fand weder ein Verhack noch sonst die geringste Spur vom Feinde, und setzte daher seinen Marsch fort, bis zur Stadt Mattam, am Ende des Waldes, wo er Halt machte. Nunmehr rückten die übrigen Truppen auch in diesen engen Paß ein. Die Ordnung war folgende: Den Vortrab machten einige Compagnien Sepoys, ihnen folgten zwölf Europäer, und sodann die erste Abtheilung der Artillerie mit den Munitionswagen. Hierauf kam das europäische Bataillon, die zweite Abtheilung der Artillerie und Munitionswagen, denen wieder zwölf Europäer und einige hundert Sepoys folgten, und endlich die Bagage der ganzen Armee, die theils Büffelochsen, theils Coolies trugen, nebst mehreren Elephanten und Kameelen, die Maphuze Khan gehörten. Den ganzen Zug schlossen 20 Europäer, 40 Kaffern und 200 Sepoys mit einer Kanone. Heron war an der Spitze zu Pferde. Der von Lin eingesandte Bericht entfernte jeden Gedanken von Gefahr, und schien alle Behutsamkeit überflüssig zu machen.

Alle Truppen besaßen nun im Hohlwege;  
man wunderte sich, daß man Feinde nicht sehen

1755. von dem man so viel gehört hatte. Durch die Sorglosigkeit eines Stücknechts fiel ein großer Munitionswagen von der zweiten Division in ein Loch und stak darin so fest, daß ihn die Ochsen nicht herausziehen konnten. Man glaubte jedoch es bald zu erzwingen, und ließ die vorausgehenden Truppen ruhig fort marschiren; auch die meisten Sepoys von der Arrieregarde passirten einzeln bey der Wagenlinie vorbei, und ließen Munition, Kanonen und die ganze Bagage hinter sich, da alles, sowohl Fuhrwerk als Lastthiere, wegen dem gesperrten Wege Halt machen mußten. Auf diese Weise waren die Truppen von einander getrennt. Dieses blieb den Colliers nicht verborgen, die unbenutzt alle Bewegungen der Armee beobachtet hatten. Sie warteten ruhig ab, bis diese zwey Meilen weit von der Wagenlinie entfernt war, da sich denn auf einmal eine große Anzahl von ihnen am Ende des Zuges sehen ließ, die aber durch einige Schüsse bald wieder zurück geschucht wurden. Eine Zeitlang war alles stille, und man glaubte sie ganz los zu seyn, als sie von neuem in weit größerer Anzahl erschienen, und die Artillerie-Division am obern Ende der Linke anstießen. Hier befanden sich nur hundert Soldaten, von denen fünf und zwanzig Europäer waren. Der Angriff geschah mit Bogen und Pfeilen, Wurffspießen und Pöcken, wobey sie erschrecklich schrien, und wie die Wölfe heulten. Das Feuer trieb sie jedoch in den dicken Wald zurück, woselbst sie nunmehr andre Dispositionen machten. Sie stürzten einzeln von allen Seiten heraus mitten unter die Wagen, stachen mit ihren langen Speeren die Zugochsen nieder, und verwundeten mit diesen Waffen auch viele Sepoys.

Endlich verwandelte sich das vernürrte Gesehen der Feinde auf einmal in einen einzigen Ausruf, der von allen Seiten gräßlich erkönte. Man wiederholte brüllend das Wort *Swamy*, das Götter in ihrer Sprache bedeutet; und dieses Wort begleiteten sie mit heftigen Gesticulationen und wilden Geberden wie rasende Menschen. Unter den Wagen, die sie niederrissen, fanden sie in einem viele von den kleinsten metallenen Götzenbildern, welche die Engländer in *Coilgoody* erbeutet hatten. Dieser Fund erzeugte bey ihnen eine so übermäßige Freude, als ob sie ihre Weiber und Kinder aus der Sklaverey errettet hätten. Sobald sie ihre Götzen nun in Sicherheit gebracht hatten, erneuerten sie ihre Angriffe, und fuhrten damit einige Stunden lang fort. Es langte keine Hülfe von den andern Truppen an, und von allen an Heren abgeschickten Boten kam keiner zurück. Der Tag neigte sich, und die Verlegenheit wurde immer größer, als die *Colliers* den Angriff auf die *Artillerie* aufgaben, und auf einmal unerwartet über die *Bagage* herfielen, und unter den *Coolies* und *Marketendern* ein abscheuliches Blutbad anrichteten; sie mordeten alles, was ihnen vorkam, ohne Unterschied des Geschlechts oder Alters.

Von diesem Augenblicke an gerieth alles in die äußerste Verwirrung; die *Coolies* warfen ihre Bürden ab; Männer, Weiber und Kinder stürzten auf die *Soldaten* der *Arrieregarde*, und suchten hier Rettung. Der englische Befehlshaber, *Capitain Smith*, wollte sie nicht von sich stoßen, so sehr auch ihre große Anzahl ihm zur Last war und ihre Verwirrung fast

1755. unmöglich machte; er zog sich daher wieder aus dem  
 W Hohlwege heraus, und marschirte zurück in die Ebene,  
 wo er die Feinde erwartete; diese wagten jedoch nicht  
 ihn hier anzugreifen, sondern verschwanden in den  
 Wald. Die Nacht brach ein, es war keine Zeit zu  
 verlieren. Smith versammelte die übrig gebliebenen  
 Ochsen, ließ alle Munition und Bagage im Stich,  
 da er sie unmöglich retten konnte, und passirte nun  
 glücklich den Hohlweg. Er traf die Armee unweit  
 dem Ausgange des Waldes an, allein ohne die fünf  
 vornehmsten Offiziers, die alle durch die außerordent-  
 liche Hitze des Tages krank geworden waren, und sich  
 in ihren Palankins hatten zu dem Rücktrab tragen  
 lassen. Dieser widrige Zufall verhinderte die Hülfe,  
 da die ihrer Befehlshaber beraubten Engländer nichts  
 ohne Ordre thun wollten, so sehr sie auch von der Ge-  
 fahr unterrichtet waren, in der sich ihre Bagage befand.  
 Smith übernahm jetzt das Commando über sämtliche  
 Truppen, setzte den Marsch fort, und kam den 5ten  
 Junius bey Tritchinapoly an, wo er sich lagerte. Der  
 Oberste Heron wurde nach Madras zurückgerufen,  
 und mußte hier vor einem Kriegsgerichte von seinem  
 Betragen Rechenschaft geben, das ihn unfähig er-  
 klärte, der englisch-ostindischen Compagnie länger zu  
 dienen.

Die Regierung in Pondichery sah diese Expedition  
 mit eifersüchtigen Augen an, da die Vortheile den  
 Franzosen einleuchteren, die der Nabob erlangen würde,  
 wenn die Länder von Madura und Trinivelly, die so  
 lange von Arcot unabhängig gewesen waren, wieder  
 damit verbunden werden sollten. Es geschahen daher  
 Vor-



Vorstellungen, und man behauptete, daß dieses eine förmliche Uebertretung des geschlossenen Vergleichs wäre, und daß überdem diese Länder den Franzosen gehörten, vermöge gewisser Rechte, die ihnen Chundasahab und der König von Mysore zugestanden hätten. Diese Argumente wurden von englischer Seite durch ähnliche grundlose Ansprüche beantwortet. Deleyrit, der jetzige Gouverneur von Pondichery, ein von Natur heftigster Mann, wollte nicht die Expedition der Engländer unterbrechen, mit Gefahr den Krieg nach dem kaum geschlossenen Waffenstillstande wieder zu erneuern; dagegen folgte er dem Beispiele der Engländer bey der ersten Gelegenheit.

Es liegt dreyßig englische Meilen nordwärts von Tritchinapoly ein großer waldiger Strich Landes, der Terriore genannt wird, dessen Oberhaupt den Titel Rheddy führt, ein Diminutiv von Rajah oder König. Dieses Land war während dem letzten Kriege von den Mysoren und Franzosen verwüstet worden, die auch den regierenden Rheddy absetzten, und einem seiner Anverwandten seine Würde übertrugen. Als die Mysoren Tritchinapoly verließen und nach Hause gingen, ernannten sie die Regierung in Pondichery zum Repräsentanten aller ihrer Rechte und Ansprüche im Carnatic; da nun der neue Rheddy unter allerhand Vorwand seinen Tribut zu bezahlen verschob, so schickte Deleyrit im Monat Junius 500 Europäer und 100 Sepoys dahin, diesen Ungehorsam zu strafen. Der Befehlshaber dieser Truppen war Maissin, der auch nach einigem Widerstand die vornehmste Stadt einnahm, den Rheddy ab, und seinen Vorgänger wie-

1755. <sup>3</sup> der einsetzte. Der Capitain Calliaud, der jetzt in Trichinapoly commandirte, machte Miene sich dieser Expedition zu widersehen, allein er erhielt aus Madras Befehl, sich ruhig zu verhalten. Diese Nachricht ermunterte Maïssin, auch die Polygars von Arieldre und Wariore zu bekriegen. Die Länder dieser Waltfürsten liegen nahe bey einander, und beide sind sehr ausgedehnt. Um solche wider die Verheerungen der Maratten zu schützen, bezahlten sie diesen Kriegern gewisse Geldsummen, so lange der Krieg von Trichinapoly dauerte, ohne sich jedoch im geringsten weder den Franzosen noch den Mysoren zu unterwerfen; jetzt riefen sie den Nabob um Hülfe an, den sie als ihren einzigen Oberherren anerkannten. Nunmehr erhielt Calliaud Befehl aufzubrechen, zu gleicher Zeit drohte auch die Regierung in Madras mehrere Truppen dahin zu schicken, wenn man Maïssin nicht Einhalt thäte. Deleyrit gab nach, rief die Truppen zurück, und wies ihnen Quartiere nahe an der Seeküste in unbestrittenen Gegenden an.

Während dieser Zeit drangen die Engländer in den Nabob, Trichinapoly zu verlassen, und sich nach Arcot zu begeben, woselbst Abdul - wahab wie ein Sinnloser die Regierung verwaltete; er verschwendete die öffentlichen Einkünfte so unmäßig, daß die Provinz dem Untergange nahe war. Der Nabob gab diesem Rathe Gehör, und machte sich den 9ten Julius in Begleitung von 300 Europäern und 1000 Sepoys auf die Reise. Die damals sehr angeschwollenen Flüsse erlaubten nicht den geraden Weg nach Arcot zu nehmen; man beschloß daher, durch Tadjore nach dem

Fort St. David zu gehn, und alsdann die weitere <sup>1755.</sup> Route zu bestimmen. Bey Condore kam ihm Monack- jee mit einem zahlreichen Zuge entgegen, um den Nabob im Namen des Königs von Tanjore zu begrüßen. Diese Zusammenkunft war, so wie es in Indostan unter Personen vom hohen Range gewöhnlich ist, mit den stärksten und falschesten Versicherungen einer ewigen Freundschaft begleitet. Unter andern sagte Monack- jee, daß 5000 Mann bereit wären zu Felde zu ziehn, im Fall sie der Nabob im Carnatick brauchte. Dieser erhob darauf dieses Zeichen von des Königs Liebe und Freundschaft bis zum Himmel, wandte sich aber dabey an den Capitain Vollier, der die englische Escorte commandirte, und sagte ihm heimlich, daß alles Lügen wären.

Der Nabob langte endlich im Fort St. David an. Hier lag noch der Admiral Watson, der mit seiner Escadre von Trincomaly zurück gekommen war. Der Nabob besuchte ihn am Bord seines Schiffs, das 64 Kanonen führte, und zeigte sein großes Erstaunen, da er nie ein Kriegsschiff betreten hatte. Wenig Tage nachher setzte er seine Reise fort und kam den 19ten August nahe bey Arcot an. Er lagerte sich hier in der Ebene, und wartete, dem Rath seiner Derwische gemäß, auf einen glücklichen Tag, um seinen Einzug in die Stadt zu halten. In dieser Zwischenzeit fanden sich der Oberste Lawrence nebst noch zwey andern vornehmen Engländern als Deputirte in seinem Lager ein, um ihn nach Madras zu laden; sie dienten, die Pracht und den Einzug in Arcot zu vermehren, der un-

1755. Jubelgeschrey geschah, da der Nabob seit dem Tode des Nazir-jing von dieser Hauptstadt entfernt gewesen war. Er nahm die Einladung nach Madras willig an, und fand sich bald hier ein. Die Engländer nutzten diese vortheilhafte Gelegenheit, von ihm fernere Anweisungen auf die Landeseinkünfte zu erhalten, um für die großen Kriegskosten entschädigt zu werden. Nachdem dieser wichtige Artikel in Ordnung gebracht war, beschloß man, daß der Nabob selbst mit einem starken Detaschement herumziehen sollte, die Einkünfte von den Unterstatthaltern einzusammeln, die sie zeitlich ungestraft zurück behalten hatten; unter diesen waren vorzüglich einige Polygars im nördlichen Theile der Provinz. Man kam überein, daß die Compagnie die Hälfte aller Gelder erhalten sollte, die man einsammeln würde. Die Monsun verhinderte, daß die Truppen eher als zu Ende des Octobers ins Feld rücken konnten. Das Corps bestand in 300 Europäern und 1500 Sepoys unter Commando des Majors Kilpatrick.

Man wurde bald gewahr, daß die Unterwürfigkeit in Madura und Tinivelly während der Expedition des Obersten Heron nur scheinbar gewesen war, da in diesen Weltgegenden sich bisher noch nie bewaffnete Europäer gezeigt hatten, und also große Wirkung thun mußten. Kaum aber hatten sie sich entfernt, als die Collieres wieder allenthalben herumschwärmten, und alles verheerten, während ihre Oberhäupter ein Bündniß wider den Maphuze Khan schlossen. Von diesem Zeitpunkt an wurden diese Länder ein beständiger Tummelplatz kriegerischer Auftritte, die viele

Jahre lang fortbauerten; daher es nöthig ist, die <sup>1755</sup> Ursachen gegenwärtiger Unruhen, die nachher noch so viel andre erzeugten, hier näher anzuführen.

Als Allum Khan im Anfange des Jahres 1752 von Madura aus dem Chunda - saheb zu Hülfe kam, der damals Tritchinapoly belagerte, so übergab er die Administration der Länder Madura und Tinivelly drey Pitanen, Namens Barky, Mainach und Nabi Cawn Cateck; den ersten nannte man gewöhnlich Mianah, den zweiten Noobemiah, den dritten aber bey seinem eignen Namen. Da die Regierung in Madras von dem Nabob Mahomed-Ally Beweise foderte, um die Ansprüche des Gouvernements von Pondichery zu entkräften, so zeigte er eine Schrift vor, die von diesen drey Pitanen unterzeichnet, und vom 29sten November 1752 datirt war, in welcher sie seine Oberherrschaft über Madura und Tinivelly anerkannten, und sich seine Unterthanen nannten. Chunda-saheb war zwar damals schon aus dem Wege geräumt, allein der Nabob befand sich doch durch seinen Streit mit den Mysoren in solcher Verlegenheit, und seine Hoffnung, alle die noch vorhandenen Schwierigkeiten zu besiegen, war so geringe, daß man den Grund nicht absehn kann, warum die Pitanen eben zu der Zeit eine solche Erklärung von sich geben sollten; es mußte denn in der Ueberzeugung geschehen seyn, daß diese Schrift dem Nabob nur von sehr unbedeutendem Nutzen seyn würde. Soviel ist gewiß, daß sie hernach nicht den geringsten Gehorsam zeigten, sondern fortfuhren ganz nach Gutdünken zu handeln; sie bewilligten ~~Freiheits~~ <sup>keine</sup> Regalien, den Tribut, und verkauften

1755. sowohl Ländereyen als Forts für baar Geld. Hiedurch häuften sie Reichthümer, und erwarben sich Anhänger. Sie kamen unter einander überein, den Raub zu theilen, und immer aufs äußerste zusammen zu halten; daher ihre Macht sehr gegründet war, bis Heron hier anlangte. Nunmehr verließ Mianah die Stadt Madura, und flüchtete zu den benachbarten Polygais von Mattam; Moodemiah und Nabi Caron Cateck aber zogen sich aus Linivelly zurück, und begaben sich zum Polygai von Diellitangaville. Sie warteten alle drey nur auf die Entfernung der englischen Truppen, um mit Maphuze Khan ihre Sache auszumachen, sobald er allein seyn würde.

Unter andern Veräußerungen von Ländereyen, hatte Moodemiah dem König von Travancore einen District verkauft, der eine Strecke von dreyßig Meilen betrug, von Calicad bis zum Vorgebirge Comorin; hierunter war das Fort Calicad mit begriffen. Das Königreich Travancore liegt im südlichsten Theile der malabarischen Küste, und endigt sich, so wie Linivelly, an der östlichen Seite bey dem Cap Comorin. Vormals war es nur von geringem Umfange, und bezahlte Tribut an Madura; der jetzige König aber hatte durch mancherley glückliche Vorfälle, worunter auch einige Siege über die Holländer gehörten, seine Herrschaft bis an die Gränzen von Cochin ausgedehnt, so daß er eine Strecke Landes von 120 Meilen längs dem Eeufer besaß, und landeinwärts reichten seine Staaten bis an die Gebirge. Durch Hülfe eines französischen Offiziers, Namens Launoy, hatte der König 10,000 Mann auf europäische Art disciplinirt.

Dieses ist der Geburt nach ein kriegerischer Stamm an der malabarischen Küste, der den Vorrang über die Rajpoots verlangt, eine Menschenklasse, die in andern Theilen von Indien auch mit ähnlichen Vorfällen geboren sind. Außer diesen Mairen, die zu Fuß fechten, unterhielt der König noch 10,000 Mann andre Infanterie mit mannichfaltigen Waffen versehen; aber sehr wenig Reiterey; da diese nur geringe Dienste in einem Lande thun kann, das allenthalben mit Hügeln bedeckt und von Flüssen durchschnitten ist. Die Districte, die der König vom Moodemiah gekauft hatte, waren mit 1000 Mann Fußvolf besetzt, die, da man keine Feinde besorgte, zu den gewöhnlichen Wachen und Begleitungen hinreichten, welche in Indostan die Autorität des Gouvernements bey den Sammlungen der Taxen unterstützen. Diese Truppen aber geriethen über die Ankunft des Obersten Heron in Timbelly in solches Schrecken, daß sie nicht allein das offene Land, sondern auch das Fort Calicad verließen, welches letztere sodann Maphuze Khan mit 800 Mann besetzte. Sobald als die englischen Truppen nach Tritchinapoly marschirt waren, kam Moodemiah nach Travancore, um den König dahin zu vermögen, die verlassenen Districte wieder einzunehmen. Zu gleicher Zeit ließ der Poligar von Nellisangaville, insgemein Pulitaver genannt, seine Collierie los, um zu plündern und zu den Travancoren zu stoßen. Auf diese Nachricht eilte Maphuze Khan nach Timbelly.

Dieser Prinz hatte nebst den ihm überlassenen englischen Sepoys seine Truppen bis auf 1500 Mann Reiterey und 4000 Mann Fußvolf, bestehend, vor

1755. denen er 1500 zur Beschützung von Madura gesendet ließ, die übrigen nahm er mit sich. Moodemiah aber war schon vor ihm mit 4000 Mann, worunter sich 2000 Nairen befanden, in Tinivelly angelangt, und mit diesen vereinigten sich nun auch die Collieres. Es kam bey Calicut zum Treffen, worin Maphuze Khan geschlagen wurde. Die Flüchtlinge warfen sich ins Fort, allein ehe man dieses noch erobern konnte, gingen die Travancoren nach Hause, unter dem Vorwand innerlicher Unruhen in ihrem Lande, allein wahrscheinlich aus Furcht vor den Engländern. Moodemiah ging mit ihnen, und Pulitaver zog sich in seine Wälder zurück. Maphuze Khan sammelte nun seine Truppen, und kam wieder nach Tinivelly, wo er sich als Sieger brüstete, allein Moodemiah blieb auch nicht aus, sondern erschien mit einer stärkern Armee als zuvor, und schlug seinen Gegner abermals; wobey er 500 Sepoys und 100 Reiter zu Gefangenen machte. Was diesen Verlust noch vergrößerte, war die gegenwärtige Herbstzeit, wo man die Einkünfte sammelt, deren sich die Travancoren bemächtigten.

Diese unangenehmen Vorfälle in Madura und Tinivelly, die nicht wenig die Regierung in Madras beschäftigten, wurden noch durch einen großen Streit zwischen den englischen Bundesgenossen vermehrt. Der König von Tanjore und der Poligar Londiman waren in einen heftigen Zwist gerathen, und hatten sogleich zu den Waffen gegriffen, ehe man noch etwas davon ahnete. Es war zu befürchten, daß, wenn diese Feinde nicht bald geendigt würde, wahrscheinlich der eine oder der andere Theil zu des Mahads Feinden



übergehn dürfte. Die Regierung in Madras befahl 1755. ihnen daher in einem gebieterischen Tone, alle Feindseligkeiten gegen einander einzustellen, dabey sie jedoch ihre Vermittelung vorschlug, und den Capitain Callaud abschickte, um die Ursachen des Streits zu erforschen. Dieser Offizier hatte wiederholte Conferenzen mit dem Könige von Tanjore, mit Monack-je, und mit Sondimans Bruder, konnte aber nur folgende dunkle Nachricht bekommen, so abgeneigt waren alle Theile, die Wahrheit zu sagen.

Im Jahre 1749 gab der König dem Monack-je Befehl, das starke Fort Arandanghi anzugreifen, das dem Morabar gehörte. Da Monack-je nicht genug Truppen hiezu hatte, so verlangte er von Sondiman Hülfe, der sich dafür gewisse Districte ausbedung, die jährlich an 300,000 Rupien eintrugen. Arandanghi wurde eingenommen, Sondiman nahm Besitz von den ihm zugesagten Ländereyen, und verlangte von Monack-je die Cessions-Patente unterm königlichen Siegel. Der König aber wollte den Vertrag seines Feldherrn nicht anerkennen, worauf dieser heimlich dies Document ausfertigte, und dazu des Königs Siegel nahm, um sein Versprechen zu halten. Im nämlichen Jahre wurde Tanjore, wie oben erzählt worden ist, von Murzasa-jing und Ghunda-sahab angefallen. Die darauf folgenden Kriegs thaten dem Streite des Königs mit dem Polngar Einhalt, so lange als die gemeinschaftliche Gefahr dauerte; da sie nun aber vorüber war, so wurde der Zank erneuert. Monack-je, der während seiner Ungnade 1753 sich zu Lor war ihm immer noch

1755. zugethan. Diese Neigung und des Königs Sanft-  
 samkeit nutzte der Capitain Calliaud, um die fernern  
 Feindseligkeiten vor der Hand zu hemmen; allein nach  
 einigen Monaten wurde der König ungeduldig und  
 befahl dem Monack-jeo, ohne Widerrede ins Feld zu  
 rücken, dabey Tondiman keinen Schritt zur Verfüh-  
 rung thun sollte, sondern sagte, er würde sich ver-  
 theidigen. Calliaud ging darauf nach Triechinapola,  
 und machte Niene-Heide zu befrigen. Dieser Auf-  
 stand, und der Vorwand wegen Geldmangel, gab  
 Monack-jeo Gelegenheit, unthätig zu seyn. Diese  
 Unthätigkeit dauerte bis Ende des Jahrs, da er nach  
 Tanjore zurückkehrte, ohne Tondiman den geringsten  
 Schaden zugefügt zu haben.

Im Carnatic waren zwischen den Engländern  
 und Franzosen keine Feindseligkeiten bis jetzt ausgebro-  
 chen, an deren Stelle war ein langweiliger eifriger  
 Briefwechsel getreten, in Ansehung einiger Districts  
 in der Nachbarschaft von Carangoh und Dutturamalore,  
 von denen die Franzosen Besitz genommen hatten,  
 ohne im geringsten ihr Recht daran zu beweisen.  
 Man verglich sich endlich nach einem heftigen Streite,  
 die streitigen Ländereyen gleichmäßig zwischen beiden  
 Nationen zu theilen.

Godeheu hatte den Buffy in seiner Verwahrung  
 der Nord-deeanschen Angelegenheiten mit der nämli-  
 chen Autorität bestätigt, die ihm vorher Dupleir er-  
 theilt hatte. Dieser Befehlshaber verweilte in den  
 eroberten Provinzen bis Ende des Jahrs 1754, und  
 war in dieser Zeit unermüdet, Ordnung in den Regie-  
 rungsengeschäften einzuführen, und die Einkünfte zu

sammeln; oft war er genöthigt, in Person diese 1755. Sammlungen an der Spitze seiner Truppen vorzunehmen, um den Tribut von den Polygars zu erpressen, die sich gewöhnlich auf ihre Wildnisse verlassen, und nie anders als durch Gewalt zur Zahlung gebracht werden. Im Anfange des Jahres 1755 ging Bussy nach Hyderabad, wo er Salabad-jing bereit fand, mit seiner ganzen Macht nach Mysore aufzubrechen, um einen von vielen Jahren rückständigen Tribut einzusammeln, den dieses Königreich, seiner Behauptung nach, der mogulischen Regierung schuldig wäre.

Die Franzosen waren, wie bekannt, Bundesgenossen des Regenten von Mysore, der ihnen auch in dem Kriege bey Trichinapoly große Dienste geleistet, und dabey seine Schätze erschöpft hatte. Auf der andern Seite war Bussy tractatmäßig verpflichtet, Salabad-jing wider jedermann ohne Ausnahme beizustehn, den er als Feind behandeln würde. In dieser Verlegenheit beschloß Bussy den Mysoren so wenig wie nur immer möglich Schaden zu thun, und alles anzuwenden, ihren Streit mit dem Subah beizulegen. Da aber das Heer in Mysore anlangte, wol er doch genöthigt wider Willen zur Eroberung einiger Forts die Hand zu bieten, ob er gleich während dieser Zeit beständig mit den mysoreischen Ministern correspondirte, und dringend einen Vergleich empfahl. Der Regent war mittlerweile noch immer bey Trichinapoly, daher seine Minister nichts eigenmächtig beschließen konnten; sie zogen die besten Truppen zusammen, und schlossen sich damit in der großen Stadt Mangapatna ein, mit dem Vorsatz, hier eine

1755. *W* Belagerung auszuhalten. Ein unerwarteter Vorfall aber, den Bussy wohl zu benutzen wußte, änderte bald alles; denn Balagerow, der Großfeldherr der Maratten, näherte sich um eben diese Zeit auch mit einer großen Heere den mysore'schen Gränzen, um dies Königreich zu bekriegen. Die Minister, um sich wenigstens Einen Feind vom Halse zu schaffen, luden nun Salabad-jing ein, sich mit seiner ganzen Armee unter die Mauern von Seringapatnam zu lagern; sie erkannten dabey seine Oberherrschaft, und versprachen auf Abschlag seiner Forderungen 5,200,000 Rupien zu bezahlen. Bussy trat nun auch mit Balagerow in Unterhandlung, um ihn von dem Einfall in Mysore abzuhalten. Es glückte auch; denn da der Großfeldherr sahe, daß er seine Absichten nicht erreichen konnte, ohne Salabad-jing wider sich aufzubringen, zog er ruhig ab; wahrscheinlich hatte man ihm auch etwas von den eingehobenen Geldern gegeben. Der Subah verließ im April Seringapatnam, und langte mit seinem Heer im Julius wieder in Hyderabad an.

Die englische Escadre hatte seit ihrer Rückkunft von Bombay nach der Küste von Coromandel keinen Feind mehr zu bekämpfen, und ward daher genöthigt unthätig zu seyn; allein man kann wohl behaupten, daß ihre Gegenwart auf die Regierung von Pondichern Eindruck machte, und nicht wenig zu der Mäßigung beytrug, welche die Franzosen seit dem Interims-tractat durchaus zeigten. Die Escadre ging den 10ten October abermals nach Bombay, um die Monsum zu vermeiden. Hier traf sie eine Anzahl ostindi-

scher Schiffe an, die kürzlich aus England angekommen waren, und viele Truppen am Bord hatten, die zur Ausführung eines in London gemachten Entwurfs bestimmt waren. 1755

Während der Zeit die englisch-ostindische Compagnie noch in Ansehung der Unterhandlungen in Indien ungewiß war, erhielt sie Nachricht von den großen Besitzungen, die Salabad-jing den Franzosen eingeräumt hatte; sie sah wohl ein, daß keine Unterhandlung allein fähig seyn würde, ihre Gegner zu vermögen, so überaus ansehnliche Vortheile fahren zu lassen, daher beschloß sie, durch andere mehr nachdrückliche Mittel ihre Macht in Nord-Decan einzuschränken. Die Hauptstadt dieses Theils von Indien, Aurengabad, ist nur 150 englische Meilen von Bombay entfernt, und zwischen beiden befindet sich das Land der Maratten. Die Engländer in Bombay standen seit einiger Zeit mit dem Könige dieses kriegerischen Volks, Saha Rajah genannt, auf einen freundschaftlichen Fuß; sie stellten es sich daher, nach den Feindseligkeiten seines Großfeldherrn Balagerow gegen Salabad-jing zu urtheilen, desto leichter vor, sich der Maratten zu bedienen, um die französischen Truppen von dem Subah zu entfernen. Diesem Entwurf zufolge beschloß man, den Balagerow das nächstemal, daß er wieder gegen Salabad-jing ins Feld rücken würde, durch ein Corps Europäer zu unterstützen. Man hoffte diesen hiedurch so sehr zu beunruhigen, daß er bewilligen würde, die Franzosen aus seinem Dienst zu entlassen, mit der Bedingung, daß die Engländer ebenfalls die Maratten zu unterstützen hätten. wäre er aber

1756. hiezu nicht zu vermögen, so war man entschlossen, ihn mit Beystand dieser neuen Bundsgenossen durch die nachdrücklichsten Maaßregeln zur Einwilligung zu bringen.

Diese Unternehmung erforderte einen Befehlshaber von Muth und großer Erfahrung, von vielen militärischen Talenten und politischen Landeskennnissen. Ein solcher war der Capitain Clive, der eben damals in Bereitschaft stand, nach Indien zurück zu kehren, und seine Dienste zu dieser Expedition antrug. Er war zur Belohnung seiner vorigen Thaten von der Compagnie bereits zum Gouverneur des Forts St. David ernannt worden, und der König hatte ihm den Titel eines Obristlieutenants bey seiner Armee gegeben. Die Abhängigkeit aber vom englischen Ministerio, der sich die Directoren nicht entziehen können, wenn die Compagnie in Kriege verwickelt ist, verursachte, daß man auf mächtige Empfehlungen dem Obristlieutenant Scot die Unternehmung auftrug. Dieser Offizier war schon im vorigen Jahre nach Indien abgegangen, starb aber gleich nach seiner Ankunft in Madras. Ob man gleich diesen Tod in Europa nicht ahnete, so erhielt doch Clive Befehl zuerst nach Bombay zu gehn, um im Fall einer widrigen Ereigniß Scots Stelle zu vertreten. Die aus England zu diesem Entwurf abgeschickten Truppen bestanden in 300 Mann von des Königs Artillerie und 300 Rekruten. Da Clive nun bey seiner Ankunft in Bombay den Tod des Scot vernahm, so trug er der dortigen Präsidentschaft die Ausführung des in Europa entworfenen Plans vor; man erstaunte hierüber, und bildete sich ein, daß hie-

durch der Vergleich übertreten würde, welchen Saunders und Godeheu gemacht hätten. Diese Meynung war jedoch ohne Grund, da man sowohl in dem Waffenstillstand als in dem Interims- Tractat sorgfältig vermieden hatte, weder den Calabad- jing, noch die in seinem Dienst stehenden Franzosen zu erwähnen. Die Directoren der Compagnie hatten ihren ganzen Plan der Regierung in Madras zugeschickt, allein das Schiff, worauf sich diese Papiere befanden, scheiterte an einem Felsen nahe an der afrikanischen Küste, und alles ging verloren.

Die Präsidenschaft in Bombay sandte nun nach Madras Nachricht von Clive's und der Truppen Ankunft, ohne jedoch ihre Bestimmung anzuzeigen, aus Furcht, daß die Franzosen die Briefe auffangen könnten. So gering auch dieser Bericht war, so erriethen doch einige Mitglieder der Regierung vollkommen die Absichten der Directoren, und entwarfen einen Plan sie auszuführen, den sie bringend der Präsidenschaft in Bombay empfahlen; diese aber hatte noch vor Ankunft der Briefe den Entschluß gefaßt, alle ihre Truppen in Verbindung mit Watsons Escadre wider einen andern Feind zu gebrauchen, der seit langer Zeit dem englischen Handel auf der Küste von Malabar nachtheilig gewesen war.

Diese Küste wird vom Vorgebirge Comorin bis Surate von vielen Flüssen durchströmt, die sich alle in die See ergießen. Es scheint, daß schon im spätesten Alterthume die Einwohner dieser Weltgegend einen starken Hang zur Seeräuberrey hatten, und noch jetzt unterhalten alle die verschiedenen Fürsten an der

1756. Rüste eigne Schiffe, um damit gegen alle andre Nationen zu kreuzen, die sie überwältigen können. Als die mogulische Regierung zuerst ihre Herrschaft bis an die nördlichsten am Meere gelegenen Länder ausbreitete, so ernannte sie einen Admiral, und gab ihm eine Flotte, um die Schiffe ihrer muhamedanischen Unterthanen, die nach dem arabischen und persischen Meerbusen Handel trieben, sowohl wider die malabarischen Seeräuber als wider die Portugiesen zu beschützen. Die Maratten besaßen damals einige Forts zwischen Goa und Bombay; da sie sich nun durch diesen Admiral in ihren Räubereyen eingeschränkt sahen, so erklärten sie ihm den Krieg zu Wasser und zu Lande. In diesem Kriege schrang sich ein gemeiner Soldat, Namens Conagee Angria, so weit empor, daß er Oberbefehlshaber der marattischen Räuberflotte wurde, auch ernannte man ihn zum Gouverneur von Seberndroog, einem ihrer stärksten Forts, das auf einer kleinen felsigen Insel acht englische Meilen von Dabul, und nur einen Kanonenschuß vom festen Lande gelegen war. Hier revoltirte Angria gegen den Saha Rajah, oder König der Maratten, verführte einen Theil der königlichen Flotte sich mit ihm zu verbinden, und durch ihren Beystand bemächtigte er sich der übrigen Kriegsschiffe, oder vernichtete sie. Der Saha Rajah bemühte sich ihn dadurch zum Gehorsam zu bringen, daß er drey Forts am Seeufer anlegen ließ, woraus man Seberndroog beschießen konnte, allein Angria nahm auch diese Forts weg, und setzte sich in wenig Jahren in Besiß der ganzen Meerküste von Lamanah bis Bancagote, eine Strecke von



von 120 Meilen, und landeinwärts bis an die Gebirge, 1756. die zwanzig, auch dreißig Meilen weit von der See liegen. Seine Nachfolger, die alle den Namen Angria führten, verstärkten ihre Macht beständig, so daß die Maratten endlich alle Hoffnung aufgaben sie zu bezwingen, und daher mit ihnen Friede machten. Die Bedingung war, daß Angria die Souveränität des Saha Rajah anerkennen und ihm jährlich einen geringen Tribut bezahlen sollte; dennoch unterhielten sie einen großen Haß gegen diese Familie, und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, die ihnen ent-rissenen Länder wieder an sich zu bringen.

Mittlerweile dauerte die Seeräuberey beständig mit großem Eifer fort, und zwar gegen alle Nationen ohne Unterschied, die nicht von Angria Pässe kauften; hiedurch wuchs seine Macht täglich. Die Land- und Seewinde wehen hier eben so wie an der Küste von Coromandel in dem Zeitraum von vierundzwanzig Stunden wechselsweise, und theilen den Tag, so daß Schiffe, die längs den Küsten segeln, genöthigt sind, immer das Land im Gesicht zu behalten, da die Landwinde nur vierzig englische Meilen weit in die See reichen. Es war keine Bay, keine Bucht, Hafen oder Mündung eines Flusses an dem Meerufer von Angria's Staaten, wo er nicht Festungswerke und Seemagazine hatte anlegen lassen, sowohl um hier auf Entdeckungen zu lauern, als auch seinen Schiffen im Nothfall Zufluchtsörter zu verschaffen; es war daher eben so schwer, diese Seeräuber zu vermindern als ihre Schiffe wegzunehmen. Diese Küste eine der malabarischen Küste eigne

1756. drey Masten; die erstern sind von 150, die letztern aber von 300 Tonnen, und haben den Namen Grabs; sie gehen nicht tief ins Wasser, und sind sehr breit im Verhältniß mit ihrer Länge, gegen beide Enden aber laufen sie schmaler zu. Außer diesen hat man hier noch kleinere Schiffe, die man Gallivats nennt, und nicht über 70 Tonnen fähren. Dies sind eigentlich sehr große Ruderboots mit Verdecken von Bambusrohr gemacht; die kleinsten derselben fähren Drehkanonen, die ungefähr ein Pfund schießen, die größern aber haben sechs, auch acht zwey und vierfüßdige Kanonen mit Laverren. Die andern vorerwähnten Schiffe hingegen sind gewöhnlich mit neun und zwölffüßdigen Kanonen besetzt. Zu den Gallivats gehören vierzig bis funfzig Ruderer, die in einer Stunde vier englische Meilen rudern.

Die Flotte des Angria bestand gemeinlich aus 10 Grabs und 40 bis 50 Gallivats, alle sehr stark mit Soldaten angefüllt, und mit diesen fiel man die größten Schiffe an. Sobald sie in ihren Buchten und Bayen eins gewahr wurden, so hieben sie schleunig ihre Ankertaue ab, und stießen in die See. Wehete der Wind stark, so war die Bauart ihrer Schiffe dem geschwinden Segeln sehr günstig, war aber Windstille, so wurden die Grabs an die Gallivats befestigt, und von diesen mit fortgerudert. Sie umringten sodann das Schiff, und bemühten sich vorzüglich dessen Masten herunter zu schießen; der Angriff dauerte beständig fort, bis das Schiff die Segel strich; war der Widerstand hartnäckig, so schickten sie eine Anzahl Gallivats ab, und in jedem

zwey bis drehhundert Mann, die mit dem Schwert in der Faust von allen Seiten zugleich das Schiff er-  
 1756.  
 stiegen.

Es waren nunmehr funfzig Jahre, daß dieser Räuberstaat sich allen europäisthen Nationen, die nach Indien handelten, fürchtbar gemacht hatte. Die englisch-ostindische Compagnie unterhielt deshalb, um ihre Schiffe zu beschützen, eine Kriegsflotte, die ihr jährlich 50,000 Pf. St. kostete; denn da kein Schiff es wagen durfte, einzeln die Küsten von Angria's Staaten vorbey zu passiren, so fuhren sie in großen Haufen zu bestimmten Zeiten, unter der Escorte von bewaffneten Schiffen. Diese Escorte bestand nur aus vier englischen Grabs, von denen zwey 20 Kanonen führten, und aus sechs Gallivats, daher man sie für unvermögend hielt offensive zu agiren; auch that sie dem Feinde sehr wenig Schaden, der weit besser als die Bombayflotte segelte, und dabey doch manthes Schiff weghaschte. Im Jahr 1728 nahmen diese Steräuber ein großes reichbeladenes Compagnieschiff weg, das aus England kam, und einige Zeit nachher eines der größten von der Bombayflotte, und ein französisches Compagnieschiff von 40 Kanonen. Im Februar 1754 überwältigten sie drey holländische Kriegsschiffe von 50, 36 und 18 Kanonen, die zusammen segelten; die beiden größten verbrannten sie, und das kleinste nahmen sie zu ihrem Gebrauch mit sich.

Der englische Comtmobore Matthews griff mit drey Linien Schiffen eins ihrer Forts an, genannt, während der Zeit ein p-

1756. Goa abgeschicktes Corps Truppen es zu Lande belagerte; durch die Feigherzigkeit der Portugiesen aber mißlang die Unternehmung: ein gleiches Schicksal hatten zwey Jahre hernach auch die Holländer, die Spheria mit sieben Kriegsschiffen, zwey Bombardiergaliotten, und einer Anzahl Landtruppen angriffen. Von dieser Zeit an hielt man die Forts des Angria für unüberwindlich, so wie seine Flotte mit Recht für fürchterlich gehalten wurde. Dieses blies den Oberhäupter so auf, daß er sich als ganz unabhängig von den Maratten erklärte, und ihren Gesandten, die den gewöhnlichen Tribut von ihm zu fordern kamen, die Nasen abschneiden ließ. Die Maratten, die das Land in der Nähe von Bombay bewohnten, hatten der englischen Präsidentschaft oft Vorschläge gethan; diesen gemeinschaftlichen Feind mit vereinigter Macht anzugreifen, allein mancherley Hindernisse hatten der Ausführung dieses Vorhabens bis zu Anfange dieses Jahrs im Wege gestanden. Nunmehr aber schlossen die Engländer ein Bündniß mit Rama-gee Punt, dem hier commandirenden Maratten General, worin sie ihren Beystand zur See versprachen, um Seavernbroog, Bancoote, und andre dem Angria gehörige Forts zu erobern. Diesem Vertrag zu Folge ging der Commodore James, Oberbefehlshaber der Seemacht, der Compagnie in Indien, den 22sten März mit zwey Kriegsschiffen und zwey Bombardiergaliotten unter Segel; allein die übertriebenen Begriffe von Angria's Festungen waren so groß, daß die Präsidentschaft dem Commodore ernstlich befahl, ja nicht seine Schiffe durch den Angriff dieser festen Plätze in

Gefahr zu setzen, sondern nur bloß die Häfen zu blockiren, während die Maratten sie zu Lande belagern würden. 1756.

Die Flotte der Maratten bestand aus sieben Grabs und sechzig Gallivats; die 10,000 Mann Landtruppen an Bord hatten; sie vereinigten sich mit den englischen Schiffen, und so segelten beide bis Comara Bay, wo man ankerte, damit die Maratten ans Ufer gehen konnten, weil ihre Religion ihnen verbietet, auf dem Meer weder zu essen, noch sich zu waschen. Von hier ging die Fahrt bis auf fünfzehn englische Meilen von Severndroog, wo alle Truppen landeten, um den übrigen Weg zu Lande zu machen. James erhielt Nachricht, daß die feindliche Flotte im Hafen von Severndroog vor Anker läge, und stellte daher dem Admiral der Maratten vor, daß, wenn man in der Nacht dahin segelte, so könnte man ihre ganze Seemacht so vollkommen einsperren, daß kein Schiff würde entinnen können. Der Admiral gab diesem Vorschlage großen Beyfall, allein er hatte nicht Autorität genug, seine Offiziers zu vermögen, sich früher als des Morgens in Bewegung zu setzen. Kaum wurden die Feinde die Flotte gewahr, als sie sogleich die Anker kapten, und in die See eilten. Der Commodore gab nun das Signal zur allgemeinen Jagd, allein die Maratten waren nicht dazu zu bringen, obgleich ihre Schiffe sehr gut segelten; ihre Furcht vor Angria's Flotte war so groß, daß sie alle zurück blieben, und das Commodore-Schiff, der Protector von 44 Kanonen, allein segeln ließen, bis es ihnen fast aus dem Gesichte entkam. Die Feinde

1796. zeigten hingegen eine außerordentliche Thätigkeit; sie warfen alles über Bord, was nur immer entbehrlich war, um ihre Schiffe zu erleichtern, und spannten nicht allein alle Segel auf, sondern hingen auch dabei ihre Ober- und Unterkleider auf, ja selbst ihre Turbane, um den Wind nach äußerster Möglichkeit zu nutzen. Der Commodore näherte sich ihnen bis auf einen Kanonenschuß, da aber die Nacht heran kam, gab er die Jagd auf, und kehrte nach der Höhe von Severndroog zurück.

Dieser Ort wurde bereits von dem General Ramagee Punt belagert, wie die Moratten es nannten. Die Unternehmung aber war einem Kinderspiel ähnlich, denn sie feuerten nur aus einer vierpfündigen Kanone, und zwar in einer Entfernung von zwey englischen Meilen; ja selbst in dieser Weite waren die Truppen voller Furcht, so daß sie sich tief in die Erde eingruben. Der Commodore, der aus diesen Operationen urtheilte, daß sie nie ein Fort einnehmen würden, beschloß seine Instruction lieber zu übertreten, als die englischen Waffen zu beschimpfen, von denen man sich bey diesem Entwurf so viel versprochen hatte. Er fing daher den 2ten April an zu gleicher Zeit das Fort Severndroog und das Fort Opa mit Kugeln und Bomben zu beschießen, und zwar mit solchem Nachdruck, daß die Feinde ihre hohen auf Felsen liegenden Bastionen verließen und sich verkrochen. Eine Bombe setzte ein Haus in Brand, das die Besatzung wegen dem Kugelregen sich nicht zu löschen getraute; die Flamme breitete sich daher in dieser trocknen Jahreszeit geschwind aus, und in kurzer Zeit standen alle

Behände des Forts im Feuer. Dies griff auch endlich ein Pulvermagazin an, das mit entsetzlichem Krachen in die Luft flog. Nun stürzte alles, Männer, Weiber und Kinder, nebst dem größten Theile der Garnison aus dem Fort, ungefähr tausend Personen, die acht Schiffe bestiegen, und sich nach dem Fort Goa zu retten suchten; die Engländer aber fingen sie alle auf. Nun wurde das Feuer des Protectors auf das Fort Goa gerichtet, wo die Feinde es eine Zeitlang standhaft aushielten, allein endlich eine Flagge als Signal der Uebergabe aushingen. Während der Zeit aber die Maratten anrückten, Besiz davon zu nehmen, wurde der Commandant gewahr, daß der Commodore Severndroog noch nicht besetzt hatte; er warf sich daher mit seinen besten Leuten in ein großes Boot, um dahin zu kommen: es gelang ihm auch, und nun hoffte er dies Fort so lange zu vertheidigen, bis er aus dem nahe liegenden Dabul Hilfe bekommen könnte. Der Protector erneuerte nun das Feuer auf Severndroog, da aber der Commodore fand, daß der Commandant die Uebergabe verzögerte, um die Nacht zu erwarten, wo man ihm wahrscheinlich aus Dabul zu Wasser Truppen zusenden würde, so landete er die Hälfte seiner Seeleute, die mit großer Entschlossenheit auf das Hauptthor losrückten, sich mit Artzen einen Weg bahnten, und so ins Fort drangen, worauf sich die Besatzung ergab; auch das dritte Fort zögerte nicht lange, diesem Beyspiele zu folgen. Dies war alles die Arbeit von einem Tage, an welchem der Muth des Commodore James alle furchtsame Vorurtheile vernichtete. In Ansehung der Ueberwindung

1756. slichkeit von Angra's Festungen seit zwanzig Jahren  
 W- in ganz Indien Wurzel gefaßt hatten.

Die Flotte und die marattische Armee begab sich den 8ten April nach Lancote, einer besetzten Insel sechs Meilen von Severndroog. Die Besatzung, durch das Schicksal der benachbarten Forts in Schrecken gesetzt, übergab den Ort bey der ersten Auffoderung, und die Maratten bewilligten, daß die englische Compagnie ihn behalten sollte. Er heißt jezo das Fort Victoria. Das Land rund herum ist dem Admiral des Moguls unterworfen, und wird von Muhamedanern bewohnt, die Bombay mit Rindfleisch versorgen, das an andern Gegenden der Küste schwer zu erhalten ist, weil dort die Beherrscher von der eifrigsten Caste der indischen Religion sind, welche die Kühe göttlich verehren, und die Erzeugung dieser Thiere für das größte aller Verbrechen halten.

Rama-ges Punt war über die erlangten Vortheile so vergnügt, daß er dem Commodore 200,000 Rupien anbot, wenn er sogleich Dabul oder ein andres feindliches Fort angreifen wollte, und gewiß war dieses die beste Zeit; da die Feinde wegen dem erlittenen Verlust sich noch in der äußersten Bestärzung befanden. Allein die stürmische Jahreszeit, die an dieser Küste gegen Ende des Aprils eintritt, näherte sich, und da James überdem schon seine Instruction überschritten hatte, so wollte er es nicht wagen, ohne Erlaubniß der Präsidentschaft von Bombay, etwas weiteres vorzunehmen. Um solche jedoch desto schleuniger zu erhalten, segelte er selbst dahin, fand aber keine Oberrn, ungeachtet der unerwarteten Siege, den



noch so voller Behutsamkeit, daß sie ihm befahlen, 1758.  
 die ganze Flotte ohne Verzug in den Hafen zu führen. Er überlieferte daher die Forts den Maratten und kam mit seinen Schiffen nach Bombay zurück, die marattischen Fahrzeuge aber gingen nach Choul, von welchem Orte sie ausgelaufen waren.

Im folgenden November langte Watsons Escadre in Bombay an, da in dieser Weltgegend die schöne Jahreszeit sich wieder eingestellt hatte; man erneuerte nun den Entwurf, in Verbindung mit den Maratten den Angria anzugreifen, wozu der Admiral Watson seinen Beystand versprach. Wo möglich wollte man auf einmal die Macht des Angria bey der Wurzel anfallen, und Gheria, die Hauptstadt seiner Staaten, der vornehmste Hafen und das Arsenal seiner Seemacht, zu erobern suchen. Kein Engländer hatte seit vielen Jahren diesen Ort besucht, man kannte ihn bloß aus der Beschreibung der Eingebornen, die fürchterliche Nachrichten davon gaben, so daß ihn die Europäer wenigstens für so fest als Gibraltar hielten; auch glaubte man, daß dessen Lage auf einem Felsen, und von der Seeseite fast unzugangbar wäre. Es wurden daher einige Schiffe unter dem braven Commodore James ausgesandt, um den so berufenen Ort in der Nähe zu betrachten. James fand die feindliche Flotte im Hafen vor Anker liegen, dennoch näherte er sich dem Fort bis auf einen Kanonenschuß, betrachtete es sorgfältig, und kam mit der Nachricht nach Bombay zurück, daß der Ort zwar sehr fest, aber dennoch zu erobern sey, und man ihm sich sehr wohl nähern könne.

1756. *Jan* Hierauf beschloß man den Entwurf mit Nachdruck auszuführen. Die Maratten brachen unter Anführung des Rama-gee Punt aus Choul auf, und James lief mit dem Protector von 44 und zwey andern Schiffen von 20 Kanonen aus, um den Hafen zu blokiren. Wenig Tage nachher folgte der Admiral mit den übrigen Schiffen. Die ganze vereinigte Flotte bestand nunmehr aus vier Schiffen von der Linie, von 70, 64, 60 und 50 Kanonen, eins von 44, drey von 20, ein Grab von 12 und fünf Bombardiergaliotten, in allen vierzehn Schiffe. Außer den Seeleuten hatten sie an Bord 800 Europäer und 2000 Sepoys, unter Anführung des Oberflieutenants Elve.

Die berühmte Festung Sberia liegt auf dem Vorgebirge eines felsigen Landes, eine englische Meile von dem Eingange eines großen Hafens, der die Mündung eines Flusses ist, welcher von den balagatschen Gebirgen herabströmt. Die funfzig Fuß hohen Felsenwände berühren von allen Seiten das Wasser, und auf diesen Felsen sind die Festungswerke angelegt, die eine doppelte Mauer mit runden Thürmen haben. Die Erdzunge, wodurch das Vorgebirge mit dem festen Lande zusammenhängt, ist sehr schmal und blos eine Sandmasse; wo aber das Erdreich sich ausdehnt, findet man eine große offene Stadt, an welcher der vorbesagte Fluß vorbeystromt. Auf den Erdzungen waren die Werke zum Schiffbau angelegt. Damals befanden sich zehn Grabs hier, die mit Launen zusammengebanden den Werften gegenüber lagen.

Angria gerieth bey Erscheinung der Flotte in so-<sup>1756</sup>ches Schrecken, daß er die Stadt verließ, und sie seinem Bruder zur Vertheidigung übergab. Er ging gerade zu den Maratten, die sich unweit der Stadt gelagert hatten, und bemühte sich den Rama-gee Punt dahin zu vermögen, eine Kanzion für sein Fort anzunehmen; er versprach eine große Summe Geld zu erlegen, wenn man mit ihm Friede machen wollte. Der Maratten- General aber benutzte seine Unbesonnenheit, behandelte ihn als einen Gefangenen, und erpreßte von ihm einen Befehl an seinen Bruder, das Fort den Maratten zu übergeben; seine Absicht war, es heimlich in Besitz zu nehmen, und die Engländer von allem Antheil an der Beute auszuschließen.

Der Admiral bekam hievon Nachricht; er näherte sich daher ohne Verzug dem Fort, und foderte es auf. Da keine Antwort erfolgte, formirte er seine Linie, und fing in einer Entfernung von funfzig englischen Ellen an, die Festungswerke aus 150 Kanonen und vielen Mörsern zu beschießen. In zehn Minuten Zeit fiel eine Bombe auf einen von den feindlichen Grabs, und setzte ihn in Brand, die andern Grabs konnten sich nicht so geschwind losmachen, als nöthig war, und hatten daher das nämliche Schicksal; so daß in weniger als einer Stunde diese Flotte, die funfzig Jahre lang das Schrecken der malabarischen Küste gewesen war, gänzlich vernichtet wurde. Während der Zeit die Flammen wütheten, fuhr man mit der Kanonade und dem Bombardement beständig fort, und brachte das feindliche Fort zum Schweigen; dennoch sahe man kein Zeichen von Übergabe, da sich

1756. die Nacht näherte. Ein Deserteur brachte indessen die Nachricht, daß das Fort am folgenden Tage den Maratten übergeben werden würde, worauf Clive sofort mit den Truppen landete, und um das Vorhaben der Maratten zu vereiteln, postirte er sich zwischen ihnen und dem Fort. Mit Tagesanbruch loderte der Admiral den Ort abermals auf, mit der Erklärung, daß, wenn man mit der Uebergabe länger als eine Stunde verzögerte, er den Angriff erneuern und niemand bey der Eroberung verschonen würde. Der Commandant bat hierauf um einen Waffenstillstand, unter dem Vorwand, daß er erst des Angria Befehle hierüber erwarten wollte. Der Admiral aber gab diesem Gesuch kein Gehör, und fing von neuem zu feuern an. In einer Viertelstunde sahe man nun die Friedensfahne von den Wällen wehen, dennoch aber wollte man keine englischen Truppen ins Fort lassen. Das Feuer von allen Schiffen wurde nun lebhafter als jemals, worauf die Besatzung von den Mauern herunter rief, daß sie bereit sey sich zu ergeben; Clive nahm also ungestümt Besiz vom Fort. Man fand, daß die Kanonade zwar den größten Theil der Festungswerke ruinit hatte, dabey aber war der Felsen noch immer ein unbezwingbares Bollwerk, so daß, wenn die Feinde muthig ausgehalten hätten, der Ort nur allein durch eine regelmäßige Belagerung von der Landseite konnte erobert werden. Die Beute bestand in 200 Kanonen, 6 Mörsern, und einer großen Menge Munition, desgleichen Kriegs- und Seegeräthe aller Arten. Das Geld und andre Sachen von Werth, belief sich auf 120,000 Pf. St. Es wurde alles

unter die Sieger vertheilt, ohne etwas für die englisch-ostindische Compagnie zurück zu behalten. Außer den verbrannten Schiffen lagen hier noch zwey andre in den Werften, eins derselben war für 40 Kanonen eingerichtet; beide wurden nun zertrümmert. Während der Zeit man die Beute an Bord brachte, foderten die Maratten andre Forts auf, die sich ihnen alle ohne Widerstand ergaben, so daß sie in Monatsfrist sich wieder im Besiß aller Ländereyen befanden, die ihnen die Familie des Angria entrissen hatte, und die sie seit siebenzig Jahren nicht mehr hoffen wieder zu bekommen. Die englische Flotte ging im Anfange des Aprils nach Bombay zurück, und bald darauf segelte sie nach Madras, wo Watson den 12ten May anlangte.

Das von hier aus in Begleitung des Nabobs abgeschickte Detaschement, dessen Absicht war, den Tribut von den nordischen Polygars einzusammeln, erreichte den Endzweck, ohne Feindseligkeiten zu begehn. Ungefähr funfzig Meilen nordwärts von Madras liegen die Districte drey sehr angesehener Polygars, des Bangar Natcham, des Damerla Venkipatth, und des Bom-ranze. Der erste ist im Besiß des am Ufer gelegenen Orts Cottapatnam, und seine vornehmste Stadt Venkat-Gherri liegt funfzig Meilen landeinwärts; die Districte der andern liegen mehr nach Süden, und die Gränzen des Bom-ranze sind nur dreyßig Meilen von der Stadt Arcot entfernt. Alle drey Polygars erkannten den Nabob für ihren Oberherrn und willigten folgen den Tribut zu zahlen: Bangar Natcham 140,000, Damerla 100,000,

1756. und Bom-randje 80,000 Rupien. Obgleich diese Summen lange nicht dem Rückstande gleichkamen, so nahm man sie doch an, weil man sie nicht bekriegen wollte, und der Nabob die Truppen wider einen andern weit ansehnlichern Lehnsassen zu brauchen wünschte. Dies war der berühmte Mortiz-ally von Belore, dessen Reichthümer, ausgebehnte Ländereyen und Nachbarschaft von Arcot ihm in der Provinz fast so viel Ansehn als dem Nabob selbst gaben. Die Unabhängigkeit, die dieser verhaßte Rival zu erkennen gab, kränkte den Nabob so sehr, daß die Regierung in Madras endlich seinem dringenden wiederholten Bitten nachgab, und ihm Truppen zur Eroberung von Belore bewilligte. Man verstärkte das bereits im Felde stehende Corps, das jetzt aus 500 Europäern und 1500 Sepoys bestand. Der Phousdar Mortiz-ally erfuhr kaum die Annäherung der Engländer, als er sich an den Gouverneur in Pondichery wandte, der darauf an die Regierung in Madras schrieb, daß er ihr Vorhaben auf Belore als einen Friedensbruch ansähe, und daß er die Feindseligkeiten wieder anfängen würde, wenn man die englischen Truppen nicht gleich zurück beriefe. Um dieser Drohung Gewicht zu geben, ließ er 700 Europäer und 2000 Sepoys ins Feld rücken.

Dieses mutthige Betragen des Gouverneurs leyrit grin dete sich auf die erhaltene Nachricht, daß die englische Escadre sich zum Kriege mit Angria rüstete, und also noch in vielen Monaten nicht wieder auf der Küste von Coromandel erscheinen dürfte. Der Major Kilpatrick hatte sich indessen nahe bey Belore ge-

lagert, und fand den Ort zu sehr befestigt, um mit so wenigen Truppen, als er bey sich hatte, eingenommen zu werden; hierzu kam seine Besorgniß wegen der Franzosen, die ihm im Rücken stunden. Mortiz-ally aber befand sich in noch größerer Unruhe, denn außer der Furcht vor einem lebhaften Angriffe, war für ihn nichts so schrecklich, als französische Truppen ins Fort einzunehmen, ob er gleich, um die Engländer zu hintergehn, erklärte, daß er diesen Schritt thun würde, sobald sie den Ort zu beschießen anfangen. Da also beide Theile dringende Ursachen zu einem Vergleiche hatten, so begab sich Mahomed Issoof nach Belore, um wegen den Bedingungen zu unterhandeln. Der Phousdar, voller Angst und Ungebuld, hatte schon vorher seinem Agenten in Madras Befehl gegeben, der englischen Regierung Vorschläge zu thun, die wegen der Franzosen in Sorgen stand. Der Agent wußte diesen Umstand gut zu nutzen, und kam vorläufig mit den Engländern überein, daß sie gegen Bezahlung von 100,000 Rupien an die Compagnie ihre Truppen zurückrufen wollten. Diesem Vergleich zufolge wurde ein Mitglied der Regierung nach Belore geschickt, der bey seiner Ankunft mit Verwunderung hörte, daß Mortiz-ally bereits einen andern Vergleich mit Kilpatrick eingegangen war, worin er 400,000 Rupien zu bezahlen versprochen hatte, wenn die Truppen gleich zurück marschiren wollten, und daß er auch schon auf Abschlag der verglichenen Summe einige versiegelte Geldsäcke herausgeschickt habe, die wie er sagte, 20,000 Rupien enthielten. Mittlerweile aber war auch der Agent aus Madras bey Belore ange-

1756. kommen, und hatte durch geheime Mittel von der Instruction des Abgeordneten alle Umstände erfahren; er begab sich daher ins englische Lager, und versicherte von des Phousbars Bereitwilligkeit, die verlangten 100,000 Rupien zu bezahlen. In dieser Verlegenheit hielt der englische Abgeordnete es fürs beste, seinen Auftrag zu verleugnen, mit dem Vorgeben, daß er blos gekommen sey, das dem Major Kilpatrick bewilligte Geld in Empfang zu nehmen. Um dieses noch mehr zu bestätigen, entschloß er sich sogleich nach Arcot abzureisen, wobey er sagte, daß er dem Major alles überliesse, auch nöthigenfalls nach Gurdünken Feindseligkeiten anzufangen. Dieses beunruhigte Mortiz-ally so sehr, daß et gleich Boten an die französischen Truppen absandte, mit der Bitte sich zu nähern; zu eben der Zeit aber schickte er seinen Agenten dem Abgeordneten nach, um von ihm eine Conferenz in Belore zu erbitten, wobey er mit anscheinender Unterwürfigkeit versprach, alles einzugehn, was die Engländer in Ansehung seiner Streitigkeit mit dem Nabob bestimmen würden. Der Abgeordnete kehrte hierauf ins Lager zurück, und begab sich in Begleitung des Jsoof und zwey englischer Offiziers nach der Stadt.

Der Phousbar gab ihnen ein prächtiges Gastmahl, und verfügte sich nachher mit ihnen in sein Cabinet, wo er, anstatt den mit Kilpatrick gemachten Vergleich zu erfüllen, durchaus leugnete, je an einen solchen Gedacht zu haben. Der gegenwärtige Jsoof, der die Unterhandlung gepflogen hatte, erzählte hierauf alle Umstände derselben. Der Phousbar ließ ihn ruhig



ausreden, und sagte ihm sodann ins Gesicht, daß alles Lügen wären. Iffsoof sprang von seinem Sitz auf, und legte die Hand an den Dolch; der feighe-<sup>1756</sup>zige Mortiz-ally fing an zu schreyen, und seine Soldaten wollten schon ins Zimmer stürmen; der Abgeordnete aber legte sich ins Mittel, und überzeugte ihn, daß seine eigne Sicherheit verlangte, sie nicht näher kommen zu lassen. Die Conferenz wurde nunmehr foregesetzt, jedoch zeigte der Piousdar keine Lust, mehr als 200,000 Rupien zu bezahlen, dagegen er von der Regierung in Madras das Versprechen verlangte, daß er nie wieder weder von den Engländern noch von dem Nabob beunruhigt werden sollte. Der Abgeordnete glaubte, daß diese Summe keine Entschädigung sey, alle künftigen Absichten auf diesen wichtigen Ort aufzugeben, er brach daher die Unterhandlung ab, und ging ins Lager zurück.

Mittlerweile waren die Franzosen bis Arni vorgerückt. Diese Bewegung that den Feindseligkeiten der Engländer Einhalt. Da man nun keine weitern Vorschläge von Mortiz-ally hörte, so marschirte Kilpatrick nach Arcot, und die Franzosen gingen nach Pondichery zurück. Die Regierung in Madras hatte diese Expedition bloß dem Nabob zu gefallen unternommen, daher ihr der schlechte Erfolg wenig Kummer machte; sie war nunmehr im Stande, mit desto größerm Nachdrucke die Länder von Madura und Tinivelly zum Gehorsam zu bringen.

Manhute Khan, der den Pulitaver bekriegte und ging nach Tinivelly, um es nicht anders geschehn konnte,

1756. als wenn er den Darleihern Anweisungen auf Ländereyen gäbe. Mittlerweile aber machten Pulitaver, Moobemiah und Nabi Eawn Cateck größere Entwürfe. Der erstere hatte mehr durch seine Klugheit und Thätigkeit als durch seine Macht sich bey den besitzlichen Polhgars von Tinivelly in große Achtung gesetzt. Der mächtigste dieser Polhgars war der von Badagherry, dessen Ländereyen an Pulitavers Ländereyen gränzten, allein sie an Umfang und Volksmenge weit übertrafen. Er unterwarf sich jedoch blindlings seinem Gutachten, und ließ seine Soldaten gleich marschiren, so bald es Pulitaver verlangte. Die östlichen Polhgars waren unter der Leitung des Catobominaig. Man schlug eine Conföderation unter beiden Abtheilungen vor; allein Catobominaig, der wegen seiner den Engländern gegebenen Geißel besorgt war, die sich in Tritchinapoly befanden, schlug diese Vereinigung ab; dagegen aber versprachen die Polhgars von Madura ihren Beystand, auch traten die von Mattam zum Bunde.

Eine so große ausgebreitete Conföderation konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Die Regierung in Madras bekam davon durch den Capitain Calliaud Nachricht, der in Tritchinapoly commandirte, und der Nabob erhielt sie von dem Statthalter von Madura. Man war hierüber nicht wenig beunruhigt, denn die Provinz Madura ist wegen ihrer Lage, ihrem Umfang und Vertheidigungsörtern, das Bollwerk sowohl von ihrem eignen Lande als von Tinivelly. So überzeugt auch die Regierung von der großen Unfähigkeit des Naphuze Khan gewesen war, so hatte sie

Ihn doch aus Achtung für den Nabob bisher mit 1756. Nachsicht behandelt; da sie aber nun durch sein übles Betragen das Ganze in Gefahr sahe, beschloß sie selbst die Verwaltung dieser Länder zu übernehmen. Ein reicher Einwohner von Tinivelly, Namens Moodilee, kam um diese Zeit nach Madras, und erbot sich das ganze Land in Pacht zu nehmen; allein es war Zeit erforderlich, nebst genauen Kenntnissen des Gegenstandes, um wegen der Bedingungen einig zu werden. Indessen war es nöthig, schleunige Maasregeln zur Vertheidigung des Landes zu ergreifen; da jedoch keine Europäer aus dem Carnatick entbehrt werden könnten, so schickte man 1000 Sepoys dahin, zu welchen noch einige Truppen des Nabobs und die dem Maphuze Khan übrig gebliebenen stießen. Das ganze Corps wurde der Anführung des Jsoof übergeben, der sich bey so vielen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte.

Mittlerweile waren Pulitqber, Nabi Canon Cateck und Moodemisch mit ihren Bundsgenossen ins Feld gerückt, und hatten sich in der Nähe von Madura bey Chevelperere gelagert. Dieses Fort liegt an dem Fuße der westlichen Gebirge, und die Vertheidigung desselben, wie auch der umliegenden Gegenden war dem Abdul Rahim anvertraut, einem Stiefbruder des Nabobs und des Maphuze Khan. Seine Truppen bestanden, 200 Sepoys ausgenommen, in zusammengerafftem Landvolk und 500 Reitern, der Kern von des Maphuze Khans Cavallerie, die sämtlich Muhamedaner waren, und auf die Indier als Soldaten mit der äußersten Verachtung herabsah. Sie munterten ihre Befehlshaber zu einer Schlacht

1756. auf, die auch ihrem Ansuchen Gehör gaben; sie wurden aber umringt und geschlagen. Die Reiter hieben sich jedoch muthig durch, obgleich mit großem Verlust, und warfen sich in Chevelpetore. Hier wollte Abdul Rahim sich behaupten, bis er entweder von Madura oder Tinivelly Hülfe bekam, allein die Reiter, welche lange keinen Sold erhalten hatten, und sich fürchteten ihre Pferde während der Belagerung aus Mangel an Proviant zu verlieren, wollten davon nichts hören, und verließen alle das Fort; viele von ihnen gingen zu den Feinden über. Die Folge davon war die Einnahme des Forts, das sich nur wenige Tage hielt; die vornehmsten Befehlshaber waren jedoch so glücklich zu entfliehen.

Diese Vortheile vermochten die Polygars von Madura, die bisher nur Zuschauer gewesen waren, sich mit den andern zu verbinden, so daß die ganze Macht nun aus 25000 Mann bestand, unter denen 1000 Reiter waren. Ihre Anführer beschloßen erst dem Maphuze Khan in Tinivelly eine Schlacht zu liefern, bevor sie die Stadt Madura angriffen. Dieser hatte den Catobominaig vermittelst der Einräumung einiger Districte dahin gebracht, sich nebst den andern östlichen Polygars mit ihm zu verbinden; seine besten Truppen waren jedoch die englischen Sepoys und 1500 Mann Cavallerie. Es kam den 21sten März unweit Tinivelly zur Schlacht; man focht von beiden Seiten mit mehr als gewöhnlichem Muth, bis Moodemiah todt vom Pferde stürzte. Nun retteten sich alle Waldbewohner mit der Flucht; 2000 Colleties wurden niedergeschauen, und 300 Pferde nebst et-

sen ihren Kanonen und Elephanten erbauet. Dieser <sup>1756.</sup> Sieg rettete Madura, denn die Armee der Waldfürsten wurde dadurch ganz zerstreut, und jedermann eilte nach Hause.

Die Nachricht von diesem Siege kam nach Tritchinapoly, da Iffoof eben fertig war aufzubrechen. Sein Corps bestand aus 1200 Sepons, 100 Roffern und 150 Colliers; er hatte vier Feldstücke bey sich und eine schwere Kanone, die von Europäern bedient wurde. Der König von Tanjore sowohl als der Poligar Kondiman waren eingeladen worden, ihre Truppen dazu stoßen zu lassen, allein der König, der mit der Regierung in Madras wegen ihrer Einmischung in seiner alten Sache nicht zufrieden war, schlug es ab; der Poligar aber bewilligte es.

Catobominaig und der Poligar von Triaporum hatten mit dem Capitain Calliaud wegen Austöfung ihrer Geisel Unterhandlung gepflogen, und man war überein gekommen, daß das Lösegeld bezahlt werden sollte, sobald sie dem Kondiman überliefert würden. Iffoof nahm daher die Geisel mit sich, und übergab sie dem Poligar, worauf er seinen Marsch fortsetzte, ohne erst die Waldtruppen zu erwarten, die noch nicht in Bereitschaft waren, und langte den 6ten April in Madura an. Der Commandant dieser Stadt, Dainisch Mend Khan, wünschte Iffoof von aller Einmischung in Garnisons-Angelegenheiten auszuschließen, allein dieser Anführer untersuchte mit seiner gewöhnlichen Sorgfalt alles aufs genaueste; er fand nichts als Unvorsichtigkeit, und an allem fehlte, so daß dieser widerstandlos an ihm übergeben worden

1756. wäre, wenn auch nur blos die Collieres einen Versuch darauf gewagt hätten. Dennoch geschah es mit großem Widerwillen, daß sich der Commandant bequeme eine Verstärkung von 200 Sepoys in die Stadt aufzunehmen. Jssoo marschirte hierauf nach Chevelpore, das unerachtet der letzten Niederlage noch immer in feindlichen Händen war; bey seiner Annäherung aber wurde das Fort geräumt. Er ließ hier eine Besatzung zurück, und vereinigte sich bey Coetar mit der Armee des Maphuze Khan.

Bisher hatte Jssoo von den Landeseinkünften noch kein Geld einsammeln können, das ihm doch zum Unterhalt seiner Truppen höchst nöthig war. Die Verheerungen der Polygars hatten diese Länder zu Wüsten gemacht. Maphuze Khan war in noch größerer Verlegenheit, denn er befand sich unfähig so wenig die mit dem Obersten Heron festgesetzten Nachgelde zu entrichten, als seine Truppen zu bezahlen, ja er konnte nicht einmal ihnen den täglichen Unterhalt verschaffen. Dieser Geldmangel beraubte ihn der nöthigen Autorität über die Zemabars, oder Befehlshaber der Reiteren, die in Indostan, so wie vor Alters in Italien, ihre Schaaren vermiethen, und bey diesem Handel nicht wenig gewinnen. In allen andern Theilen seiner Administration fand man eben so große Unordnungen, und eine gänzliche Zerrüttung, die noch durch die Trägheit und Unentschlossenheit seines Charakters gekrönt wurde.

Die Armee rückte nun in die Wälder, und lagerte sich bey Collorepettah, einem starken Fort, das dem Polygar Condam-naique gehörte, der unter allei-

len Vornamen den schuldigen Tribut zu zahlen verweigerte. <sup>1756:</sup> Iffoof wollte sich nicht verspotten lassen; er stürmte daher das Fort, das aber wohl vertheidigt wurde, so daß er 33 Tödt und Verwundete unter den Seinigen zählte. Es wurde jedoch erobert, und alle Collieres, die noch lebten, nebst ihrem Polngar zu Gefangenen gemacht. Dieses Beispiel verbreitete ein so großes Schrecken unter allen benachbarten Waldfürsten, daß sie sich entweder in Person oder durch Abgeordnete unterwarfen; selbst Pulitaver that Friedensvorschläge. Nur allein der Polngar von Calancandan schlug es ab zu gehorchen; Iffoof griff daher sein Fort an, und eroberte es.

Die Regierung in Madras hatte seit dem Rückzuge ihrer Truppen von Belore keine Veranlassung neue Feldzüge im Carnatick vorzunehmen, mit Gefahr die Franzosen wieder aufzubringen: und die Regierung in Pondichern, durch Nachrichten geleitet, von denen die Engländer nichts wußten, war ebenfalls abgeneigt, sich in Feindseligkeiten einzulassen, die ihre in Decan erlangten Vortheile hätten schwächen können; da diese ohnehin jetzt in großer Gefahr und Ungewißheit waren.

Salabad - jing war im Februar wieder ins Feld gerückt, und marschirte auf Savanore los, die Hauptstadt von einem der voormaligen pitanischen Nabobs, durch deren Verrätheren Nazir - jing und Murzafajing waren ermordet worden. Der Nachfolger dieses Nabobs wollte die Autorität des Subah nicht anerkennen, und hatte daher kürzlich ein Bündniß mit dem berühmten Meerut - jing geschlossen, der mit eben

1756. dem Geiste der Unabhängigkeit sich der Oberherrschaft des Saha Rajah, oder Königs aller marattischen Völkerschaften, entzogen hatte. Die Stadt Savanore liegt 200 Meilen südwestlich von Golconda, in einer großen Ebene; sie ist sehr ansehnlich, wohl bevölkert, und mit Mauern, Bastionen und Thürmen umgeben. Unweit davon findet man auf einem Felsen ein sehr starkes Fort, das Bancapour genennt wird. Das Land des Morari-tow liegt 220 Meilen südwärts von Golconda; es gränzt nach Norden an Canout, nach Süden an Colala, und nach Westen an Savanore.

Zur Zeit dieses Feldzugs gegen den pitamischen Nabob und den Marattenfürsten war Seid-Asfar Khan nicht mehr Duan oder oberster Minister des Salabad-sing; denn ungeachtet seiner Eidschwüre, wodurch er 1753 in Aurengabad die Versöhnung mit Bussy besiegelt hatte, arbeitete er insgeheim alle seine Entwürfe zu vereiteln. Sobald Bussy hiervon überzeugt wurde, nahm er ihm seine Würde, und erteilte sie Schanavaze Khan, der sie schon ehemals lange besessen hatte, und die Franzosen eben so sehr wie sein Vorgänger haßte, allein es mit großer Vorsicht verhandelt.

Jaffer-Ally Khan, der vorige Nabob von Rajahmundrum, hatte Lehnsländer in Decan von Salabad-sing erhalten, als er ihm 1754 in Aurengabad huldigte, und seiner Lehnspflicht zufolge begleitete er seinen Obern nun mit einem Corps Truppen. Man hielt ihn für einen muthigen Krieger, und da Statthalterschaft verloren, weil man die Pre



französischen Compagnie eingeräumt hatte, so hegte er einen tödtlichen Haß gegen Bussy und alle Franzosen; er vereinigte sich also mit Schanavaze Khan. Beide hatten zahlreiche Anhänger, die alle zusammen eine mächtige Partey formirten, und entschlossen waren alles anzuwenden, um die Europäer vom Salabad-jing zu entfernen.

Der Friede zwischen dem Subah und Balagerow dauerte noch immer fort, daher sollte nach dem Entschlusse des Duans der letztere den Morari-rom angreifen, während der Zeit Salabad-jing auf Savanore losgehn würde. Der thätige Morari-rom aber kam ihnen zuvor, und verstärkte die Besatzung dieser Hauptstadt mit einem beträchtlichen Corps Maratten, die er selbst anführte. Die französische Compagnie war ihm noch von dem Kriege im Carnatick her eine große Geld-Summe schuldig, wofür ihm die Regierung in Pondichern eine Verschreibung gegeben hatte. Da man an keine Bezahlung dachte, so drohete er beständig bey der nächsten Gelegenheit den Franzosen allen möglichen Schaden zu thun. Die große Macht aber, die jetzt gegen ihn anrückte, verursachte jedoch, daß er in geheim an Bussy den Antrag that, seine Ansprüche auf die französische Compagnie aufzugeben, wenn er zwischen ihm und Balagerow eine Ausöhnung gegen billige Bedingungen bewirken wollte. Es kam zur Unterhandlung, die Bussy ganz allein übernahm, und die ihm der Duan auch willig überließ. Man weiß keine nähern Umstände von diesem Vergleich, als daß sowohl Nabob von Savanore als Morari-rom sich unterwerfen, und jetzt an Bussy die Verschrei-

1756. bung der französischen Compagnie zurück gab. <sup>7</sup> So-  
 bald der Friede geschlossen war, nahm der Duan die  
 Larve ab, und stellte Salabad - jing vor: „Daß die  
 „Stadt Savanore leicht hätte eingenommen werden  
 „können, wenn Bussy nicht die Vortheile seiner Na-  
 „tion dem Interesse des Subah vorgezogen; daß die  
 „Franzosen ihm noch nichts von den Einkünften der  
 „Provinz Arcot gegeben, ob es gleich bereits fünf  
 „Jahre sey, daß sich die Verwaltung dieses Landes in  
 „ihren Händen befände; dagegen ersuchte eben jezt  
 „Mahomed - Ally, der Bundsgenosse der Engländer,  
 „um die Bestallungsbrieife, wobey er einen jährlichen  
 „Tribut von 3,200,000 Rupien zu setzzen verspro-  
 „chen, außer einem gegenwärtigen Geschenke von  
 „1200,000 Rupien, das er gleich nach Empfang der  
 „Patente machen wollte.“

Es erhellt aus der oben erzählten Kriegsgeschichte,  
 daß durch den Widerstand der Engländer die Fran-  
 zosen bey ihrem Titularbesiß der Provinz Arcot eben  
 nicht viel gewonnen hatten; auch ist schwer zu bestim-  
 men, in wiefern das Vorgeben wegen des Nabobs  
 Anerbieten gegründet war, da die Regierung in Ma-  
 dras nichts davon wußte; genug es scheint, daß es  
 Bussy glaubte. Der Haß des Jaffer - ally Khan  
 gegen die Franzosen war ohne Gränzen, daher er auch  
 beständig mit den Engländern Briefe wechselte, und jezt  
 so weit ging, den Subah ohne den geringsten Grund  
 zu versichern, daß, wenn er die französischen Truppen  
 entfernen wollte, ihre Stelle sogleich durch eine gleiche  
 Anzahl Engländer wieder ersetzt werden würde. Die  
 Faction gegen die Franzosen wurde täglich stärker,

und Salabad-jing, so viel Hochachtung er auch für Bussy hatte, befaß nicht Entschlossenheit genug, dieser mächtigen Verbindung zu widerstehen.

Schanavaze Khan theilte nun seinen Entwurf dem Balagerow mit, und bat um seinen Beystand als in einer gemeinschaftlichen Sache, wobey er ihm als das kürzeste und sicherste Mittel vorschlug, den Subah und den Decan von diesen gefährlichen Feinden zu befreien, den unbezwinglichen Bussy zu ermorden. Zwischen diesem vortreflichen Befehlshaber und Balagerow waren mancherley Höflichkeitsbezeugungen vorgefallen, nicht allein in diesem Feldzuge, sondern schon bey andern Gelegenheiten, und Beide schätzten einander hoch. Dieser Umstand, und der edle Charakter des marattischen Großfeldherrn, der sich unter den Großen in Indostan hierin so sehr auszeichnete, verursachte, daß er den Antrag mit Abscheu verwarf; auch wollte er nichts von dem Vorschlage hören, die französischen Truppen anzugreifen, denn er hatte die Absicht, sich mit Bussy vielleicht selbst zu verbinden, im Fall keine Ausöhnung zwischen ihm und Salabad-jings Ministern geschehen sollte. Obgleich der Duan durch die abschlägige Antwort des Balagerow stusig gemacht wurde, so beharrte er doch bey seinem Vorsatz, und meldete Bussy im Namen des Subah die Entlassung der französischen Truppen aus seinem Dienste, mit Befehl ohne Verzug sich mit ihnen aus seinen Staaten zu entfernen; wobey er aber versprach, daß, wenn sie keine Feindseligkeiten begingen, man sie ungestört fortreisen lassen würde.

1756.  
w

Bussy wußte nur zu wohl, daß Salabad-jing diese Entschließung mehr aus Schwachheit als aus Abneigung gefaßt hatte, und schmeichelte sich, daß irgend ein günstiger Vorfall bey einer an Begebenheiten immer fruchtbaren Regierung ihn bald wieder dahin bringen würde, die französischen Truppen zurück zu rufen; er empfing daher diesen Befehl ohne den geringsten Unwillen zu zeigen, im Gegentheil sagte er, daß er so sehr als seine Feinde wünschte, eine Verbindung aufzugeben, die mit so viel Eifersucht und Mißvergnügen verknüpft wäre. Die Heere standen damals im Lager; Bussy brach sogleich mit seinen Truppen auf, und lagerte sich in einiger Entfernung von der Armee des Salabad-jing, woben er sagte, daß seine Absicht wäre nach Masulipatnam zu marschiren. Er fertigte indessen Eilboten nach Pondichery ab, um die Regierung zu ersuchen, mit der möglichsten Geschwindigkeit alle Truppen, die man nur immer auf der Küste von Coromandel entbehren könnte, dorthin zu schicken. Der Subah, der nun gänzlich von Schanavaze Khan regiert wurde, sandte auch Briefe nach Madras, denen ein Agent folgte, mit Ersuchen an die Regierung, ihm so geschwind als möglich ein Corps Truppen zu senden, um ihm die Franzosen aus seinen Staaten vertreiben zu helfen.

An dem nämlichen Tage, als die Franzosen die Armee des Salabad-jing verließen, schickte Valagerom einige seiner vornehmsten Befehlshaber zu Bussy, um ihm förmlich zu seiner Trennung von einer so treulosen und undankbaren Nation, als die Mohren wären, Glück zu wünschen. Dies waren seine eigentlichen

Ausdrücke. Er ließ ihm dabei eine Verbindung mit <sup>1756.</sup> den Maratten antragen, und zwar unter eben den Bedingungen und mit eben den großen Vorteilen für die französisch-ostindische Compagnie, als Salabad-jing bewilligt hatte; kurz, die Franzosen sollten Hülfstruppen der Maratten werden, und in ihrem Sold stehen. Bussy schlug dies Anerbieten mit der Entschuldigung aus, daß er von der Regierung in Pondichery abhinge, und trat seinen Marsch an. Balagerow zeigte dabei eine der alten Ritterschaft würdige Denkungsart, und schickte ein Corps von 6000 Maratten ab, mit Befehl Bussy zu begleiten, bis er völlig in Sicherheit seyn und nichts mehr von Salabad-jings Truppen zu besorgen haben würde; und um diese Höflichkeit vollkommen zu machen, so wurde die Anführung dieser Cavallerie einem der vornehmsten Marattenfürsten, Namens Malarjee Holcar, angetragen, der außer seinem Range, Reichthümern und erworbenem Ruhm, als ein vortreflicher Feldherr bekannt war.

Die französischen Truppen, mit denen Bussy diesen denkwürdigen Rückzug machte, bestanden in 600 Mann europäischer Infanterie, 200 Husaren, Dragonern und Grenadiers zu Pferde, und 5000 wohl disciplinirter Sepoys nebst einem starken gut besetzten Zug Feldartillerie. Diese Truppen, in Verbindung mit der marattischen Cavallerie, waren vollkommen im Stande, es mit der ganzen Macht des Salabad-jing aufzunehmen. Nach einem achttägigen Marsche, da man erwartete, daß eine Verfolgung ähnliche wahrgenommen werden würde, ließ Bussy die Maratten

1756. mit dem lebhaftesten Dank, den er mit Geschenken an Holcar und Balagerow begleitete. Er irrte sich aber sehr in Ansehung seiner Sicherheit; denn Schanaraze Khan, der durch seine Kundschafter sehr schleunige Nachricht von dem Abzuge der Maratten erhielt, ließ nun 25000 Mann eiligst aufbrechen, um die Franzosen zu verfolgen. Das Commando dieser Armee hatte Jaffer-Ally Khan, der geschworne Feind des französischen Namens. Zugleich wurden an alle benachbarte Provinzen Befehle gesandt, dem Marsch der Franzosen alle nur mögliche Hindernisse in Weg zu legen. Niemand aber wagte diesen Befehl zu vollziehen, bis sie das Land eines Pelygars, Maladiran genannt, erreichten, nahe bey den Ufern des Kristna, 90 Meilen von Hyderabad. Dieser Waldfürst, der sich auf seine Waldungen, Moräste und vielen Abwege verließ, hemmte den Marsch einige Stunden lang, wobey einige Europäer umkamen; unter diesen war ein verdienstvoller Offizier, Namens la Martiniere. Sie kamen endlich aus den Wäldern heraus, und da sie den Kristna wadbar fanden, so langten sie bald an der andern Seite des Ufers an. Kaum aber waren sie alle herüber, als der Fluß zu schwellen anfang, und sich des Subah Armee zeigte. Das wohlthätige Anschwellen hielt die Verfolger vierzehn Tage lang am Ufer auf, und erlaubte den Franzosen ihren Marsch ungestört fortzusetzen. Es waren von hier noch mehr als 200 englische Meilen nach Masulipatnam, und der Weg ging durch ein sehr rauhes und unwirthbares Land. Unter den Europäern befanden sich eine Menge Kranke, die den Zug ungemein er-

Schwertern; die Munition war sehr verringert, der <sup>1756:</sup> Proviant mangelte, und das Geld war noch rarer als alles andre. Die Sepons fingen an zu murren und auszureißen. Duffly wußte, daß diesen mannichfaltigen Uebeln nicht besser als in Hyderabad abgeholfen werden könnte, wo er viele Verbindungen hatte, er änderte daher seinen Entwurf, und nahm den Marsch nach dieser Stadt, woselbst er den 14ten Junius anlangte.

Hyderabad liegt 60 englische Meilen nordwärts vom Kristna, und hat eine zwanzig Fuß hohe Mauer mit runden Thürmen besetzt; ein Theil derselben wird vom Fluß Moussi bewässert. Ueber denselben befindet sich eine steinerne Brücke 300 englische Ellen lang, jedoch ohne Bogen. Die Besatzung hier war nur geringe, da die meisten Truppen zum Heer des Subah gestossen waren.

Die Franzosen lagerten sich nahe bey der Stadt, deren Einwohner hierüber in großes Schrecken gerieten, das jedoch Duffly durch seine Zusicherungen bald stillte; er versprach niemand etwas zu thue zu thun, wenn man seine Soldaten als Freunde behandeln würde. Dies geschah, und eine friedliche Verbindung fand bald zwischen der Stadt und dem Lager Platz; die Bethster liehen sogar große Summen Geld an Duffly auf seinen eignen Credit, womit er den rückständigen Sold der Sepons bezahlte. Diese aber, anstatt damit zufrieden zu seyn, verlangten noch Geld voraus, weil sie wegen der Zukunft nicht ganz ~~offen~~ besorgt waren; da man ihnen dies nun versagte, so liehen sie Compagnienweis davon. Eine

1756. Anzahl Büffelochsen, deren man sich zum Getreide-Transport bediente, wurden 15 Meilen von der Stadt mit ihren Ladungen durch die Truppen des Districts weggenommen, die sich mit einigen herumstreichenden Maratten verbunden hatten. Bussy sandte hierauf einen Agenten, Namens Komi Khan, dessen er sich gewöhnlich zu Bottschaften bediente, zum Commandanten der Stadt, mit Ansuchen ihm die Büffelochsen wieder zu zustellen, oder dafür den Werth zu erlegen. Der Befehlshaber, Ibrahim-ally, war ein Neffe des Jaffer-ally Khan und auch sein Schwiegersohn, folglich ein eben so großer Feind der Franzosen wie sein Onkel, daher er die Botschaft verspottete, und den Abgeordneten verächtlich behandelte. Dieser erwiderte das Betragen auf eine ähnliche Weise, worauf Schimpfreden erfolgten, die Komi Khan auf der Stelle rächte, und dem Ibrahim-ally seinen Dolch durchs Herz stieß, allein von dem Gefolge des Ermordeten auch sogleich niedergemacht wurde. Dennoch erzeugte dieser Vorfall bey den Einwohnern der Stadt keinen Haß gegen die Franzosen, denn das Volk in Indostan ist gewöhnlich so sehr unterdrückt, daß, wenn sie nicht bey dem Tode eines ihrer Obern froh sind, sie doch höchst selten seinen Verlust bedauern; ausgenommen in einigen Provinzen, wo die Religion und das Alterthum mit den Abkömmlingen ihrer alten Beherrscher Liebe und Verehrung verknüpft hat.

So eifertig auch alle Veranstaltungen zum weitem Marsche getroffen waren, so befanden sich die Franzosen doch noch nicht in Bereitschaft, von Hr



abad aufzubrechen, als sie schon die in des Subah 1756. Dienst stehende marattische Cavallerie erscheinen sahen; es waren deren 12000, von mehreren Befehlshabern angeführt, die nicht von Valagerow abhingen, sondern von der mogulischen Regierung lehen in Decan unter der Bedingung erhalten hatten, erforderlichen Falls Kriegsdienste zu leisten. Diese Cavallerie zeigte sich den 26sten Junius, und lagerte sich sechs Meilen von der französischen Armee. Den folgenden Tag wurde Bussy im Namen des Subah aufgefordert, alle seine Artillerie auszuliefern, die sechs Feldstücke ausgenommen, die er aus Pondichery mitgebracht hatte; ferner sollte er allen Attributen seiner mohrischen Würden entsagen. Gegen diese Bedingungen versprach man ihn ruhig nach Masulipatnam ziehn zu lassen. Bussy erwiederte, daß er keine Befehle ihn zu entwaffnen anerkenne, und daß er seine Würden vom Kaiser und nicht von Salabad-jing erhalten hätte. Die Unterhandlung wurde jedoch von beiden Seiten fortgesetzt.

Einige Tage hernach fiel durch die Unvorsichtigkeit eines Husaren-Offiziers ein großes Scharmügel vor, zwischen einem Trupp französischer Reiter und den Maratten, die sie umringten; es wäre keiner dieser Husaren davon gekommen, wenn nicht die französischen Dragoner ihnen zu Hülfe geeilt wären. Die Maratten gaben nun das Gefecht auf, nachdem sie drey Husaren getödtet, und siebenundzwanzig gefährlich verwundet hatten; ihre Beute bestand nur in sechs Pferden und sieben Mützen, die sie als Trophäen an Salabad-jing schickten. Ihre Befehlshaber, durch

1754. diesen kleinen Sieg aufgeblasen, schlugen jetzt so ausschweifende Bedingungen vor, daß Duffin alle Unterhandlungen abbrach, und seine Offiziers zusammen rief.

Er stellte ihnen vor, „daß, da es den französischen Truppen so sehr an Cavallerie fehlte, so würde es kaum der Infanterie und Artillerie allein möglich seyn, den langen Zug von Wagen zu decken, die in so großer Anzahl für die Kranken, für die Bagage, Proviant und Munition erforderlich wären, und zwar auf einem Marsche von 100 Meilen bis Masulipatnam, da sie unaufhörlich sowohl von den Maratten als von der andern herannahenden Reiteren des Subah würden beunruhigt werden. Sollten sie auch so glücklich seyn, alle Hindernisse zu übersteigen, und die besagte Stadt erreichen, so würden neue Uebel sie dort erwarten, weil der Feind sodann unfehlbar in die abgetretenen Provinzen einfallen, sie verheeren, und dadurch die einzige Quelle abschneiden würde, die noch für den Unterhalt der Armee übrig wäre. Er schlug ihnen daher vor, ihren gegenwärtigen Posten zu behaupten, wobey er ihnen sagte, daß die Stadt zwar zu weitläufig und zu schlecht befestigt sey, um sie zu vertheidigen, daß er aber einen Ort darin kenne, der die Truppen nebst aller ihrer Bagage zu halten vermöchte; hier sollten sie sich aufs äußerste wehren, bis die erwartete Verstärkung aus Pondichery käme: er äußerte, wie er noch nicht die Hoffnung aufgab, daß die gute Denkart des Subah endlich die bösen Absichten seiner Minister besiegen, und eine Ausöhnung erzeu-

„gen dürfte, welches höchst wahrscheinlich nie geschehn 1756.  
 „würde, wenn die Armee schon Masulipatnam erreicht  
 „hätte. In jedem Fall bliebe ihnen immer noch der  
 „Rückzug übrig.“

Alle Offiziers fielen ihrem großen Feldherrn bey. Der Posten, wohin sie sich begeben wollten, war ein Lustpalast der alten Könige von Golconda gewesen, und wird noch jetzt der Garten von Charmaul genannt. Er liegt am Ufer des Flusses Moussi, und hat einen Bezirk, der 600 englische Ellen lang und 500 breit ist. Vier große von einander abgeforderte Gebäude machen ein ungeheures Viereck, das eine große Menge Menschen fassen kann. Den folgenden Tag nach gehaltenem Kriegsrath, den 5ten Julius, verließen die französischen Truppen ihr Lager früh Morgens, ohne jedoch ihre Wachen einzuziehen, und ihre Vorposten abzurufen, denn die Maratten waren schon in Bewegung. Dennoch wagten sie nicht die Linie anzugreifen, nur allein die Vorposten, als' sich diese auch wegzogen, wurden angefallen; diese schlugen sie jedoch zurück. Buffin blieb in der Ebene, bis die Nacht einbrach, da denn die ganze Armee nebst aller Baggage glücklich in dem Garten von Charmaul angelangt war.

Der von Salabad - jing abgeschickte Agent war mittlerweile in Madras eingetroffen, nachdem die Regierung schon einige Tage vorher des Subah Briefe empfangen hatte, die der Agent weiter erklären sollte. Nichts konnte den Engländern angenehmer als sei Einladung seyn; denn sie hatten bisher wenig Annung den französischen Einfluß im Decan

Matan - 13-224-230-235-237-245-248-264-290-306-332  
351-366-382-

Pitaneu - 64-65-66-168-190-257-

Jepi - 94-

Wawani - 111-229-